

Historisch-psychologische Biographieforschung: theoretische, methodologische und methodische Argumentationen in systematischer Absicht

Straub, Jürgen

Veröffentlichungsversion / Published Version

Monographie / phd thesis

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Straub, J. (1989). *Historisch-psychologische Biographieforschung: theoretische, methodologische und methodische Argumentationen in systematischer Absicht.*. Heidelberg: Asanger. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-23565>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Comercial-NoDerivatives). For more Information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Jürgen Straub

Historisch-psychologische Biographieforschung

Theoretische, methodologische und methodische
Argumentationen in systematischer Absicht

Mit einem Vorwort von Heiner Legewie

Roland Asanger Verlag Heidelberg 1989

Der Autor:

Jürgen Straub, Dr. phil., Dipl.-Psych., Jahrgang 1958, ist akad. Rat am Institut für Psychologie der Universität Erlangen-Nürnberg.

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Straub, Jürgen:

Historisch-psychologische Biographieforschung : theoretische, methodologische und methodische Argumentationen in systematischer Absicht / Jürgen Straub. Mit e. Vorw. von Heiner Legewie. – Heidelberg : Asanger, 1989
Zugl.: Erlangen, Nürnberg, Univ., Diss., 1988
ISBN 3-89334-506-X

D 29

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 1989 Roland Asanger Verlag Heidelberg

Umschlaggestaltung: Doris Bambach / Ingrid Decher

Printed in Germany

ISBN 3-89334-506-X

F 111
ERZIELUNG D. ERGEBNISSE
richtswissenschaften
726 / 911190
1000 Berlin 30

VORWORT

Eine wissenschaftliche Arbeit ist, wenngleich sie letztlich einem einzelnen zugeschrieben wird, ein Produkt sozialer Prozesse, ein Produkt des Gespräches mit anderen und des sozial vermittelten Selbstverständigungsprozesses des Autors. Schreiben ist an das Medium sprachlicher Verständigung gebunden. Gleichwohl ist das Ergebnis wissenschaftlichen Handelns nicht nur das Ergebnis kommunikativer Verständigungsprozesse. Bei der Abfassung der vorliegenden Arbeit wurde ich von verschiedener Seite tatkräftig unterstützt. Ohne diese Hilfe wäre zweifellos manches anders ausgefallen.

Frau Renate Schäfer, Frau Ingeborg Struck, Frau Anke Voigt und Herrn Matthias Meier danke ich für ihre unschätzbare Hilfe bei Literaturrecherchen und Schreibarbeiten.

Die permanente Mitarbeit von zweien der soeben erwähnten KollegInnen wäre ohne die finanzielle Unterstützung der Deutschen Vereinigung für Politische Bildung e.V., die mir für ein Forschungsjahr gewährt wurde, nicht möglich gewesen. Auch durch das Institut für Psychologie der Universität Erlangen-Nürnberg, namentlich durch die am Lehrstuhl II beschäftigten Mitarbeiterinnen, Frau Dr. habil. Elfriede Billmann-Mahecha und Frau Dr. Ulrike Popp habe ich freundschaftliche Unterstützung erfahren.

Schließlich habe ich von verschiedener Seite Anregungen und Kritik erhalten. Die Arbeit von Herrn Dr. Walter Zitterbarth (Univ. Marburg) hat mir Hinweise zur Klärung meiner Gedanken geliefert. Für die Lektüre des 'Mead-Kapitels' durch Herrn Prof. Dr. Hans Joas (Univ. Erlangen-Nürnberg) bedanke ich mich ebenso wie für die Durchsicht meiner Ausführungen über den Prozeß psychologischer Erfahrungs- und Erkenntnisbildung (Kapitel 4) durch Herrn Dr.habil Ralph Bohnsack (Univ. Erlangen-Nürnberg) und die Unterstützung durch Herrn Prof. Dr. Erhard Olbrich (Univ. Erlangen-Nürnberg). Dr. Berthold Rünger (Hamburg) lieferte wichtige Hinweise für die Endfassung des Manuskriptes. Spuren der Arbeit und der kritischen Anregungen von Herrn Prof. Dr. Joachim Matthes (Univ. Erlangen-Nürnberg) finden sich an mehreren Stellen meines Textes. Dies gilt ebenso für die theoretischen Überlegungen zu einer praktisch-hermeneutischen Handlungspychologie, wie sie von Herrn Prof. Dr. Hans Werbik in den letzten Jahren

angestellt wurden. Ihm danke ich nicht nur für die wissenschaftlichen Anregungen: Das im besten Sinne des Wortes liberale Klima am hiesigen Institut für Psychologie betrachte ich, heute mehr denn je, als conditio sine qua non des wissenschaftlichen Denkens und Handelns, das ohne die Toleranz der Kooperierenden und ohne die Freiheit des einzelnen verblassen, verkümmern und zur Erledigung fremdbestimmter Routinen degenerieren müßte.

Die nicht erwähnten Freundinnen und Freunde wissen, was in drei Worten ohnehin nicht zu sagen ist.

Erlangen 1989

J.S.

Für W.M.

In der europäischen Zivilisation hat der logos über den mythos gesiegt, oder besser gesagt, die Stelle des polymorphen Diskurses haben zwei homogene Gattungen eingenommen: Die Wissenschaft und alles ihr Verwandte fußt auf dem systematischen Diskurs; die Literatur und ihre Spielarten praktizieren den narrativen Diskurs. Doch dieser letzte Bereich schrumpft von Tag zu Tag mehr. ... Ich empfinde das Bedürfnis (und ich sehe darin nichts Individuelles, sonst würde ich nichts Derartiges schreiben), mich an eine Erzählweise zu halten, die eher vorschlägt als aufzwingt; innerhalb eines einzigen Textes wieder zum komplementären Verhältnis von narrativem und systematischen Diskurs zurückzufinden.

Tzvetan Todorov:

Die Eroberung Amerikas. Das Problem des Anderen.

VORWORT VON HEINER LEGEWIE

"Wenn ein alter Mensch stirbt, verbrennt eine Bibliothek." Dieses afrikanische Sprichwort beschreibt menschliches Erfahrungswissen als einen Schatz von Geschichten, die ein Mensch im Laufe seines Lebens sammelt und die er in Erzählungen für andere lebendig werden lässt.

Die wissenschaftliche Psychologie hat sich in ihrer Hauptströmung von einer solchen Erzähkultur weit entfernt und statt dessen nach dem Vorbild einer geschichtslosen Naturwissenschaft entwickelt: Ihr Wissen hat nicht mehr die Form erzählbarer Geschichten, sondern zählbarer Variablen. Der Preis für die Quantifizierung des psychologischen Wissens ist seine sattsam bekannte Alltags- und Praxisferne. Ansätze zur Erneuerung der wissenschaftlichen Psychologie haben in den letzten Jahren zu einer Wiederentdeckung der Geschichtlichkeit des Psychischen, einer Neubewertung des "narrativen Interviews" und Wiederbelebung des Erzählens als Methode der psychologischen Erfahrungsbildung geführt.

Anders als die inzwischen vorliegenden Texte zur Methodik des Erzählens in der Psychologie hat Jürgen Straubs Buch eine grundlagentheoretische Zielsetzung: Das Erzählen selbsterlebter Erfahrungen soll aus seiner anthropologischen Bedeutung als ein dem Gegenstand der Psychologie angemessener Zugang zur Wissensbildung ausgewiesen werden; mehr noch, auch für die wissenschaftliche Darstellung soll die Erzählform – man denke an die Tradition der "Fallgeschichte" – zurückgewonnen werden.

Wie ist das ohne Verzicht auf Wissenschaftlichkeit leistbar? Der Autor geht den Weg einer Grundlagendiskussion, die uns in die Nachbardisziplinen Soziologie, Philosophie und Theorie der Geschichtswissenschaften führt. George Herbert Mead liefert die anthropologische Basis für einen im gesellschaftlichen Handeln begründeten Wirklichkeits-, Subjekt- und Zeitbegriff. Sprachanalytische und geschichtstheoretische Überlegungen weisen der "geschichtlichen Erklärung" einen eigenständigen wissenschaftlichen Status zu: Sie ist erkenntnistheoretisch privilegiert zur beschreibenden Erklärung von zeitgebundenen Ereignisfolgen, d.h. von menschlichem Handeln. Konkretisiert wird das Programm einer "narrativen Psychologie" in der Erhebungsmethode des narrativen

Interviews und in seiner rekonstruierenden Interpretation. Das Wahrheitskriterium für diese Rekonstruktionen ist der im Diskurs angestrebte intersubjektive Konsens.

Hier liegt die Grenze der Erzähltheorie: Die allfälligen Selbsttäuschungen des erzählenden Subjektes wie des zuhörend-interpreterierenden Wissenschaftlers entziehen sich der diskursiven Konsensbildung. Jürgen Straub verweist hier zu Recht auf die Psychoanalyse als kritisch-selbstreflexiven Wissenschaftsansatz. Ich wünsche mir vom Autor, daß er das Projekt einer "narrativen Psychologie" mit der gleichen theoretischen Gründlichkeit und Stringenz weiterverfolgt und auf "nicht oder falsch erzählte Geschichten" ausdehnt.

Heiner Legewie

INHALT

1.	Einleitung und vorbereitende Überlegungen: Begründung und Vorstellung des Programms	4
1.1.	Zur Aktualität der Biographieforschung: Ein Modephänomen?	4
1.2.	Zum Ansatz von Hans Thomae	9
1.3.	Resümee der Kritik Thomaes und Überleitung zum Programm	26

Erster Teil

2.	Metatheoretische und theoretische Argumentationen im Anschluß an die Theorie praktischer Intersubjektivität von G.H. Mead	34
2.1.	Soziale Praxis, Kommunikation und Subjektkonstitution	34
2.1.1.	Gesellschaftliche Praxis als Ansatzpunkt: Zur intersubjektivitätstheoretischen Transformation individualistischer Subjektivitätskonzeptionen	36
2.1.2.	Körper und Geist, Verhalten und Handeln: Eine Anmerkung zum Zusammenhang des analytisch Unterscheidbaren	39
2.1.3.	Sprache, Reflexivität und intersubjektive Praxis: Anthropologische Grundbestimmungen in Meads Handlungstheorie	40
2.1.4.	Rollenübernahme: Zur Dialektik von Sozialisation und Individuierung	48
2.2.	Zur Reproduktivität und Kreativität des Handelns: Meads Strukturierung des personalen Selbst durch die Unterscheidung zwischen 'me' und 'I'	50
2.3.	Moralisch-politisches Handeln und die Ethik von G.H. Mead	71
2.4.	Die zeitliche Struktur der Wirklichkeit	85

Zweiter Teil

3.	Argumente für eine erzähltheoretisch begründete psychologische Biographieforschung	112
3.1.	Vorbemerkungen	112
3.2.	Interdisziplinäre Perspektiven: Narrativistische Elemente einer Metatheorie der historischen Sozialwissenschaften	117
3.2.1.	Exkurs: Ausgewählte Literaturhinweise und Anmerkungen zur 'Historiographie-Debatte'	119
3.3.	Erzählen als Anthropologikum oder als Konstitutionsbedingung von temporal strukturierten Erfahrungen und deren wissenschaftlicher Analyse	129
3.4.	Präzisierende Überlegungen zur darstellenden Funktion von Erzählungen: Das Konzept der dichten Erzählung	138
3.4.1.	Grenzen des Narrativismus: Zum Verhältnis von Erzählung und Beschreibung	144
3.5.	Die autoexplikative Funktion des Erzählers: Erzählungen als Typus der psychologischen Erklärung	150
3.5.1.	Vorbemerkungen: Überwindung des einheitswissenschaftlichen 'Erklärungs-Dogmas'	150
3.5.2.	Das Schema der narrativen Erklärung	155
3.5.3.	Grenzen des Narrativismus: Brüche in der regulativen Idee der Kontinuität und Einheit des Lebenszusammenhangs	162
3.5.4.	Der besondere Status narrativer Erklärungen in den historischen (Sozial-) Wissenschaften	170
3.6.	Autobiographisches Erzählen	177
3.6.1.	Vorverständigung: Erste Unterscheidungen	177
3.6.2.	Autobiographisches Erzählen als konstruktive Erinnerung lebensgeschichtlicher Erfahrungen in Geschichten	179
3.6.3.	Aspekte des formal-strukturellen Aufbaus einer erzählten Geschichte: Die Rolle von Komplikationen	182
3.6.4.	Die Perspektive des erzählenden Subjektes als Aktant: Zwischen Identifikation und Distanzierung	187
3.6.5.	Autobiographisches Erzählen als szenische Darstellungsform: Spuren sozialer Interaktionen in erzählten Lebensgeschichten	189
3.6.6.	Autobiographische Erzähltextrte und die Darstellungsinentionen des Autors: Zugzwänge des Erzählers?	191

Dritter Teil

4.	Der Prozeß empirisch-psychologischer Forschung: As- pekte der wissenschaftlichen Erfahrungs- und Er- kenntnisbildung	197
4.1.	Erfahrungsbildung als kommunikativer Prozeß	197
4.1.1.	Erfahrung und Empirie: Plädoyer für die Rehabilitie- rung eines verdrängten Erfahrungsbegriffs	199
4.1.2.	Handlungsentlastetheit und Distanz, Partizipation und Stellungnahme im empirischen Prozeß	213
4.1.3.	Erfahrungsbildung als Datenerhebung: Das narrative Interview als Methode der Wahl	220
4.2.	Erkenntnisbildung als interpretativer Prozeß: Rekon- struktion subjektiver Konstrukte, komparative Analyse und Typenbildung	223
4.2.1.	Subjektorientierter Ansatz und das Konzept der Typi- sierung	223
4.3.	Zur Rekonstruktion des interpretativen Forschungspro- zesses	235
4.3.1.	Sequenzielle Gliederung der Interviewtranskripte: Stichwortregister und formulierende Interpretation	235
4.3.2.	Reflektierende Interpretation, komparative Analyse und die transindividuelle Gültigkeit psychologischer Erkenntnisse	238
5.	Literatur	249

1. EINLEITUNG UND VORBEREITENDE ÜBERLEGUNGEN: BEGRÜNDUNG UND
VORSTELLUNG DES PROGRAMMS

1.1. ZUR AKTUALITÄT DER BIOGRAPHIEFORSCHUNG: EIN MODEPHÄNOMEN?

"Das Verhängnisvollste für die hier dargestellte methodische Bewegung in den anthropologischen Wissenschaften wäre freilich, wenn man nun alles von ihr und nichts von den bisher üblichen Methoden erwarten würde. ... Dennoch kann man feststellen, daß diese Methode im Gegensatz zu anderen ihre Möglichkeiten bisher noch nicht voll ausschöpfen und unter Beweis stellen konnte. So ist es wohl nicht zu optimistisch, wenn man ihr eine gewisse Zukunft prophezeit." Hans Thoma (1952, 176)

Auch die Wissenschaften vom Menschen haben ihre Moden. Allerdings: Sobald wissenschaftliches Handeln dem Verdacht ausgesetzt ist, von modischen Orientierungen bestimmt zu sein, lassen Klagen, Polemiken und Gesten der Ablehnung nicht lange auf sich warten. Das an möglichst weitgehend explizierten Rationalitätsstandards orientierte Erkenntnisstreben der Wissenschaften gilt idealiter als das gerade Gegenteil des flüchtigen Hedonismus modischer Attitüden. Moden gehören bestenfalls in die Peripherie einer nach rationalen Standards verfahrenden Erkenntnisbildung, sie gelten als vollständig akzidentelle, ja als kontraproduktive Momente der wissenschaftlichen Forschung. In der Wissenschaft sind modische Geflogenheiten mit gedanklicher und forschungspraktischer Kreativität und dem Ziel einer innovativen Erkenntnisbildung absolut unvereinbar.

Die vielfältigen Diskurse und Forschungen, für die sich der Titel 'Biographieforschung' eingebürgert hat, können bei unvoreingenommener Betrachtung kaum mehr als schnellebige Modeerscheinung verstanden werden. Die zitierte Prognose Thomaes bewahrheitet sich seit etwa einem Jahrzehnt in einer unübersehbaren und, was das Ausmaß der einschlägigen Diskussionen und Forschungsaktivitäten betrifft, in einer bislang unbekannten Weise. Die Biographieforschung ist in verschiedenen sozialwissenschaftlichen Disziplinen mittlerweile als ein produktiver Forschungsbereich fest etabliert.

Selbstverständlich ist der biographische Ansatz nicht neu. In der Soziologie markieren zum Beispiel zahlreiche Arbeiten aus dem Umkreis der Chicagoer Schule oder aus der polnischen Soziologie eine Tradition (vgl. Kohli 1981, Paul 1987), in der der sozialwissenschaftliche Zugang zur Gesellschaft über die Analyse von (auto-) biographischen Materialien gesucht wurde. Für die Psychologie steht beispielsweise Diltheys Diktum, nach dem der Mensch durch die Erkenntnis der Geschichte und Lebensgeschichte erfahre, was er sei, für eine traditionsreiche Geschichte biographischer Forschung, die seit den fünfziger Jahren im deutschsprachigen Raum insbesondere mit den Arbeiten von Thomae verbunden ist (vgl. z.B. Thomae 1952, 1968, 1969, 1985a, 1985b, 1987a, 1987b, 1988).¹

Die gegenwärtige Aktualität und Relevanz biographischer Forschung ist allerdings nicht nur die Fortsetzung einer Tradition, in der dieser Ansatz eben doch nur eine eher marginale Bedeutung besaß. Diese Marginalisierung war nicht zuletzt darin begründet, daß der Biographieforschung in aller Regel nur eine Art Hilfs- oder Ergänzungsfunktion im (vornehmlich explorativen) Prozeß der wissenschaftlichen Erkenntnisbildung zugestanden wurde. Die auf die soziologischen Debatten bezogene Diagnose von Kröll, Matthes und Stosberg gilt wohl ohne Einschränkung auch für die Psychologie.

¹ Eine informative Übersicht über die Tradition und den aktuellen Stand der psychologischen Biographieforschung bietet der von Jüttemann und Thomae (1987) herausgegebene Sammelband. Eine umfangreiche Bibliographie zur überwiegend psychologischen Biographieforschung wurde – nach der vorher erschienenen, primär an der soziologischen Literatur orientierten Bibliographie von Heinritz (1988) – soeben von van Querkelberghe und Gieseke (1989) vorgelegt. – Einen Einblick in die Diskurse und Forschungen in den Nachbardisziplinen gewähren beispielsweise die folgenden Arbeiten: zum Oral History-Ansatz in der Geschichtswissenschaft vgl. Niethammer (1980), zur soziologischen Lebenslauf- bzw. Biographieforschung vgl. Bertaux (1981), Brose & Hildenbrand (1988), Kohli (1978, 1981), Kohli & Robert (1984), Matthes, Pfeiffenberger & Stosberg (1981), Weymann (1989), zur Forschung in der Pädagogik vgl. Baacke & Schulze (1985). Erwähnt sei abschließend noch die Arbeit von Paul (1979), die in vorrangig historiographischer Absicht die Verwendung von 'persönlichen Dokumenten' in der Ethnologie, der Soziologie und der Psychologie dokumentiert. Die seit gut einem Jahrzehnt beständig anwachsende Literatur und die allmählich auch in der Psychologie zunehmenden Aktivitäten im Kontext von Kongressen und Symposien bezeugen unübersehbar den aussichtsreichen Aufschwung des biographischen Ansatzes.

Auch im Hinblick auf diese Disziplin lässt sich im großen und ganzen sagen,

"daß dem Biographie-Konzept theoriegeschichtlich und theoriesystematisch eine den jeweiligen Erkenntnisstand erweiternde Funktion zukommt - relativ zu jeweils eingeübten und in etablierten Forschungskontexten erprobten theoretischen Konzepten, methodologischen Ansätzen und verfügbaren Bündeln von Forschungsverfahren. Die methodischen Probleme der Datengewinnung und Datenanalyse, die mit dem Zugriff auf so 'neuartige Materialien' auftreten, werden dabei im Horizont jener Standards aufgeworfen und behandelt, nach denen anderes Forschungsmaterial schon immer gewonnen und analysiert wird: Denn das biographische und autobiographische Material wird als 'ergänzendes' Material angesehen, dem eine bestimmte Erhellungsfunktion vornehmlich im Prozeß der Hypothesenbildung zukommt (vgl. Szczepanski 1969)" (Kröll, Matthes & Stosberg 1981, 15).²

Im Gegensatz zu jener Auffassung, nach der der Biographieforschung eine lediglich heuristische Funktion im explorativen Prozeß der Hypothesenbildung zugestanden wird, lassen sich die gegenwärtig mit diesem Forschungsansatz verbundenen Ansprüche und Erwartungen zumeist auf keine wie auch immer geartete Ergänzungsfunktion reduzieren. Diese Diagnose gilt - zumindest dem Anspruch nach - bereits für den seit Jahrzehnten ausformulierten und forschungspraktisch realisierten Ansatz von Thomae, und sie gilt erst recht für jene Variante biographischer Forschung, die insgesamt als ein eigenständiges und besonders elaboriertes Teilgebiet der subjektorientierten, 'interpretativen' oder 'qualitativen' Sozialwissenschaften gelten kann. Um diese Variante

² Wenngleich in einigen Apologien der psychologischen Biographieforschung mehr beansprucht wird als eine bloße Ergänzungsfunktion, ist in aller Regel spürbar, wovon Kröll, Matthes und Stosberg reden. Die Standards einer Psychologie, die die Biographieforschung häufig genug in den Bereich des Unwissenschaftlichen und bloß Subjektiven verwiesen hat, werden nicht selten auch in den Plädoyers für biographische Forschung - explizit oder unterschwellig - noch anerkannt. Die Kritik an der 'scientificischen' Psychologie (Koch 1959; vgl. Thomae 1967, zit.n. 1985b, 61ff.), die mehr oder weniger alle Plädoyers für biographische Forschung begleitet, ist dementsprechend nicht immer so radikal, wie sie beim ersten Hinsehen oder Hinhören klingt. Man lese unter diesem Aspekt nicht nur die Schriften von Thomae, auf die ich noch zu sprechen komme, sondern beispielsweise auch die als 'klassisch' geltende Arbeit von Allport (1942).

der interpretativen Biographieforschung, die in ihrer grundlegenden Charakteristik als eine psychologisch-hermeneutische Textwissenschaft aufgefaßt werden kann, soll es in der vorliegenden Arbeit gehen. Es versteht sich von selbst, daß ich mit dieser Spezifizierung andere Ansätze keineswegs ausschließen oder den Titel 'Biographieforschung' einseitig okkupieren möchte.

Der Aufschwung der Biographieforschung (auch) in der Psychologie und das gleichsam parallele, beständig zunehmende Interesse an einer weiteren Ausdifferenzierung interpretativer oder qualitativer Forschungsansätze sind selbstverständlich keine voneinander unabhängigen Entwicklungen. Wenn wir das verstärkte Interesse an der Biographieforschung verständlich machen wollen, dürfte auf der Ebene einer wissenschaftsimmanenten Argumentation die Kritik an behavioristischen und struktur-funktionalistischen Theoretraditionen, die eben gerade durch die - wie auch immer begründete - Elimination des Subjektes und der hermeneutischen Problematik des interpretativen Sinnverstehens gekennzeichnet waren (vgl. z.B. Zitterbarth & Werbik 1987), eine ausschlaggebende Rolle spielen.³

Die Variante der subjektorientierten psychologischen Biographieforschung, um die es mir geht, stellt sich der 'Problematik der Interpretation in den Wissenschaften vom Menschen' (vgl. z.B. Habermas 1967, Habermas 1981a, 152ff., Taylor 1975). Die Expli-

³ Wenn die gegenwärtige Bedeutung der Biographieforschung im Rekurs auf (eher) wissenschaftsexterne kulturelle und gesellschaftliche Prozesse erklärt werden soll, muß die biographische Forschung selber als ein Bestandteil einer historisch-gesellschaftlichen Praxis begriffen werden, in der Prozesse der autobiographischen Selbstthematisierung, ja generell die 'Biographisierung' des Erlebens, Handelns und der Lebensführung des Menschen eine immer gewichtigere Funktion besitzen (vgl. Brose & Hildenbrand 1988). Die Biographieforschung kann dementsprechend als eine der institutionalisierten Formen der Selbstthematisierung, Selbstreflexion und kommunikativ vermittelten Selbstkontrolle verstanden werden, die dem von Soziologen diagnostizierten 'Individualisierungsschub', der 'Anomisierung' und 'Destandardisierung des Lebenslaufs' bei gleichzeitiger 'Institutionalisierung des Lebenslaufs' Rechnung trägt - und diese Prozesse freilich fördert und mit-konstituiert. Als Literaturangabe nenne ich hier nur den soeben von Weymann (1989) editierten Aufsatzband, insbesondere die essayistische Einführung des Herausgebers selber, in der viele der einschlägig relevanten Arbeiten kurz angesprochen oder wenigstens genannt sind.

kation ihrer grundlagentheoretischen Voraussetzungen, ihrer fundamentalen Theoreme und Grundbegriffe sowie ihrer methodologischen Prinzipien und methodischen Orientierungen ist ohne die Bezugnahme auf die Problematik des Sinnverstehens nicht denkbar. Der entscheidende Grund hierfür liegt in der für die psychologische Biographieforschung seit jeher konstitutiven Forderung nach einer subjektbezogenen Forschung und den damit untrennbar verbundenen 'anthropologischen' oder 'subjekttheoretischen Vorannahmen'. Die grundlegenden Bestimmungen der für die subjektorientierte Biographieforschung charakteristischen 'Idee des Menschen' zielen, bei allen möglichen Unterschieden im Detail, nicht nur auf eine irreduzible Temporalisierung der Handlungs- und Lebenszusammenhänge, sondern auch auf die emphatische Bedeutung der Sprachlichkeit oder Reflexivität der spezifisch humanen Praxis.

Die ontologischen und anthropologischen Theoreme, die dem biographischen Ansatz zugrundeliegen, begreifen die psychosoziale Wirklichkeit und damit das individuelle Selbst eines jeden Menschen als einen zeitlich strukturierten praktischen Prozeß, der sprachlich vermittelt ist und in der Sprache zum Ausdruck kommen und reflektiert werden kann. Die Selbstreflexivität des Einzelnen wird in der Biographieforschung in dem angesprochenen Sinn praxis- und sprachbezogen sowie temporalisiert gedacht. So enthalten - um das prominenteste Beispiel zu nennen - auch Thomaes Überlegungen zum 'Individuum und seiner Welt' seit jeher wichtige Elemente einer 'kognitiven' und 'dynamischen' Theorie der Persönlichkeit.⁴

⁴Vgl. hierzu z.B. Thomaes (1951/1955, 1968); einen Einblick gewähren die Aufsätze und Buchauszüge in Thomaes (1985b); vgl. z.B. den für die skizzierte Thematik aufschlußreichen Beitrag zur psychologischen Anthropologie (Thomaes 1967, zit.n. 1985b, 61ff.), in dem menschliches Verhalten durch die Merkmale der 'Antizipation', der 'progressiven Symbolisierung', der 'Widerspiegelung' und schließlich der 'dynamisch-genetischen Formation' bestimmt wird. Einen komprimierten Eindruck von Thomaes grundlagentheoretischer Position vermittelt der Beitrag von Kruse (1987). - Die Charakterisierung von Thomaes Ansatz als 'kognitive Theorie der Persönlichkeit' betont Thomaes übrigens in der stark veränderten Neuauflage (1988) seines Buches 'Das Individuum und seine Welt' (1968). In der Neuauflage wird die kognitive Theorie "in den Mittelpunkt gerückt, wobei die Irrtümer des modernen Kognitivismus zu meiden gesucht werden" (Thomaes 1988, V).

Allerdings bin ich der Auffassung, daß in der psychologischen Biographieforschung die grundlagentheoretischen Überlegungen zu den gegenstandskonstituierenden Voraussetzungen dieses Forschungsbereiches nach wie vor zu wünschen übriglassen. Noch mehr gilt dies für den systematisch-argumentationslogischen Zusammenhang zwischen diesen grundlagentheoretischen Reflexionen einerseits, der Formulierung der im engeren Sinne theoretischen Grundbegriffe, der Explikation der methodologischen Orientierungen und der methodischen Verfahren andererseits. Dies hat freilich problematische Konsequenzen für die konkrete Forschungspraxis, die m.E. den grundlegenden Ansprüchen des biographischen Ansatzes häufig nicht in zufriedenstellender Weise gerecht wird.

1.2. ZUM ANSATZ VON HANS THOMAE

Ich werde die soeben aufgestellte Behauptung, die auf eine Kritik immanenter Inkonsistenzen und Widersprüche der psychologischen Biographieforschung abzielt, im folgenden erläutern. Dabei beziehe ich mich auf einige ausgewählte Aspekte des elaborierten und einflußreichen Ansatzes von Thoma. Der Versuch einer knappen Darstellung und kritischen Würdigung von ausgewählten Teilen dieses Ansatzes wird mein eigenes Vorhaben begründen und in seiner 'Richtung' bestimmen.⁵

Thomaes Plädoyer für die 'biographische Methode' war von Beginn an mit einer bisweilen heftigen Kritik an einer 'szientistisch verkürzten' Psychologie verbunden. Auch wenn er seine Kritik an vielen Stellen differenzierend einschränkt und relativiert, so daß die vorgetragenen Argumente letztlich nicht als "grundsätz-

⁵ Durch den Rekurs auf Arbeiten von Thomae sollen diese weder für das Ganze der psychologischen Biographieforschung genommen werden, noch möchte ich die im folgenden auszuführende Kritik unbedacht generalisieren. Ausnahmen, die von meinen kritischen Bemerkungen nicht (uneingeschränkt) betroffen sind, gibt es natürlich. Im Hinblick auf meine Argumentationsziele ist dabei primär an Überlegungen zu denken, die auf die Begründung und Konzeptualisierung einer interpretativen psychologischen Biographieforschung abzielen. Einen solchen Ansatz hat beispielsweise Wiedemann (1986) vorgelegt. Ich verweise außerdem auf die Beiträge von Legewie (1987) und Jüttemann (1987), die - bei allen thematischen und sonstigen Unterschieden - auf der Notwendigkeit der Berücksichtigung der hermeneutischen Dimension insistieren.

liche Psychologiekritik" gelesen werden können (z.B. Thomae 1987b, 112), sondern als Präludium zu einem Versuch einer "Synthese idiographischer und nomothetischer Forschung" verstanden werden müssen (vgl. z.B. Thomae 1968, 1987b), besitzen Thomaes einschlägige Ausführungen häufig einen entschiedenen, ja radikalen Ton.

Ein grundlegender Einwand bezieht sich auf die reduktionistischen und elementaristischen Tendenzen einer (nomothetischen und weitgehend experimentell ausgerichteten) Psychologie, die bereits auf der fundamentalen Ebene der Gegenstandskonstitution die psychologischen Erkenntnismöglichkeiten drastisch einschränke. Dies geschehe dadurch, daß sie die 'Gestalt des lebendigen und ganzen Menschen' seziere und die 'seelische Wirklichkeit', nach einer Formulierung von Lersch, nur in der Form von unzusammenhängenden Elementen 'an den Versuchstisch zitiere' (vgl. Thomae 1952, 164).

Im Gegensatz zu jeder vorschnellen reduktionistischen und elementaristischen Gegenstandsbestimmung hält Thomae in einer insbesondere an Herder (vgl. z.B. 1778) und Dilthey (vgl. z.B. 1894) erinnernden Weise am Begriff des 'Bios' als jener fundamentalen Einheit fest, mit der sich die Psychologie zu befassen habe. Diese komplexe Einheit der ganzen, "unverstümmelten und mächtigen Wirklichkeit der Seele" (Dilthey 1894, 149; vgl. Thomae 1987b, 109) dürfe sie jedenfalls auch bei der Realisierung von notwendigerweise selektierenden und analysierenden Forschungsprozeduren nicht vollständig aus den Augen verlieren. Die 'Einheit des Bios' steht für das Ganze der menschlichen Lebensvollzüge in seiner irreduziblen Komplexität, Differenziertheit und Variabilität. Dieses Ganze habe die psychologische Forschung in einer 'ganzheitlichen Sichtweise' zu bewahren, indem sie biographische Einzelaspekte nicht umstandslos aus dem Gesamtzusammenhang herauslöse und lediglich in ihrer isolierten Gestalt betrachte. Der Lebensvollzug als sozialer, zeitlich und thematisch strukturierter, sinnhafter und bedeutungsvoller Gesamtzusammenhang ist nach Thomae das "principium individuationis" (Thomae 1968, 586, Kruse 1987, 128) und damit der fundamentale Referenzrahmen einer an Subjektivität interessierten Psychologie.

Als 'Ausgangseinheit' hat die Psychologie nach Thomaes Auffassung nicht den Reflex zu wählen, sondern "vielmehr die zielgerichtete Handlung als relativ in sich geschlossene Folge von Ereignissen

innerhalb des subjektiven Aktivitätskontinuums, die eine für das handelnde Subjekt sinnvolle Veränderung der Welt – wie dieses sie erlebt – bewirkt" (Thomae 1968, 107). Gerade durch Thomae's konsequente Einbindung der einzelnen Handlung in den Zusammenhang einer (Lebens-) Geschichte beugt der Autor in seiner Theorie der Gefahr vor, der in der Tat zahlreiche aktuelle Handlungstheorien erlegen sind, sobald sie Handlungen als abstrakte Einheiten (Thomae 1987a, 20) oder, wie ich in Anlehnung an eine Formulierung von Schwemmer (1983, 54ff.) sagen möchte, als 'Handlungsblöcke' betrachten und analysieren. Demgegenüber begreift Thomae Handlungen, wie man sagen könnte, als Geschichten innerhalb der (Lebens-) Geschichte.

Als grundlegendes Strukturprinzip der menschlichen Praxis erweist sich damit die Zeitlichkeit. Wie Thomae in Übereinstimmung mit Bergson (1888, 180ff.; vgl. Kruse 1987, 123) in zahlreichen Wendungen betont, ist der Mensch "nur in der zeitlichen, nicht in der räumlichen Extension" voll erfassbar (Thomae 1968, VII). Wie Thomae im Anschluß an Herders (1778) "Vision einer biographisch begründeten Psychologie" (Thomae 1987a, 5) formuliert, hätte "eine adäquate Erfassung psychischer Tatbestände von deren zeitlichem Charakter auszugehen (...) und (dürfe) sie nicht mit der Ordnung von Dingen und Gegenständen verwechseln" (Thomae 1987a, 5). Verhalten oder besser: Handeln muß in seinem 'historischen Charakter' (Thomae 1968, 585) begriffen werden. Andernfalls drohe die erkenntnishemmende Reduktion des Psychischen "auf substantialisierende und simplifizierende Konstrukte" (Thomae 1987a, 5).

Darüberhinaus betont Thomae in vielen Arbeiten den sozialen Charakter der spezifisch humanen Lebensweise. Thomae sieht sich in seiner "letztlich auf Kurt Lewin zurückgehenden Persönlichkeitstheorie" (Thomae 1988, V) folgendem Grundsatz verpflichtet: "'Das Individuum und seine Welt' analysieren heißt, es vor allem in seiner sozialen Umwelt sehen. Denn diese seine Welt ist in erster Linie eine sozial bestimmte und geprägte Welt" (Thomae 1988, 4). Schließlich thematisiert Thomae in seiner Theorie das Individuum und seine Welt in der sprachlichen Verfaßtheit, in der eben die "chronifizierten Bilder der Welt und des eigenen Selbst als entscheidende Determinanten menschlichen Verhaltens" (Thomae 1988, 5) vermittelbar und auch für den Wissenschaftler zugänglich sind. Kurz: Das sozial und temporal strukturierte Leben des

Menschen begreift Thomae als sinnhafte Wirklichkeit, die Menschen aus ihrer persönlichen Perspektive erleben und auslegen und in eine 'thematisch-kognitive Ordnung' bringen, wodurch sie eben 'ihre Welt' erst schaffen.

Ich will an dieser Stelle weder auf Thomaes 'psychologiekritische Bemerkungen', noch auf seinen Versuch der metatheoretisch-anthropologischen Fundierung biographietheoretischer Perspektiven näher eingehen. Daß Thomae zentrale Aspekte einer grundlagentheoretischen Fundierung der - wie auch immer spezifizierten - psychologischen Biographieforschung thematisiert und in einer anregenden Weise behandelt, ist unbezweifelbar. Das bedeutet wiederum nicht, daß es nicht möglich oder sogar angezeigt sein könnte, bezüglich der metatheoretischen Fundierung und der theoretisch begründeten Konzeptualisierung biographischer Forschung andere Wege zu gehen, als das Thomae selber getan hat. Ich werde zu diesem Zweck in der vorliegenden Arbeit insbesondere an die Theorie von George Herbert Mead (Erster Teil) sowie an erzähltheoretische Überlegungen aus dem Umkreis der narrativistischen Philosophie der Geschichte (Zweiter Teil) anknüpfen, um dadurch den (meta-)theoretischen Rahmen einer subjektbezogenen Biographieforschung in einer, wie ich hoffe, umfassenderen und zugleich detaillierteren Weise abstecken zu können, als dies in Thomaes 'Psychologischer Biographik' der Fall ist. Diesen Gesichtspunkt möchte ich jedoch an dieser Stelle, wie gesagt, nicht näher diskutieren. Um das Vorhaben der vorliegenden Arbeit zu begründen und in den richtungsweisenden Grundzügen vorzustellen, werde ich mich vielmehr auf einige im engeren Sinne methodologische und methodische Gesichtspunkte der psychologischen Erkenntnisbildung beziehen, die nach meiner Auffassung das problematische Zentrum des Thomae'schen Ansatzes und, wie ich meine, einige Inkonsistenzen und Widersprüche innerhalb der 'biographischen Methode' markieren.⁶

⁶Um Mißverständnissen vorzubeugen: Freilich geht es Thomae nicht nur um eine psychologische Biographietheorie, sondern vielmehr um eine Persönlichkeitstheorie, die als dynamisch-genetische Theorie entwicklungspsychologische Perspektiven impliziert und schließlich - auf eine gegenstandsreflexiv und methodologisch begründete Weise - mit der 'biographischen Methode' verbunden ist. Ich konzentriere mich i.f. allein auf einige für die (empirische) Biographieforschung relevante Aspekte. Dies bedeutet u.a., daß ich den biographischen Ansatz nicht unter dem Gesichtspunkt diskutiere, ob und inwiefern

Bevor ich die m.E. fragwürdigen Aspekte thematisiere, seien noch einige wesentliche Charakteristika von Thomaes Ansatz hervorgehoben, denen eine zentrale Rolle für meine Kritik zukommen wird. Zunächst ist zu erwähnen, daß Thomaes Vorschläge für die Phase der Datenerhebung nicht nur in Anbetracht seiner (meta-) theoretischen Grundlegung der psychologischen Biographieforschung ein hohes Maß an Stringenz besitzen, sondern darüberhinaus auch als Beiträge zu einem Plädoyer für jenen nicht-restringierten Begriff der wissenschaftlichen Erfahrungsbildung aufgefaßt werden können, wie er in den letzten Jahren im Kontext der interpretativen oder qualitativen Sozialforschung Verbreitung gefunden hat (vgl. Kapitel 4.1.1. der vorliegenden Arbeit). Thomae hat bereits in den frühen fünfziger Jahren für eine Form der psychologischen Erfahrungsbildung argumentiert, die in der unvoreingenommenen Annäherung an alltagsweltliche Phänomene ihren obersten Grundsatz besitzt. Psychologische Empirie ist nach Thomae, ganz im Sinne seiner an Herder, Dilthey und andere gemahnenden 'lebensphilosophischen' Grundorientierung, die Annäherung an Erfahrungen, wie sie sich im Laufe des Lebens eben ergeben (haben). Nur durch eine "Erschließung des Verhaltens in natürlichen Situationen" (Thomae 1968, 223) sei diese Annäherung möglich. Thomae geht es in der wissenschaftlichen Erfahrungs- und Erkenntnisbildung um das Individuum und dessen Welt, nicht aber um eine aufgrund theoretischer Perspektiven und methodischer Setzungen des Wissenschaftlers prä-

die Biographieforschung einen Zugang zum 'ganzen' Menschen biete, weil sie eben möglichst 'umfassend' das Leben des Individuums thematisiere. Diese mit Thomaes psychologischer Biographik verbundene, durchaus problematisierbare 'Total-Perspektive' – was ist eine 'ganze' Biographie? – betrachte ich nicht als notwendige oder konstitutive Perspektive biographischer Forschung. – Mit Thomaes Bemühen um eine möglichst 'umfassende' Erhebung einer Biographie korrespondiert freilich bereits sein Verständnis der 'biographischen Methode', die er bekanntlich nicht als eine Methode, sondern als einen theoretisch und methodologisch begründeten Forschungsansatz begreift, der mehrere Forschungsverfahren vereinigt. Diese Verfahren können (oder müssen) schließlich mehrmals zur Anwendung gelangen, wenn ein individueller Bios angemessen erfaßt werden soll. Zum biographischen Ansatz gehören also "alle Annäherungsweisen an menschliches Verhalten, seine innere Begründung und seine Auswirkungen in Kultur, Gesellschaft und Natur (...), welche keine einmalige Begegnung, sondern ein möglichst intensives Mitgehen mit dem zu beschreibenden, zu erklärenden oder zu verstehenden Phänomen als ausreichende Bedingung gültiger Einsicht ansehen" (Thomae 1952, 163, 1969, 121).

formierte und gleichsam künstlich hergestellte Welt, die zur Welt des alltäglichen Erlebens und Handelns durch einen unüberbrückbaren Abstand gekennzeichnet wäre. Das Subjekt soll möglichst unabhängig von "den Erwartungen einer bestimmten Theorie oder den Erfordernissen einer bestimmten Methodologie" (Thomae 1969, 141) zu Wort kommen:

"Die einzige authentische Quelle einer Psychologie, die es unternimmt, ein System zur 'adäquaten begrifflichen Darstellung des Verhaltens in all seinen Details' (McClelland) zu entwerfen, kann aber nur dieses Verhalten selbst in seiner 'unverbildeten' theoretisch nicht reduzierten oder vorgeformten Form sein. Dieses Verhalten bietet sich dar als Aspekt, Glied und Konstituens eines individuellen Bios, eines Lebenslaufs in all seinen Bezügen zur Welt" (Thomae 1969, 138).

Als Datenerhebungsmethode der Wahl für eine derartige, durch die "Rückkehr zu den Quellen" (Thomae 1969, 138) qualifizierte Erfahrungsbildung betrachtet Thomae die Exploration. Die handlungsleitenden Prinzipien dieser Methode erinnern deutlich an die aktuellen, im Kontext der qualitativen Forschung elaborierten Varianten einer nicht oder nur behutsam standardisierten Datenerhebung. Dasselbe gilt für die konkreten Gestaltungsvorschläge für die Durchführung von Explorations und für Thomae's Reflexionen der pragmatisch-interaktiven Aspekte von Datenerhebungssituativen (vgl. z.B. Thomae 1969, 137ff., Kruse 1987). Die hochgradige Aktualität dieser bereits vor Jahrzehnten angestellten Überlegungen lässt sich bis in einzelne Formulierungen hinein ausmachen. So spricht Thomae beispielsweise von dem heute vielzitierten 'Prinzip der Offenheit' (vgl. Hoffmann-Riem 1980,; vgl. z.B. Thomae 1969, 145), wenn er die skizzierte Zurückhaltung des Wissenschaftlers in der Phase der Datenerhebung, aber auch in der Phase der Materialauswertung fordert.

Auch noch für gewisse Aspekte der Datenaufbereitung und -analyse sind Thomae's Vorschläge, wenn wir einmal die aktuellen Diskurse im Umkreis der interpretativen oder qualitativen Forschung als Orientierungsrahmen voraussetzen, äußerst anregend. So fordert Thomae als ersten und gleichsam fundamentalen Schritt für die psychologische Erkenntnisbildung eine eingehende Beschreibung der im empirischen Material repräsentierten psychosozialen Phänomene. Diese Akzentsetzung ist gegen die in der nomologischen Psychologie vorherrschende Geringschätzung der Beschreibung und die

komplementäre 'Idealisierung' und Absolutsetzung der wissenschaftlichen Erklärung gewendet. (Dabei werden unter 'Erklärungen' üblicherweise Explanations nach dem deduktiv-nomologischen oder probabilistischen Modell verstanden.)

Wenn Thomae (1952, 164) Dilthey zitiert, der gegen die 'Erklärungsversuche' der Psychologie, Soziologie und Historik polemisiert, die nur einen 'Nebel von Hypothesen' hervorgebracht hätten, so ist dies mehr als ein bloßes Referat im Kontext einer historiographischen Darstellung der biographischen Methode. Wenn Thomae Diltheys Hauptanliegen darin sieht, "die Psychologie zu einer wirklich empirischen Wissenschaft zu machen, welche durch Beschreibungen erst die Grundlagen für sinnvolle Urteile über Beziehungen kausaler und finaler Natur schafft und vor allem auch der kulturellen, historischen und individuellen Wirklichkeit des Menschen gerecht wird" (Thomae 1952, 164), so sagt der Autor auch etwas über sein eigenes Verständnis der Psychologie. Dies wird deutlich, wenn er die einseitige Ausrichtung der naturwissenschaftlich orientierten Psychologie am Ideal der (Kausal-) Erklärung kritisch in ihre Schranken weist:

"Dieses Vorherrschen der kausalanalytischen Fragestellung entspricht der tonangebenden Rolle der Kategorie der Kausalität in den Naturwissenschaften und den von ihr beeinflußten anthropologischen Arbeitsrichtungen. Ihre Bedeutung wird niemand erkennen. Aber oft genug übersieht man, daß in bezug auf menschliches Verhalten und seine innere Begründung ebenso gilt, was für physikalische und psychologische Abläufe längst allgemein anerkannter Grundsatz ist: erst muß eine möglichst allseitige Beschreibung von Abläufen ermöglicht sein, ehe irgendwelche Erklärungen und Aussagen über Zusammenhänge vorgenommen werden können" (Thomae 1952, 174).

Auch gegenüber der vorschnellen Subsumption des Einzelfalles unter einen vorab formulierten Typus insistiert Thomae auf der detaillierten Beschreibung der einzelnen Phänomene. Wenngleich Thomae in der (differentiell spezifizierten) Allgemeingültigkeit von Erkenntnissen letztlich das anzustrebende Ziel wissenschaftlicher Bemühungen erkennt, konstatiert er, "daß auch der sorgfältig beschriebene Einzelfall einen Erkenntniswert hat, unabhängig von seiner Einordnung in bestimmte 'Modelle', insofern, als er bis dahin nicht erkannte Strukturen erschließt" (Thomae 1952, 174).

Schließlich kulminiert Thomaes Rehabilitierung der Beschreibung in einer interessanten Qualifizierung der biographischen Methode. Diese zeige nämlich ihre "eigentliche Leistungsfähigkeit" und

"wahre Bedeutung erst dort (...), wo sich die Forschung am Menschen aus ihrer Befangenheit in den bisher dominanten Kategorien des Erfassens, insbesondere denen des Typus und der Kausalität, zu lösen beginnt und diese Weisen des Auffassens einsetzen lernt, ohne von ihnen ersetzt zu werden. Sie beginnt dort, wo kausale, typisierende und finalistische Betrachtung einer echten Kunst des Beschreibens folgen. Setzt man zu früh mit Erklärung, Typisierung (Klassifikation) oder Sinndeutung ein, so ist die Gefahr nur allzu groß, daß man 'seelisches Leben' in Fragmente auflöst und mit falschen Bruchstücken beginnt, welche die wesentlichen Strukturen und die natürlichen Integrierungen im personalen Leben in inadäquater Weise repräsentieren. Um derart hastige Präokkupationen mit unnatürlichen Segmenten und falschen Abstraktionen zu vermeiden, muß sich die Psychologie mit dem Leben, so wie es gelebt wird, mit signifikanten Gesamtprozessen der Art, wie sie sich in aufeinanderfolgenden und vollständigen Lebensdokumenten darstellen, befassen' (Allport 1942, 53ff.). Eben diese Auflösung des Lebens in 'falsche' oder fiktive Stücke und das Operieren mit Größen, von denen man nicht recht weiß, ob ihnen eigentlich in der Wirklichkeit etwas entspricht, wollte auch Dilthey vermieden wissen" (Thomaes 1952, 175).⁷

⁷ Ich vernachlässige an dieser Stelle, daß Thomaes völlige Loslösung des 'echten' 'Beschreibungs'-Begriffs von typisierenden und finalistischen Betrachtungsweisen sachlich nicht zu halten ist. Beispielsweise ist die Darstellung zielorientierten Handelns ohne finalistische 'Betrachtung' nicht adäquat durchzuführen. – Zur angesprochenen Problematik segmentierend-abstrahierender Wirklichkeitsanalysen vgl. die radikale Kritik Tenbrucks (1984) an der 'Abschaffung des Menschen durch die Sozialwissenschaften', die eben deswegen selber zum Grundproblem unserer Tage avancieren (vgl. auch Matthes 1985b). In diesem Zusammenhang sei noch angemerkt, daß es in der phänomenologisch orientierten Sozialwissenschaft (Alfred Schütz) gerade auch um den von Thomaes reklamierten Anschluß an das 'wirkliche Leben' geht (vgl. Kapitel 4.2. der vorliegenden Arbeit). Dieses 'wirkliche Leben' erscheint hier als wissenschaftlich zu rekonstruierende 'Alltagswelt' der Gesellschaftsmitglieder. Natürlich indiziert die unterschiedliche Begrifflichkeit auch eine theoretische Differenz, eine Differenz in der Sache: Das Konzept der 'Alltagswelt' bewahrt uns m.E. eher vor pathetischen und quasi-objektivistischen Mystifikationen des 'wirklichen Lebens', denen auch Thomaes Ansatz bisweilen zu erliegen droht. Auch wenn Thomaes berücksichtigt, daß Menschen die Welt auslegen und dadurch erst ihre Welt schaffen, scheint mir die Einsicht in die

Es ist evident, daß Thomaes mit seinem Plädoyer für die 'biographische Methode' über Jahrzehnte hinweg an einem Forschungsansatz festgehalten hat, auf den sich die aktuellen Diskurse über 'qualitative Forschungsstrategien' mit Gewinn beziehen können. Und dennoch kann eine solche Bezugnahme nicht undifferenziert und unkritisch vor sich gehen. Neben der bereits angeführten (oder angedeuteten) Detailkritik ist in Thomaes Ansatz nach meiner Auffassung eine tieferliegende Inkonsistenz zu erkennen, deren Wurzeln und Spuren sich auf grundagentheoretischer und auf methodologisch-methodischer Ebene identifizieren lassen. Diese Inkonsistenzen haben m.E. damit zu tun, daß Thomaes an den sicherlich konsensfähigen Ansprüchen auf die intersubjektive Nachvollziehbarkeit und die methodische Kontrollierbarkeit der Erkenntnisbildung auf eine Weise festhält, die seinen Ansatz doch wieder in die Nähe jenes szientistischen Ideals wissenschaftlicher Erkenntnisbildung rückt, gegen das sich Thomaes an so vielen Stellen zur Wehr setzt.⁸

sprachliche Vermitteltheit jeder Erfahrungs- und Erkenntnisbildung in manchen Formulierungen Thomaes gleichsam verloren zu gehen. Meine wenigen Andeutungen mögen genügen, um zu illustrieren, daß es sehr bedenklich ist, wenn Thomaes den erwähnten sozialwissenschaftlich-formaltheoretischen Grundbegriff der 'Rekonstruktion' in kritisch-abwertende Anführungszeichen setzt, um schließlich die (zunächst einmal) 'rekonstruktive' Erfahrungs- und Erkenntnisbildung von Soziologen als bloß 'impressionistisch' zu disqualifizieren. Bei aller möglichen Kritik im Einzelnen: Der Begriff der 'Rekonstruktion' ist keineswegs eine Verlegenheitslösung von methodisch unkontrolliert oder 'impressionistisch' agierenden "neueren Adepten der biographischen Methode" (Thomaes 1987b, 114), sondern terminologischer Bestandteil eines Konzeptes, das es gestatten soll, Prozesse des kommunikativ-hermeneutischen Fremdverstehens alltagsweltlicher Wirklichkeiten methodologisch zu klären.

⁸ Unter den Titel 'Szientismus' können die Wissenschaftsphilosophien des (Logischen) Empirismus und des Kritischen Rationalismus subsumiert werden (vgl. Inhetveen 1980, 621ff.). Diese verbindende Etikettierung bedeutet freilich nicht, daß zwischen den genannten Ansätzen neben einigen Gemeinsamkeiten nicht auch beträchtliche Unterschiede bestehen. Vgl. hierzu Zitterbarths (1987, 1ff.) konzise Darstellung und Kritik jener Aspekte der erwähnten Wissenschaftstheorien, die für eine Grundlegung und methodologisch-methodische Orientierung der psychologischen Forschung als besonders relevant betrachtet werden können. Seiner Kritik schließe ich mich vollinhaltlich an.

Die angesprochenen Inkonsistenzen und Widersprüche tragen schließlich dazu bei, daß Thomaes psychologische Biographik sowohl den Kriterien einer nomologischen Psychologie, als auch den Ansprüchen einer subjektorientierten interpretativen Psychologie nur in einem erheblich eingeschränkten Maß gerecht werden kann.⁹

Die tieferliegenden Probleme in Thomaes Ansatz werden nach meinem Verständnis dadurch offenkundig, daß der Autor seiner empathischen Betonung der 'Beschreibung' psychosozialer Phänomene in methodologischer und methodischer Hinsicht nicht hinreichend und konsequent genug Rechnung trägt – was für die Forschungspraxis natürlich nicht ohne Folgen bleiben kann. Ich werde diese Behauptung an zwei Aspekten plausibilisieren: Zum einen setzt sich in Thomaes Begriff der 'Beschreibung' nolens volens ein objektivistisches 'Wirklichkeits'-Konzept durch, wodurch deutlich wird, daß in seiner Theorie und Methodologie der biographischen Forschung die hermeneutische Problematik des Sinnverstehens unterbestimmt, ja weitgehend unreflektiert bleibt. Zum anderen ist auffällig, daß Thomaes Insistieren auf der Beschreibung durch seine eigene Argumentation letztlich weitgehend marginalisiert wird. Die 'unumgängliche', weil für jede wahrhaft empirische Psychologie konstitutive Beschreibung wird, vor allem in den späteren Publikationen, schließlich doch wieder in den Bereich der Vorbereitung der 'eigentlichen' Erkenntnisbildung zurückgedrängt. Die eigentliche Erkenntnisbildung wird dabei, ganz im

⁹Ich setze den Ansatz einer subjektorientierten interpretativen Psychologie keineswegs mit 'idiographischer Forschung' gleich. Vorläufig kann man sich jedoch an Thomaes Termini halten, da er unter dem Titel 'Idiographik' auch zentrale Aspekte einer subjektorientierten interpretativen Psychologie thematisiert. Im Grunde genommen geht es in der von Thomaes angesprochenen Grundlagen-Kontroverse jedoch nicht nur um Fragen, die mit dem Begriffspaar 'idiographisch-nomothetisch' gefaßt werden können. Dieses Begriffspaar verdeckt sogar wesentliche Probleme, sobald man – wie Thomaes – beim Titel 'Idiographie' nur an eine Psychologie denkt, die notwendigerweise nicht zu fallübergreifenden und i.d.S. allgemeineren Erkenntnissen führen kann. In den aktuellen Diskursen um eine interpretative/qualitative Sozialforschung geht es gerade darum, den Begriff des 'Allgemeinen' und der 'allgemeingültigen Erkenntnis' vom nomologischen Modell und damit von der Anwendung quantitativer Verfahren, die nur im statistisch Repräsentativen Allgemeines zu erkennen vermögen, zu lösen (vgl. hierzu insb. Kapitel 4.3. der vorliegenden Arbeit).

Sinne des nomologischen Modells, als Formulierung eines allgemeinen Gesetzeswissens begriffen.

Ich möchte die aufgestellten Behauptungen plausibilisieren, indem ich mich erneut, nun aber in kritischer Absicht, Thomaes Konzept der Beschreibung zuwende. Die Beschreibung fungiert in Thomaes Ansatz, wie gezeigt, als eine an den Prinzipien der Unvoreingenommenheit und Offenheit orientierte 'Instanz', die den Anschluß der empirischen Forschung an alltagsweltliche Wissensbestände und Praktiken gewährleisten soll. Sie soll an einer maßgeblichen Stelle im Forschungsprozeß verhindern helfen, daß die Forschungsergebnisse nicht auf die bloße "Anwendung einer schon vorher fertigen Theorie" zurückzuführen sind (Thomae 1952, 171) und dadurch als bloße Bestätigung der (theoretisch konstituierten) Vorurteilsstruktur des Wissenschaftlers angesehen werden können. Die Beschreibung biographischer Prozesse, die - nach Jaspers und Thomae - in "irgendeiner Weise eine Kunstfertigkeit einschließe" (Thomae 1952, 166) oder sogar unmittelbar zur "erzählenden Kunst" (Thomae 1952, 173) zu rechnen sei, nähert sich ihrem Gegenstand behutsam an. Thomae konkretisiert diese Vorstellung in Anlehnung an Jaspers folgendermaßen: "'Phänomenologisches Verweilen, versteckendes Entwickeln, Dramatik der Ereignisse, Entfaltung des Kreises von Tatsachen, aus denen ein Sprung des Lebenslaufs hervorgeht, Darlegung somatischer Befunde usw.' (Jaspers 1948, 571) sind die Modifikationen, die dem Darsteller je nach dem zu beschreibenden Bios zur Verfügung stehen" (Thomae 1952, 166).

In dem angeführten Zitat ist der Bezug des Beschreibens zum Verstehen noch deutlich spürbar. Da in Thomaes späteren Arbeiten diese Beziehung mehr und mehr unterdrückt und nicht selten gänzlich eliminiert wird, führe ich noch eine längere Passage aus einer in den Kriegsjahren, nämlich bereits im Jahr 1944 publizierten Schrift an, in der Thomae auf anregende Weise einen Begriff der Beschreibung expliziert, der - in logischer und praktischer Hinsicht - ganz offenkundig mit Prozessen des Verstehens in Verbindung steht. Dabei vernachlässige ich an dieser Stelle die Unklarheiten in Thomaes 'Verstehens'-Begriff, der zwischen psychologischem Verstehen ('Einfühlen', 'Nacherleben', 'Selbsterkenntnis' etc.), kommunikativer Verständnisbildung auf der Basis einer "interindividuell konstanten Sinnsphäre" (Thomae 1944, zit.n. 1985b, 11), zwischen hermeneutischem Textverstehen ("solche Beschreibung setzt mehr oder minder bewußt nur das Werk

der Sprache fort"; Thomae 1944, zit.n. 1985b, 11) und einem gleichsam magischen Akt der 'Beschwörung des Seelischen' hin und her schwankt. In der genannten Schrift, in der sich Thomae bei der Erläuterung seines Terminus der 'schlichten Beschreibung' insbesondere auf Spranger, Kroh und Klages stützt, heißt es also:

"Es ist nicht ein Vergleich schlechthin, was jene so unmittelbar verständlichen Beschreibungen ermöglicht. Handelte es sich bei der Beschreibung um die Findung mehr oder minder geistreicher Vergleiche, so wäre der geschickteste Psychologe derjenige, dem die meisten Worte und Bilder zur Verfügung ständen. Offenbar ist es nicht der Einsatz von anschaulichen Vergleichen, also die Transponierung sinnlich nicht faßbarer Verhältnisse ins Sinnliche (Anschauliche), sondern die Beschwörung einer Gemeinsamkeit des Erlebens durch ein Wort, was von einer phänomenologischen Kennzeichnung erfordert wird. Dazu aber ist die voraussetzungslose Intimität zu dem zu beschreibenden Erlebnis allererste Bedingung. Beschreibung seelischer Phänomene ist die Ermöglichung der interindividuellen Verständigung über intraindividuelle Vorkommnisse durch die Beschwörung oder Sichtbarmachung eines inneren Zusammenhangs zwischen intraindividuellem Ereignis und dem, was als gemeinsames Feld des Angriffs, des Widerstandes und der Lebenschancen zwischen den Individuen liegt. Soll der Beschreibung wissenschaftlicher Wert zukommen, so ist erforderlich, daß diese Verständigung nicht nur ein ungefähres Meinen, sondern eine klare und eindeutige Vergegenwärtigung der spezifischen Erlebnisse ermögliche. Ist diese Bedingung erfüllt, dann wird die Beschreibung als Schöpfung eines interindividuellen Verständnisses zugleich zur Erhellung eigenen Seins. Selbstbeobachtung und Selbstbeurteilung sind dann eine Zwiesprache 'mit sich selbst', jedoch mit der steten Richtung auf den anderen und mit Mitteln der Rede, die aus dem Umgange mit anderen erwachsen. Die Sphäre, die uns mit anderen gemein ist, also die wahrnehmbare, schaubare, tastbare, hörbare Welt, ist auch für das unmittelbarste Selbstverständnis das 'Medium der Verstehbarkeit'" (Thomae 1944, zit. nach 1985b, 9f.).

Bei allen Problemen, die sich bei der Lektüre dieser Passage aufdrängen, ist vollkommen klar, daß Thomae hier der Problematik des Verstehens nicht ausweicht oder diese sogar eliminiert wissen will. Ich lege Wert auf diesen Aspekt, weil die zunehmende Elimination der Verstehensproblematik in Thomaes späteren Publikationen m.E. nicht in der Sache begründet, sondern eher als ein fragwürdiger Tribut an ein szientistisches Wissenschaftsverständnis zu begreifen ist. Thomae erkennt freilich bereits in seinen frühesten Arbeiten, daß sich eine verstehende Psychologie zwangsläufig auf 'instabilem Boden' bewegt. Wo von Verstehen die Rede

ist, scheint die Tür für Subjektivismus, Willkür, Metaphysik, kurz: für Ideologeme und Irrationalismen aller Art offen zu stehen. Dagegen verwehrt sich Thomae zurecht, wenn er – beispielsweise – die Metaphysik von Klages als Basis des wissenschaftlich-psychologischen Verstehens strikt zurückweist und eine intersubjektive und methodische Kontrolle der Voraussetzungen von verstehenden Beschreibungen fordert. So berechtigt Thomaes Forderung nach der Kontrolle jener Voraussetzungen ist, die in die psychologischen Beschreibungen eingehen, und so begründet auch noch seine Forderung nach Unvoreingenommenheit und einer gleichsam methodisch betriebenen Zurückhaltung des Wissenschaftlers bei der 'Annäherung' an die interessierenden Phänomene erscheint, so fragwürdig sind gewisse 'Idealisierungen' des Beschreibens, die bereits in Thomaes Frühschriften ansatzweise erkennbar sind, in den späteren Arbeiten aber erst voll zum Zuge kommen. Wenngleich Thomae sieht, daß nicht nur autobiographische Darstellungen, sondern auch die Beschreibungen des Wissenschaftlers voraussetzungsvolle Darstellungen sind, tendiert er dennoch zu einer objektivistischen und empiristischen Wirklichkeitsauffassung, wenn er nicht nur die Kontrolle dieser Voraussetzungen, sondern darüberhinaus – in selbstwidersprüchlicher Form – die Möglichkeit einer quasi voraussetzungsfreien und in diesem Sinne gleichsam unverzerrten Darstellung des 'wirklichen Lebens' fordert. Diese idealisierte 'Möglichkeit' einer nicht mehr nur 'schlichten', sondern auch 'reinen' Beschreibung, koppelt Thomae, wie ich nun zeigen möchte, an die Elimination der Interpretation und damit des Verstehens aus der Konstruktion von Beschreibungen. Damit aber setzt eine theoretische und methodologische Verkennung der spezifischen Eigenheit der biographischen Beschreibung und schließlich die forschungspraktische Marginalisierung der Beschreibung ein.¹⁰

¹⁰Wie erwähnt wirkt sich dieses objektivistische 'Ideal' bereits auf Thomaes Vorstellung einer wissenschaftlich 'verwertbaren' Autobiographie aus. Diese kann nämlich – gleichsam analog zu den persönlich und theoretisch bedingten Voreingenommenheiten des Wissenschaftlers – ebenfalls durch persönliche Voreingenommenheiten 'verzerrt' und damit in ihrem Wert für die Wissenschaft gemindert sein. Wo die "Erhöhung, Bekleidung, Rechtfertigung, Verteidigung oder Verklärung des eigenen Selbst" (Thomae 1952, 171) im Spiel ist, sei der Gebrauchswert dieser Autobiographie eingeschränkt und nur noch unter Vorbehalt zu genießen. Wieso aber sollen in der Biographieforschung, die als umfassendste Thematisierung von Subjektivität zumindest beim Subjekt 'ansetzt',

Wenn Thomae in seinen Ausführungen zu einer "methodisch einwandfreien Handhabung psychologischer Biographik" (Thomae 1987b, 113) formuliert, es sei das "erste Gebot (...), jede Aussage so, wie sie gegeben wurde, hinzunehmen und sie weder zu hinterfragen oder sofort zu interpretieren" (a.a.O., 113), so mag man das bereits nur noch mit Mühe als eine berechtigte Konkretisierung der skizzierten Postulate der Offenheit und der Unvoreingenommenheit lesen. Wenn der Autor fortfährt, daß "jede Äußerung in einem Gespräch als 'persönliches Dokument' anzusehen (ist), das weder umgedeutet noch hinterfragt werden sollte" (a.a.O., 113), fragt sich, wie denn das möglich ist, wenn die Äußerungen der 'Probanden' in den wissenschaftlich-psychologischen Texten nicht bloß wörtlich reproduziert werden sollen. Jede 'Übersetzung' der Sprache des Probanden in die Sprache des Wissenschaftlers ist, wie 'phänomennah' und theoretisch unbelastet der Wissenschaftler auch sprechen mag, eine 'Umdeutung' oder eben: eine Interpretation. Die letztlich unvermeidliche Differenz zwischen der Sprache des Probanden und der des Wissenschaftlers, der sich (zunächst) um eine phänomennahe Beschreibung bemüht, ist auch in dem Akt der Interpretation begründet, durch den der Wissenschaftler zu verstehen versucht, was es darzustellen gilt.

Interpretationen setzen freilich grundsätzlich mehr voraus, als dem zu interpretierenden Text zu entnehmen ist. Die sinnvolle Forderung nach einer möglichst weitgehenden Explikation und methodischen Kontrolle der jeder psychologischen Beschreibung inhärenten Interpretationen wird zum objektivistischen Mythos überdehnt, sobald die 'reine', das ist: die interpretationsfreie Beschreibung für möglich gehalten und gefordert wird. Indem Thomae (insbesondere in den aktuellen Arbeiten) zumindest in zahlreichen Formulierungen zu einer derartigen Auffassung neigt, ignoriert er die für den Begriff der psychologischen Beschreibung konstitutive Problematik des Sinnverständens. Er zwängt damit (auto-) biographische Materialien auf die Ebene von 'data bruta' (Taylor 1975) und versteht die Beschreibung als bloße Wiedergabe

wieso also soll in dieser Disziplin Subjektivität gemäßregelt werden, indem beispielsweise normative Komponenten autobiographischer Konstruktionen (Rechtfertigung, Verteidigung des eigenen Selbst), die ja auf biographisch relevante psychische Sachverhalte verweisen können (z.B. Schuldgefühle), aus dem Bereich des Seriösen und Brauchbaren verwiesen werden? Was überhaupt wäre ein objektiver Lebensbericht?

des ohne weitere Interpretationsleistung 'Wahrnehmbaren'.

Interessant ist, daß Thomae den emphatisch geforderten Vorgang der Beschreibung nicht nur objektivistisch verkennt, sondern insbesondere in den neuesten Schriften zugleich in seinem Stellenwert innerhalb des Prozesses psychologischer Erkenntnisbildung marginalisiert, wenn er schreibt: "Der erste Schritt der Verarbeitung (des biographischen Materials, J.S.) besteht in der Zuordnung der Aussagen zu bestimmten Klassen des Erlebens und Verhaltens, wie sie im Kontext eines bestimmten Untersuchungsprojektes entwickelt wurden. Diese Klassen sind deskriptive Kategorien, in denen die konkrete Äußerung nur einer bestimmten Gattung zugeordnet wird" (Thomae 1987b, 114).

Es ist nicht nur so, daß Thomae die Problematik der Interpretation verdeckt, wenn er davon spricht, daß Äußerungen des Probanden 'nur' einer bestimmten Kategorie zugeordnet würden. In diesem 'nur' steckt, dem Konzept und der Methode einer angeblich "rein deskriptiven Auswertung" (Thomae 1987b, 114) zum Trotz, die nicht eliminierbare Interpretation des Materials. (Natürlich kann man versuchen, diese Interpretation methodisch zu kontrollieren und als intersubjektiv konsensfähigen Schritt in der Erkenntnisbildung auszuweisen.) Darüberhinaus wird nun deutlich, daß der erste (!) Schritt in der Datenauswertung, nämlich die "rein deskriptive Auswertung, die unter Anwendung inhaltsanalytischer Techniken oder von Rating-Skalen quantifiziert wird" (Thomae 1987b, 114), mit dem skizzierten Konzept der phänomennahen Beschreibung nicht mehr allzuviel gemeinsam hat. Daran ändert die Empfehlung wenig, das "idiographische Leitbild (...) auch bei der Auswertung nicht (zu) vergessen", sondern "nach der Analyse der Einzelepisoden oder Ereignisse bzw. der Reaktionen auf sie eine nochmalige Durchsicht (vorzunehmen, J.S.), um Aspekte der Biographie aufzuspüren, die nicht mit dem angewandten Kategoriensystem erfaßt wurden" (a.a.O., 114). Und daran ändert m.E. auch der Appell wenig, daß "bei der quantitativen Analyse keine Automatik der Computerprogramme walten (sollte), sondern die Sache und die idiographische Norm in der Hinsicht, daß eine zu radikale Reduktion der Information vermieden wird" (a.a.O., 114).

In Thomae's Ansatz setzt sich schließlich, gleichsam im Widerspruch zu seinen metatheoretisch-anthropologischen Prämissen und den skizzierten methodologisch-methodischen Überlegungen, die in

dem Konzept einer phänomennahen Beschreibung kulminieren, exakt jener "allgemeine Hang zur Generalisierung und zur Nivellierung der Aussage" durch (Thomae 1968, VII), den er so häufig beklagt(e). Dabei versteht sich, daß dieser Hang zur Generalisierung am nomologischen Modell orientiert ist, das schließlich auch jene elementaristische Zerlegung des individuellen Bios in isolierte 'Aussagen' verlangt, gegen die Thomae gleichfalls kritisch argumentiert(e). Aus den genannten Gründen entsteht eine beträchtliche Inkonsistenz von Thomaes Ansatz, der offensichtlich unter dem Druck einer 'Verwissenschaftlichung' stand (und steht), die auch von Thomae ganz nach den Kriterien und Standards des nomologischen Modells gedacht wurde (und wird). So formuliert Thomae bereits in seinem bekannten Übersichtsartikel aus dem Jahr 1952 die "Voraussetzungen einer sinnvollen Anwendung der biographischen Methode" (Thomae 1952, 168ff.) in starker Anlehnung an das Modell einer nomologischen Psychologie. Zum Beispiel: "Die Forderung nach Überschaubarkeit der Bedingungen, unter denen ein berichtetes Phänomen und der Bericht darüber zustandekam, ist ein Gegenstück zu der Forderung nach Kontrollierbarkeit und Variierbarkeit der Bedingungen eines Versuchsablaufs, die etwa die experimentelle Psychologie stellt" (a.a.O., 169). In Thomaes Kodex "der Grundsätze, die bei der Anwendung der biographischen Methode zu berücksichtigen sind" (a.a.O., 169), finden sich weitere Formulierungen, die den letztlich dominierenden Einfluß des nomologischen Modells illustrieren.

Noch deutlicher ist dieser Einfluß, wenn Thomae konstatiert, daß der Gegenstandsbereich der psychologischen Biographik "primär der Normbereich (des) Verhaltens (sei) und nicht dessen Extremvarianten" (Thomae 1969, 138), daß das für die Biographieforschung 'geeignete' Subjekt eine "durchschnittliche Persönlichkeit" sein solle (a.a.O., 139), also "einigermaßen repräsentativ (...) für die psychische Realität" sein müsse (a.a.O., 138). Heute formuliert Thomae relativ umstandslos, daß "auch für die Anwendung der biographischen Methode in der Psychologie (...) alle Normen und Regeln gelten, wie sie in experimentellen Studien oder bei kontrollierten Fragebogenerhebungen zu beachten sind" (Thomae 1987b, 112). In der Einführung zur zweiten, stark veränderten Auflage des bereits 1968 erschienen Buches 'Das Individuum und seine Welt' heißt es schließlich, daß "die Anwendung idiographischer Methoden stets nur in Verbindung mit einer nomothetischen Orientierung als zulässig" anzusehen sei (Thomae 1988, 3;

Um Mißverständnissen vorzubeugen: Mir liegt nichts an einem Pathos des Individuums oder an einer mit Emphase proklamierten "Idee der Individualität" (Thomae 1968, VII) und der damit verbundenen psychologischen 'Idiographie' in dem von Thomae verstandenen Sinn. Ebenso geht es mir nicht darum, Thomaes m.E. berechtigten Anspruch auf transindividuelle bzw. allgemeine Erkenntnisse in Frage zu stellen. Für problematisch halte ich allerdings, daß Thomae das Allgemeine letztlich nicht anders als in der Form eines 'Gesetzes' zu denken vermag und daß er demzufolge den Schritt vom Individuellen zum Allgemeinen als Schritt von der Idiographie zur Nomothetik konzeptualisieren muß, als einen Schritt der 'idiographic transition' (vgl. Kruse 1987, 121), der das Individuelle transzendiert, indem er es quantitativ-statistischen Operationen unterwirft. Eine derartige 'idiographic transition' ist freilich möglich und zu bestimmten Zwecken sinnvoll und funktional. Soweit ist Thomae zuzustimmen, wenn er sich gegen den unfruchtbaren Dualismus von 'Idiographie versus Nomothetik' wendet. Allerdings: Das Vorgehen nach dem deduktiv-nomologischen Modell ist nicht das einzige, um zu verallgemeinerbaren Erkenntnissen zu gelangen. Und es ist sicherlich nicht dasjenige Vorgehen, das die Devise einer 'möglichst unverkürzten Annäherung' an die psychosoziale Welt reflexiver Subjekte so weit als möglich aufrecht erhält und befolgt. Ja mehr noch: Ich neige zu der Auffassung, daß die Orientierung an diesem Modell mit Thomaes (meta-) theoretischen Prämissen und den skizzierten methodologischen und methodischen Überlegungen zu einer Erforschung des 'menschlichen Verhaltens und seiner inneren Begründung' (partiell) unverträglich ist. Thomae weicht diesem Konflikt m.E. weitgehend aus. Dadurch wird freilich keine Lösung erreicht.

In der vorliegenden Arbeit werde ich ein Konzept einer Biographieforschung entwickeln, die als subjektorientierte Wissenschaft an der interpretativen Rekonstruktion des Individuellen ansetzt. Der Weg zum Allgemeinen oder potentiell Verallgemeinerbaren führt in diesem Konzept über komparative Analysen und die typisierende Abstraktion von den Idiosynkrasien des Individuellen (vgl. den Dritten Teil). Auf diesem Weg soll den metatheoretischen Prämissen und noch den Forderungen nach einer phänomennahen Darstellung, die Thomae unter dem Titel einer 'schlichten Beschreibung'

diskutierte, auf konsequenter Weise Rechnung getragen werden, als dies im Rahmen des Ansatzes von Thomae aus den dargelegten Gründen möglich ist. Dessen Konzeption, so eindrucksvoll und anregend sie im Einzelnen erscheint, droht nach meinem Dafürhalten gleichsam zerrieben zu werden durch die divergierenden Ansprüche, wie sie Thomae unter dem Titel 'idiographisch und nomothetisch' thematisiert und schließlich in einer Synthese zu integrieren versucht. In dieser Synthese besitzt, systematisch betrachtet, das nomologische Modell eindeutig die Überhand. Die psychologische Biographik ist, allen kritischen Gegenbewegungen des Autors zum Trotz, vollständig in das nomologische Modell integriert, wenn Thomae formuliert, daß "das idiographische Leitbild vor allem bei der Gestaltung und Vorbereitung der Exploration zu berücksichtigen ist" (Thomae 1987b, 114). Der Appell, dieses 'Leitbild' dennoch "auch bei der Auswertung nicht zu vergessen" (a.a.O., 114), wirkt hier wie ein Rettungsversuch des bereits Verlorenen, wie ein Festhalten an den Prämissen des eigenen Ansatzes, die doch in entscheidenden Punkten längst aufgegeben sind. Die für die subjektorientierte Biographieforschung konstitutiven Grundlagen und methodologisch-methodischen Orientierungen sind, dem Konventionalismus des nomologischen Modells entsprechend, in das explorative Vorfeld der eigentlichen Forschung verwiesen. Die "möglichst natürliche Beschreibung des Phänomens" (Kruse 1987, 121), in der "eine genaue Analyse der individuellen Interpretationsmuster vorgenommen wird" (a.a.O., 121), findet nun im Rahmen von Pilotstudien "vor der eigentlichen Hauptuntersuchung statt" (a.a.O., 121).

1.3. RESÜMEE DER KRITIK THOMAES UND ÜBERLEITUNG ZUM PROGRAMM

Eine Synthese vereinigt Differentes unter Bewahrung der spezifischen Eigenarten des Unterschiedenen. Unter diesem Gesichtspunkt steht sehr in Frage, ob wir im Falle von Thomaes Ansatz zurecht von einer Synthese idiographischer und nomothetischer Forschung sprechen können. Es steht also in Frage, ob der Einschätzung des Autors rechtzugeben sei, nach der in der psychologischen Biographik "die Konfrontation von verschiedenen Methodengruppen oder gar von verschiedenen Psychologien aufgegeben und der fast ein Jahrhundert alte Konflikt zwischen verschiedenen Schulen als ein notwendiger Konflikt zwischen zwei verschiedenen Normen charakterisiert (wurde), den jeder Psychologe

bei der Planung, Durchführung und Auswertung einer Untersuchung auf seine Weise lösen muß" (Thomaes 1987b, 110f.).

Aus den dargelegten Gründen halte ich diese Einschätzung für bedenklich. Thomaes emphatischer Begriff des 'Individuums' und seine Orientierung am nomologischen Modell kollidieren in seiner Theorie und Methodologie. Wenn wir Thomaes Unterscheidung zwischen idiographischer und nomothetischer Forschung in eine lockere Verbindung mit der Unterscheidung zwischen einer Psychologie des 'reflexiven Subjektes' und einer 'nomologischen Psychologie' bringen, ist m.E. nach wie vor der Auffassung von Herrmann (1987) zuzustimmen. Herrmann spricht, mit einem Blick auf den aktuellen Stand der einschlägigen Debatten, von gravierenden Schwierigkeiten und vielleicht unüberwindlichen Diskrepanzen, was die Versuche einer Harmonisierung des 'Denkmusters des intentionalen und reflexiven Subjektes' mit dem Modell einer nomologischen Psychologie betrifft:

"Ernste Schwierigkeiten ergaben (und ergeben!) sich in meiner Sicht, wenn man den Menschen einerseits als nach Naturgesetzen funktionierendes System und ihn andererseits zugleich als ein in Grenzen freies Handlungssubjekt verstehen will - und dies in homogener Begrifflichkeit, wie sie nach meinem Dafürhalten einer guten wissenschaftlichen Theorie entspricht. (...) Eine Psychologie, die mit den (Übrigen!) Naturwissenschaften erfolgreich konkurrieren kann, hat keinen Platz für das in Grenzen frei entscheidende Subjekt. Es ist schon so, daß die Forschungstradition, nach der man das Verhalten des Menschen kausal aus gegebenen Bedingungen vorhersagen will, aus Gründen der Widerspruchsfreiheit nicht zugleich ohne Schwierigkeiten deklarieren kann, der Mensch sei ein handelnder, und er sei - wenn auch nur tentativ - in seinem Wollen und Handeln frei und somit auch unvorhersagbar" (a.a.O., 112).

Damit muß der Dualismus zwischen 'zwei Methodengruppen oder gar zwei Psychologien' keineswegs festgeschrieben sein.¹¹ Eine Überwindung dieser Zweiheit würde allerdings eine Überwindung jener theoretischen und methodologischen Inkonsistenzen und Widersprüche implizieren, wie sie Thomaes Ansatz charakterisieren.

Ich werde mich angesichts der angesprochenen Schwierigkeiten nicht damit befassen, wie eine subjektorientierte psychologische

¹¹Vgl. hierzu z.B. den Versuch einer 'verständend-erklärenden Psychologie' von Groeben (1986).

Biographieforschung zu begründen und zu konzeptualisieren wäre, die den Ansprüchen einer nomologischen Wissenschaft genügen würde. Demzufolge begreife ich die psychologische Biographieforschung nicht als eine Naturwissenschaft - ohne damit gleich bestreiten zu wollen, daß es psychologische Fragen gibt, um die sich eine als nomologische Wissenschaft konzipierte und in diesem Sinne naturwissenschaftliche Psychologie zu kümmern hätte. "Das Richtungshören, das Tiefensehen und die Voraktivierung von Lexemen bei der Sprachrezeption" (Herrmann 1987, 114) mögen solche Fragen sein. Fragen, die das menschliche Leben als eine zeitlich strukturierte und sprachlich vermittelte, kurz: als eine sinnhafte Praxis betreffen, gehören dagegen nicht hierher. Die Erkenntnismittel der Naturwissenschaften greifen hier in aller Regel zu kurz.

Die psychologische Biographieforschung betrachte ich als praktisch-hermeneutische Wissenschaft, die nicht umstandslos in das nomologische Modell integrierbar ist. Wohlgemerkt: Biographieforschung begreife ich als Wissenschaft in einem uneingeschränkten Sinn. Und hier enden dann auch, zumindest teilweise, zumindest in einem gewissen Sinne, die Gemeinsamkeiten mit Herrmanns anregendem wissenschaftlichen Essay, in dem die Unterscheidung zwischen dem reflexiv-intentionalen Subjektmodell und dem nomologischen Modell zugleich eine Unterscheidung zwischen der 'alltäglichen Laienpsychologie' und der 'wahrhaften (=nomologischen) Wissenschaft' markieren soll.

Freilich läßt Herrmann in seinem pluralistischen Netzwerk von Forschungsprogrammen einen gewissen Raum für die Idee des intentionalen Denkmusters. Obwohl also, wenn man es genau nimmt, in einer naturwissenschaftlichen Psychologie kein "Platz ist für das in Grenzen frei entscheidende Subjekt" (a.a.O., 112), zollt Herrmann einen Tribut an jene 'kaum einmal hinterfragte', 'gesellschaftlich funktionale' Selbstverständlichkeit des subjekt- und handlungsbezogenen Denkens.¹² Herrmanns Zugeständnis an

¹²'Gesellschaftlich funktional' ist das intentionalistische Denkmuster, weil es das Sitten- und Rechtssystem unserer gesellschaftlichen Praxis ermöglicht und aufrechterhält. Ohne jede weitere Diskussion sei bemerkt: Herrmann reiht sich in die Reihe der Kultur- und Gesellschaftskritiker ein, wie sie mittlerweile insbesondere aus der (post-) strukturalistischen und dekonstruktivistischen Tradition vertraut sind: Wer an "Recht und Ordnung" interessiert

das Modell eines intentionalen und reflexiven Subjektes hat allerdings eher praktische Gründe. Wenngleich man

"die menschliche Subjektivität nicht deshalb in eine psychologische Theoriebildung einbeziehen (sollte), weil dies zur Konfliktreduktion beim Zusammentreffen von psychologischer Wissenschaft, alltäglicher Laienpsychologie und traditionellem juridischen Denken führt" (a.a.O., 114), "drängt sich die freie Subjektivität und Intentionalität als ein Sachverhalt auf, den bei unserer psychologischen Arbeit zu berücksichtigen wir für nützlich oder für erforderlich halten. So wird niemand eine gute Gruppentherapie ohne groteske theoretische und anwendungspraktische Verrenkungen zustande bringen, der etwa auf Subjektivität und Entscheidungsfreiheit als wesentliche Bestandteile seines Denk- und Redemusters verzichtet. Es gibt psychologische Probleme oder wir haben jedenfalls de facto Probleme, die wir nicht oder kaum erfolgreich behandeln können, wenn wir uns nicht an jenem uralten volkspsychologischen Spiel beteiligen, zu dessen Spielregeln das Selbstverständlichein der partiellen Willensfreiheit, der Verantwortlichkeit und der partiellen Unvorher-sagbarkeit gehört" (a.a.O., 114f., Hervh. von mir, J.S.).

Eine Psychologie des reflexiven Subjektes ist aus praktischen Gründen zwar unerlässlich – unsere Praxis ist nun eben mal mit der Idee der Intentionalität oder Reflexivität verschwistert –, aber sie ist gleichwohl nichts weiter als das Mitspielen eines Spiels, das in Herrmanns Sicht auch ein (nomologisch erklärbare) 'Fiktionsspiel' sein könnte (a.a.O., 115). Ob 'Fiktions'-Spiel oder nicht: Tatsache ist, daß

"die Psychologie sowohl die nomologische als auch die intentionalistische Arbeitsstrategie verwendet. Viele Psychologen tun das eine oder das andere konsequent; die nomologisch arbeitenden Psychologen lassen dann den unvorher-sagbaren Ergebnissen des Wollens freier Subjekte keinen Raum, die intentiona-listisch arbeitenden sagen dann das Unvorhersagbare nicht vorher. Andere Psychologen lassen solche Konsequenz vermissen" (a.a.O., 116).

ist, der halte nur an der "Fiktion der partiellen Indeterminiertheit" fest, die unerlässlich sei, "um den Menschen im tradierten Sinne verantwortlich machen zu können" (a.a.O., 110). In diesem Verantwortlich-machen schwingt, wie wir insbesondere seit Foucault wissen, ein Moment von Macht, Unterdrückung, Gewalt, Aufrechterhaltung der herrschenden Verhältnisse mit. Demgegenüber sei die nomologische Psychologie von einer ganz anderen Sorte, da von ihrer Seite doch eine "potentielle Gefahr (...) für die gesellschaftliche Sicherung der Sanktionierbarkeit bei individueller Normabweichung" drohe (a.a.O., 111).

Solange wir das intentionalistisch-reflexive Modell als eine konstitutive Konstante unserer gesellschaftlichen Praxis verstehen (wollen oder aus Vernunftgründen verstehen 'müssen'), spricht alles dafür, Intentionalität und Reflexivität als Bestandteil der menschlichen Natur aufzufassen. Auch Herrmann spricht in diesem Sinne von der "Doppelnatur' des Menschen (...), der sein Verhalten und Erleben partiell nach dem Denk- und Redemuster der Intentionalität und Subjektivität und partiell nach dem Denk- und Redemuster des naturgesetzlichen Funktionierens beschreibt. Im Wissenschaftsprozeß rufen die Unvollständigkeiten und Mängel bei der Rekonstruktion der einen Hälfte dieser 'Doppelnatur' Rekonstruktionsversuche der anderen Hälfte hervor, usf." (a.a.O., 116).

Der vorliegende Entwurf einer historisch-psychologischen Biographieforschung ist ein Entwurf einer subjektbezogenen Psychologie. Er kann dementsprechend als eine Aufforderung zur Beteiligung an jenem 'uralten volkspsychologischen Spiel' gelesen werden. Allerdings soll diese Beteiligung auf dem Boden der Wissenschaft stattfinden, ohne daß dabei das nomologische Modell den absoluten Bezugspunkt bilden muß. Auch bei Herrmann wird, bei aller pluralistischen Toleranz, das nomologische Modell (auf teilweise subtile Art) favorisiert und als eigentliche Wissenschaft ausgezeichnet. Dies geschieht nicht nur dadurch, daß Herrmann das intentionalistisch-reflexive Denk- und Handlungsmuster auch dann, wenn es wissenschaftlichen Erkenntnisbemühungen zugrundeliegt, in die Nähe eines etwas naiven 'volkspsychologischen Spiels' rückt. Darüberhinaus gemeindet Herrmann die dem intentionalistisch-reflexiven Modell verpflichteten Handlungstheorien (partiell) doch wieder den nomologischen Wissenschaften ein, weil ja auch diese Theorien auf eine deduktiv-nomologische oder probabilistische Erklärung subjektiven Handelns hinarbeiten würden. Daß dies keineswegs der Fall sein muß, werde ich in der vorliegenden Arbeit an verschiedenen Stellen diskutieren (vgl. insb. Kapitel 3.2.1. und 3.5.).

Um in einem ersten Schritt (Erster Teil) den (meta-) theoretischen Rahmen einer historisch-psychologischen Biographieforschung abstecken zu können, stütze ich mich auf Arbeiten von George Herbert Mead. Dadurch kann zunächst einmal ein spezifisches Defizit in Herrmanns Denken ausgeglichen werden. Herrmann kann sich nämlich, wie er sagt, "eine auch nur partielle Entbindung

des menschlichen Wollens und Handelns von der kausalen Determination (und damit vom Grundsatz nomologischer Erklärbarkeit) nicht vorstellen" (a.a.O., 110; 2. Hervh. von mir, J.S.). Diesen Mangel an Vorstellungskraft können wir mit Mead auf eine theoretisch begründete Weise überwinden, ohne einer individualistischen Konzeption des reflexiven und kreativ handelnden Subjektes das Wort zu reden. Meads Theorie thematisiert den Menschen grundsätzlich in seinen gesellschaftlichen und sozialen Bezügen. Sein anthropologischer oder subjekttheoretischer Ansatz ist demgemäß als Sozialanthropologie zu begreifen.¹³

Die konsequent sozialpsychologische Orientierung erscheint mir auch für eine psychologische Biographieforschung unumgänglich. Auch in dieser Disziplin müssen die sprachlichen und nichtsprachlichen 'Äußerungen' von Subjekten vernünftigerweise in ihrer sozial konstituierten und auf die soziale Wirklichkeit bezogenen Bedeutung thematisiert werden. Die Lebensgeschichte, die ein Individuum als seine unverwechselbar eigene Geschichte identifizieren und präsentieren kann, enthält allemal einen Sinn, der von den Anderen stammt.

Meads Theorie empfiehlt sich außerdem als vorzüglich geeigneter Orientierungsrahmen für die psychologische Biographieforschung, weil sie menschliches Handeln als kommunikatives oder sprachlich vermitteltes Handeln begreift. In Meads Ansatz kommt der Sprache eine zentrale Rolle zu. Das ist von größter Bedeutung, da die Lebensgeschichte eines Menschen (letztlich) als ein sprachliches Konstrukt verstanden werden muß, dem sich die wissenschaftliche Psychologie im Medium der Sprache anzunähern hat.

Weiterhin ist zu erwähnen, daß Meads Auffassung des menschlichen Handelns und Lebens als dynamisch-prozessual bezeichnet werden kann. In Meads anthropologischen Theoremen spielt neben den bereits genannten Aspekten (Praxis, Sprache, Sozialität) die zeitliche Struktur der menschlichen Existenz eine entscheidende Rolle. In Meads Sicht ist der Mensch ein soziales, sprachbegabtes

¹³ Vgl. hierzu auch Graumanns Kritik am psychologischen Individualismus (in der Sozialpsychologie!) und seinen Hinweis auf die "Alternative zum strikten Individualismus, (...), nämlich den Interaktionismus Georg Herbert Meads" (Graumann 1979, 299). Eine knappe und treffende Kritik am psychologischen Individualismus formuliert Elias (1984, 122ff.).

und zugleich ein geschichtliches Wesen. Es versteht sich ohne weiteren Kommentar, daß gerade die zeittheoretischen Überlegungen Meads eine besondere Attraktivität besitzen, wenn es um eine systematische Grundlegung und Konzeptualisierung der psychologischen Biographieforschung geht. Nach einer allgemeinen Ansicht zeichnet sich ja gerade die Biographieforschung durch ihre Konzentration auf die zeitlich-prozessuellen Aspekte der Existenz aus. Mit dieser spezifischen Akzentsetzung hängt es auch zusammen, daß ich von einer historisch-psychologischen Biographieforschung spreche. Mit diesem Titel ist also nicht nur angesprochen, daß die individuelle Lebensgeschichte prinzipiell mit der kollektiven Historie verwoben ist. In einem grundsätzlicheren Sinn verweist diese Kennzeichnung auf die Tatsache, daß es die psychologische Biographieforschung mit Zeitphänomenen, d.i.: mit historischen Phänomenen zu tun hat. Auch die aktualempirisch orientierte Biographieforschung ist dementsprechend, wie ich darlegen werde, als historische Sozialwissenschaft zu begreifen.¹⁴

Schließlich ist darauf hinzuweisen, daß die normativen Implikationen und Intentionen von Meads Theorie nach meiner Auffassung als allgemein zustimmungsfähige Orientierungen einer Wissenschaft angesehen werden können, die ja letztlich auf die eine oder andere Weise mit praktischen Zielsetzungen verwoben ist.

So gewinnbringend ein Rekurs auf Meads Theorie erscheint, so ergänzungsbedürftig ist dieser Rekurs im Falle meines Vorhabens.

Zu diesem Zweck stütze ich mich insbesondere auf Diskurse, wie sie im Umkreis einer narrativistischen Philosophie der Geschichte verbreitet sind (Zweiter Teil). Dadurch läßt sich zeigen, daß und inwiefern auch die psychologische Biographieforschung etwas mit dem Erzählen als einer spezifischen Sprachform zu tun hat. Diese Beziehung, die teilweise durch die 'Karriere' narrativer Interviewtechniken verstärkt ins Bewußtsein von Sozialwissenschaftlern gedrungen ist, werde ich unter verschiedenen Gesichtspunkten untersuchen. All das wird nicht darauf hinauslaufen, die psychologische Biographieforschung zur 'erzählenden Kunst' zu erklären. Die psychologische Biographieforschung ist und bleibt eine Wis-

¹⁴Vgl. hierzu auch das sehr heterogene Programm einer Historischen Psychologie (Jüttemann 1986).

senschaft, die ihre Erfahrungs- und Erkenntnisbildung in einer methodisch kontrollierten und intersubjektiv überprüfaren Weise realisiert. Und dennoch muß sich diese Disziplin notwendigerweise und in verschiedener Hinsicht auf das Erzählen einlassen, wenn ihr an der Darstellung, an der Erklärung und am Verstehen zeitlich strukturierter Phänomene gelegen ist.

Im letzten Abschnitt der vorliegenden Arbeit (Dritter Teil) werde ich für die Rehabilitierung eines verdrängten Erfahrungs begriffs argumentieren und anschließend den Prozeß der psychologisch-interpretativen Erkenntnisbildung in praktischer und methodologischer Hinsicht zu klären versuchen. Besondere Bedeutung erhält in diesem Zusammenhang der von Alfred Schütz übernommene Begriff der 'Typisierung', auf den ich mich stütze, um zentrale Aspekte der Struktur und Genese psychologischen Wissens zu explizieren. Abschließend betrachte ich den Prozeß der empirisch-psychologischen Wissensbildung als einen Vorgang, in dem komparativen Analysen ein entscheidender Stellenwert zukommt. Als Grundlage oder 'Gerüst' von komparativen Analysen stelle ich unter dem Titel der 'formulierenden' bzw. der 'reflektierenden Interpretation' zwei Auswertungsschritte vor, die die Praxis psychologischer Erkenntnisbildung in zentralen Aspekten strukturieren können. Damit schließt sich der Kreis von den abstrakten grundlagentheoretischen Erörterungen, mit denen nun begonnen werden soll, bis hin zu den auf die konkrete Forschungspraxis bezogenen Vorschlägen, mit denen die vorliegende Arbeit endet.

2. METATHEORETISCHE UND THEORETISCHE ARGUMENTATIONEN IM ANSCHLUß AN DIE THEORIE PRAKТИSCHER INTERSUBJEKTIVITÄT VON G.H. MEAD

Im folgenden werde ich die in der Einleitung angesprochenen Gesichtspunkte des Mead'schen Denkens näher explizieren und erläutern, um dadurch ein anthropologisches Vorverständnis des Menschen und einige (meta-) theoretische Orientierungen zu gewinnen, die alle weiteren Überlegungen und Ausführungen fundieren und anleiten werden. Selbstverständlich kommt es mir nicht darauf an, eine umfassende Rekonstruktion und Interpretation der Arbeiten von Mead zu liefern. Ich werde lediglich die für meine eigenen Forschungsinteressen relevanten Theoreme und Argumentationen Meads in den Grundzügen skizzieren und kommentieren.¹

Um einem vielleicht naheliegenden Mißverständnis vorzubeugen, sei

¹Den zumindest im deutschsprachigen Raum derzeit bekanntesten Versuch einer solchen Gesamtdeutung, die überdies noch der Entwicklung des Mead'schen Denkens Rechnung zu tragen versucht, hat Joas (1980) vorgelegt. Joas liefert in seiner Einleitung eine instruktive Typik der bisherigen Rekonstruktions- und Interpretationsversuche, wobei seine Kritik an den bisherigen Forschungen über Mead nicht gerade zimperlich ausfällt. So habe die undifferenzierte Subsumierung der Arbeiten Meads unter den Behaviorismus zu "zahllosen Mißverständnissen und irreführenden Kritiken" geführt; die Repräsentanten des symbolischen Interaktionismus (z.B. Blumer 1969) hätten Meads Überlegungen im Prozeß der Rezeption und Aneignung subjektivistisch und idealistisch verkürzt; das einflußreiche Buch des Phänomenologen Natanson (1956) sei weitgehend unzuverlässig und unbrauchbar, da es u.a. Meads Theorie als subjektivistischen Ansatz mißverstehe (vgl. dazu auch Cronk 1987); schließlich verweist Joas noch auf die vorliegenden Kritiken an Millers (1973) umfassender Mead-Deutung. Gerade weil mein eigenes Verständnis des Mead'schen Ansatzes nicht zuletzt durch die Arbeiten von Joas geprägt ist, möchte ich wenigstens erwähnen, daß auch dessen Lesart selbstverständlich nicht umstritten ist. Exemplarisch verweise ich auf die kritische Replik von Grathoff (1987), auf die an Habermas gerichteten, partiell aber auch Joas treffenden Bemerkungen von Tugendhat (1979, 282ff.; vgl. dazu auch Joas 1985, 14ff., 1987, 17f.) sowie auf die Mead-kritische Arbeit von Düsing (1986), die u.a. das mangelnde Niveau bestimmter philosophischer Argumentationen in Joas' Buch kritisiert. - Die meinen Ausführungen zugrundeliegenden Texte von Mead sind im Literaturverzeichnis genannt. Zu erwähnen bleibt, daß ich die häufig kritisierte Übersetzung von 'Mind, Self, and Society' geändert habe, wo mir dies unumgänglich erschien.

vorab noch gesagt: Wenn ich von einem 'anthropologischen Vorverständnis' des Menschen, von 'anthropologischen Grundannahmen' oder dergleichen spreche, möchte ich keinem unreflektierten Universalismus das Wort reden, der in naiver Anmaßung das 'immer und überall Wahre' des menschlichen Lebens zu bestimmen vorgibt. Im Unterschied zu dieser universalistischen Ambition, die darauf aus ist, "sich derjenigen menschlichen Bestimmungen zu verschaffen, welche dem Menschen ohne Rücksicht auf Zeit und Raum zukommen" (Heuss 1973, zit. n. Böhme 1985, 251), verstehe ich Anthropologie - trotz des relativ hohen Allgemeinheitsgrades ihrer Aussagen - als einen in geschichtlicher Erfahrung begründeten und durch geschichtliche Erfahrung bescheiden gewordenen Versuch der gedanklichen Reflexion, in dem es den betreffenden Menschen (letztlich) um ihr "bedürftiges und bedrängtes Selbst" geht (Kamlah 1973, 14).

Wenn nun anthropologische Reflexionen die gedanklichen Prämissen einer aktualempirischen psychologischen Forschung explizieren und begründen helfen sollen, setze ich eine spezifische Einschränkung der Geltungsansprüche anthropologischer Aussagen voraus: Der Gegenstand einer 'historischen' (vgl. Böhme 1985, 251ff.) oder einer 'philosophischen Anthropologie' ist

"'der Mensch, der wir selber sind' (...). Es dürfte ein Mißgriff vieler Anthropologen sein, daß sie 'den Menschen überhaupt' oder, im gleichen Sinne, die 'menschliche Natur' erfassen wollen (...). Wir selber leben im Wirkungsfeld der neuzeitlichen Aufklärung. Wir verschreiben uns nicht vorbehaltlos der neuzeitlichen Wissenschaft samt ihren Vorurteilen. Gleichwohl können und dürfen wir hinter den antiken Ursprung der Vernunft (...) nicht zurückgehen, und auch nicht hinter die neuzeitliche Wiederholung dieses Ursprungs, so problematisch sie vorerst gelungen ist. Die Reichweite der generellen Sätze, die wir suchen, d.h. ihr Gegenstandsbereich, beschränkt sich auf diejenigen Menschen, die wie wir solche Sätze zu verstehen und zu finden vermögen, in diesem Sinne auf 'den modernen Menschen' oder den Menschen in der modernen 'Profanität', dessen soziale Lebenswelt geprägt ist durch Wissenschaft, Technik, Industrialisierung" (Kamlah 1973, 20f.).

2.1. SOZIALE PRAXIS, KOMMUNIKATION UND SUBJEKTKONSTITUTION

2.1.1. GESELLSCHAFTLICHE PRAXIS ALS ANSATZPUNKT: ZUR INTERSUBJEKTIVITÄTSTHEORETISCHEN TRANSFORMATION INDIVIDUALISTISCHER SUBJEKTIVITÄTSKONZEPTIONEN

Im Mittelpunkt von Meads Denken steht die Frage nach dem Konstitutionsverhältnis von Subjektivität und Gesellschaft. Mead begreift den Menschen in seiner anthropologischen Kommunikationstheorie grundsätzlich als soziales Wesen und nicht als Monade oder als einsames Individuum, das dann zum Zwecke der psychologischen oder soziologischen Begriffs- und Erkenntnisbildung zu anderen Monaden in Beziehung gebracht werden muß. Menschliches Verhalten ist nicht das Verhalten eines einsam agierenden Organismus oder Individuums, das "soziale Beziehungen erst eingehen und gemeinsam verbindliche Werte erst konstituieren muß" (Joas 1980, 111). Verhalten begreift Mead demgegenüber als soziales Verhalten im Kontext einer Gruppe von Menschen. Der Begriff des 'individuellen Verhaltens' ist gegenüber dem Begriff des 'social act' bereits eine Abstraktion, mit der soziologisches und (sozial-) psychologisches Denken keinesfalls beginnen sollte:

"In der Regel befaßt sich die Sozialpsychologie mit den verschiedenen Phasen gesellschaftlicher Erfahrung aus der psychologischen Sicht der individuellen Erfahrung. Ich möchte einen anderen Standpunkt vorschlagen: die Erfahrung vom Standpunkt der Gesellschaft aus zu betrachten, zumindest unter dem Gesichtspunkt der Kommunikation als der Voraussetzung für eine Gesellschaftsordnung. Diese Auffassung von Sozialpsychologie setzt einen Zugang zur Erfahrung vom Individuum her voraus; sie versucht jedoch, ganz besonders diejenigen Elemente in der Erfahrung ausfindig zu machen, welche dadurch bedingt sind, daß das Individuum selbst Teil einer gesellschaftlichen Struktur, einer gesellschaftlichen Ordnung ist. (...) Geben wir die Auffassung auf, die Seele sei eine Substanz, die bereits von Geburt an mit einem individuellen Selbst ausgestattet ist, so können wir die Entwicklung des Selbst und des Selbstbewußtseins eines Individuums innerhalb seines Erfahrungsbereiches als besonderes Interessengebiet des Sozialpsychologen ansehen" (Mead 1968, 39).

"Die Sozialpsychologie untersucht die Tätigkeit oder das Verhalten des Individuums, so wie es in den gesellschaftlichen Prozeß eingebettet ist; (...) seine individuellen Handlungen sind in größeren, gesellschaftlichen Handlungen eingeschlossen, die über den Einzelnen hinausreichen und andere Mitglieder dieser Gruppe ebenfalls betreffen" (Mead 1968, 45).

Bereits in einer seiner frühen Schriften äußert Mead die aus

seiner Sicht optimistische Einschätzung, daß

"die Tendenz nicht nur der Sozialwissenschaften, sondern auch der gesellschaftlichen Kräfte selbst dahin (geht), beim Individuum ein lebhaftes, unmittelbares Bewußtsein seiner selbst als Knotenpunkt im Wirken dieser sozialen Kräfte an die Stelle einer Auffassung des Individuums zu setzen, das außerhalb dieser Prozesse steht und sich nur nach Maßgabe des Diktats seines Gewissens oder des Verlangens seiner Begierden in sie hinein begibt oder sich aus ihnen heraushält" (Mead 1897, 789).

Für Mead ist das personale Selbst eines Menschen als ein je vorläufiges Resultat des gesellschaftlichen Prozesses zu konzeptualisieren. Gesellschaftliche Vorgänge begreift er dabei als soziale Interaktionsprozesse, für deren Verständnis dem Gesichtspunkt der zwischenmenschlichen Kommunikation, insbesondere der sprachlichen Verständigung, eine zentrale Bedeutung zukommt. Mead löst sich mit seiner Theorie der praktischen Intersubjektivität (Joas) konsequent von jedem anthropologischen und erkenntnistheoretischen Individualismus und damit von zentralen Prämissen der klassischen Bewußtseins- und Subjektpphilosophie (vgl. Habermas 1988), ohne damit, wie es im Zuge der Entwicklung des Strukturalismus, des Dekonstruktivismus und der Systemtheorie mittlerweile Mode geworden ist, der These vom definitiven 'Ende des Individuums' oder vom 'Tod des Subjektes' das Wort zu reden (vgl. z.B. Frank 1986, Frank, Raulet & Reijen 1988, Habermas 1985). Zwar erschüttert oder dezentriert auch Mead die neuzeitliche Idee eines autarken Subjektes, ohne allerdings sämtliche Konnotationen und Ansprüche dieses 'Prinzips der neuen Zeit' (Habermas 1985, 27) einfach zu verwerfen.

Subjektivität kehrt im Fall des von Mead begangenen 'anderen Auswegs aus der Subjektpphilosophie' (Habermas) in einer intersubjektivitäts- und kommunikationstheoretisch revidierten Gestalt wieder. Mead transformiert die klassisch-neuzeitliche Vorstellung eines in sich selbst konstituierten, über sich und die Welt nach Maßgabe der eigenen Bedürfnisse und Fähigkeiten verfügenden Subjektes in die Konzeption eines Subjektes, dessen Individuierung und individuelles Handeln nur im Rekurs auf die soziale Praxis adäquat konzeptualisiert und analysiert werden können. Im Kontext eines Lebens mit und neben den Anderen bleiben für den Einzelnen allerdings Möglichkeiten der Selbstreflexion und Selbstbestimmung, die eine am Ideal der kommunikativ vermittelten

Autonomie und Freiheit orientierte Lebensführung erlauben. Individuen handeln also, im Sinne der soeben zitierten, idealtypischen Vorstellung von Mead, im Bewußtsein ihrer selbst als 'Knotenpunkt im Wirken von sozialen Kräften', ohne diesen sozialen Kräften völlig passiv ausgeliefert zu sein. Im Gegenteil: Die Eigenleistung, die den individuellen Subjekten in Meads Theorie weiterhin zugemutet wird, ist jene Form "von moralischer und existentieller Selbstreflexion" (Habermas 1988, 240), die Menschen zu einer bewußten und vernunftorientierten Lebensführung befähigt.

Meads Theorie des Subjekts ist weit entfernt von den strukturalistischen, dekonstruktivistischen oder systemtheoretischen Demontagen, nach denen Begriffe wie 'Subjekt', 'Geschichte', 'Vernunft', 'Selbstbestimmung', 'Selbstverwirklichung', 'Emanzipation' und dergleichen keinen Platz mehr in kultur- und sozialwissenschaftlichen Analysen besitzen sollen, weil ihnen vermeintlich keine Realitäten mehr entsprechen. Mead hält m.E. mit gutem Grund an einem Begriff der gesellschaftlichen Praxis fest, der auch heute noch nicht vollständig obsolet erscheint. Diese Praxis geht nicht vollkommen in anonymen Strukturen, Systemen und Geschehnissen auf, sondern besteht doch auch aus Handlungsprozessen, die in der moralischen und existentiellen Reflexion der beteiligten Subjekte konstituiert sind.² Nur ist diese praxisrelevante Reflexion für Mead eben nicht möglich für ein von gesellschaftlichen Prozessen völlig unabhängiges Subjekt, sie ist nicht möglich, "ohne daß der eine die Perspektiven der anderen übernimmt" (Habermas 1988, 240). Und diese Perspektivenübernahme vollzieht sich, wie an späterer Stelle genauer auszuführen sein wird, im Medium der Sprache. In diesem Sinne kann Meads Subjekt-

²Diese empirisch begründete Einsicht hält Habermas den sich selbst absolut setzenden, strukturalistischen und systemtheoretischen Gesellschaftsanalysen entgegen. So formuliert er beispielsweise in seiner Kritik an Becks (1986) soziologischen Untersuchungen: "Wir spüren, daß eine solche systemtheoretische Beschreibung eigentlich danebengreift - und doch nicht ganz danebengreift. Die Sachverhalte, die sie beschreibt, sind aber nur in den pathologischen Randzonen nicht ganz verfälscht. Die Irritation, die sie auslöst, ist nicht moralischer Natur, sie hat empirische Gründe. Die von mediengesteuerten Subsystemen erforderte Entscheidungsstruktur geht, wenn sie in private und öffentliche Kernbereiche der Lebenswelt übergreift, fehl" (Habermas 1988, 240).

modell oder Anthropologie mit Nachdruck als eine sozialanthropologische Kommunikationstheorie bezeichnet werden.

2.1.2. KÖRPER UND GEIST, VERHALTEN UND HANDELN: EINE ANMERKUNG ZUM ZUSAMMENHANG DES ANALYTISCH UNTERSCHIEDBAREN

Die deutliche Betonung von Kommunikation und Sprache in Meads sozialanthropologischem Subjektmodell impliziert nicht, daß er die materielle, insbesondere die biologisch-physiologische Grundlage des menschlichen Lebens ignoriert (vgl. Mead 1968, 40). Mead koppelt die biologisch-physiologischen Aspekte auch nicht vollständig von den gesellschaftlich-sozialen Gesichtspunkten des Verhaltens ab. Im Gegensatz zu den klassisch-dualistischen Konzeptionen unterscheidet Mead zwischen dem Verhalten des 'biologischen Individuums' und dem Verhalten des 'gesellschaftlichen und selbstbewußten Individuums' nicht vollkommen trennscharf. Während er diese analytische Unterscheidung einführt, versäumt er es nicht, ihr sogleich einen relativierenden Kommentar hinzuzufügen:

"Die Unterscheidung entspricht ungefähr jener zwischen Verhalten, das kein bewußtes Denken voraussetzt, und Verhalten, das dies tut - zwischen dem Verhalten der intelligenteren Tiere und dem des Menschen. Obwohl diese Verhaltensweisen im menschlichen Verhalten klar voneinander unterschieden werden können, spielen sie sich nicht auf verschiedenen Ebenen ab, sondern wirken ständig aufeinander ein und stellen, in den meisten Fällen, eine Erfahrung dar, die keine deutlichen Trennungslinien aufzuweisen scheint. (...) Es wäre falsch anzunehmen, der Mensch sei ein biologisches Wesen plus Vernunft, wenn wir mit dieser Definition ausdrücken wollen, daß er zwei voneinander trennbare Leben führt, eines aufgebaut auf Impuls oder Instinkt, das andere auf Vernunft" (Mead 1968, 397).

Offensichtlich entspricht Meads Unterscheidung der heute üblichen terminologischen Differenzierung zwischen 'bloßem', d.i. rein reaktivem Verhalten und sinnhaft strukturiertem Handeln (vgl. z.B. Aschenbach, Billmann-Mahecha, Straub und Werbik 1983). Die skizzierte Differenz ist für Mead auch deshalb nicht absolut trennscharf, weil sie in einer evolutionstheoretisch-entwicklungslogischen Perspektive als ein genetischer Zusammenhang rekonstruiert werden kann: Intelligentes Verhalten (d.i.: das Handeln) des Menschen gründet im Organismus und steht keineswegs

in einem bloßen Gegensatz zu diesem. Diese These bezieht Mead sowohl auf phylogenetisch-anthropogenetische als auch auf ontogenetische Entwicklungen. Mead geht es generell um die Überwindung des cartesischen Zwei-Welten-Schemas, in dem res extensa und res cogitans als

"zwei Arten von Substanzen, als je selbständige existierende Wesenheiten" gedacht werden, "deren besondere Bestimmung einander wechselseitig ausschließen und deren Zusammenhang bzw. -wirken - insbesondere das Commercium von Seele und Körper bei Menschen - oft nur (...) durch weitere metaphysische Postulate verständlich gemacht werden konnte. - Das In-Erscheinung-Treten von Geistigem und von reflektierender Intelligenz ist nach Mead zu fundieren in einer Aufstufung einfacherer Verhaltensweisen des menschlichen Organismus. Er beabsichtigt weder, 'Geist' auf 'Materie' in ontologischem Sinne zu reduzieren noch Bewußtsein dem physischen Organismus als etwas Fremdes entgegenzusetzen" (Düsing 1986, 33).³

2.1.3. SPRACHE, REFLEXIVITÄT UND INTERSUBJEKTIVE PRAXIS: ANTHROPOLOGISCHE GRUNDBESTIMMUNGEN IN MEADS HANDLUNGSTHEORIE

Den entscheidenden Stellenwert in Meads Anthropologie und Handlungstheorie besitzen, wie gesagt, sprachlich-kommunikative Verständigungsprozess. Sprachlichkeit und Reflexivität sind für Mead grundlegende Spezifika des Handelns, ohne deren Berücksichtigung zahlreiche psychische Phänomene nicht angemessen beschrieben, verstanden und erklärt werden könnten. Handeln ist die in der Möglichkeit zum reflexiven Selbstbezug der Akteure konstituierte,

³Vgl. hierzu auch Rehberg (1985, 62), der in der Frage nach der Einheit von Körper und Geist das zentrale Thema der Phänomenologie, der philosophischen Anthropologie und der pragmatistisch-interaktionistischen Philosophie erkennt.

spezifisch humane Form des Verhaltens.⁴

Um die intersubjektiv-soziale Struktur und Genese der Selbstbezüglichkeit und des Selbstbewußtseins individueller Subjekte zu klären, entfaltet Mead eine Entwicklungslogik, die – zumindest ansatzweise – explizieren soll, wie und unter welchen Voraussetzungen es zur Ausbildung dieser spezifisch humanen Fähigkeiten kommt. Wie erwähnt operiert er diesbezüglich auf zwei verschiedenen Ebenen: Sowohl für die phylogenetisch-anthropogenetische Entwicklung als auch für den ontogenetischen Individuierungsprozeß behauptet Mead eine Entwicklungslogik, die von impulsiven, instinktgesteuerten Verhaltensweisen über den irreflexiven Gebrauch einer verhaltenssteuernden GebärdenSprache bis hin zu einer symbolisch vermittelten, intersubjektiven Hand-

⁴Diese Schwerpunktsetzung begründet auch die nicht überbrückbaren Differenzen seines Ansatzes zum reduktionistischen Behaviorismus, wenngleich eine gewisse Verwandtschaft mit behavioristischem Ideengut unter anderem darin gesehen werden kann, daß auch Mead beim 'äußerem' Verhalten und Handeln des Menschen ansetzt. Das intentionale und reflexive Bewußtsein interessiert ihn unter dem Gesichtspunkt seiner unauflösbarer Beziehung zum 'äußerem' Verhalten und Handeln des Menschen (vgl. z.B. Mead 1925/1987 II, 299ff.). Betrachtet man sich aus heutiger Sicht die verschiedenen Varianten behavioristischer Theorieentwürfe, so ist es evident, daß Meads Ansatz weder mit der Position eines ontologischen oder anthropologischen, noch mit der Position eines methodologischen Behaviorismus, noch mit jenen revisionistischen Ansätzen vereinbar ist, die Aspekte der reflexiven und intentionalen Struktur des Handelns nur in der Form von intervenierenden Variablen berücksichtigen. Mead kennt keine wie auch immer begründete Scheu vor mentalen Phänomenen. In seiner Auseinandersetzung mit Watsons Behaviorismus diskutiert Mead in diesem Zusammenhang unter anderem die Phänomene der Aufmerksamkeit und der Selektion von Reizen, die Fähigkeit der 'verzögerten Reaktion' und des überlegten Handelns in Problemsituationen (Mead 1968, 39ff., 141ff.). Die Beschreibung und Erklärung all dieser Phänomene erfordert nach der Auffassung von Mead unweigerlich die Annahme eines reflexiven und intentionalen Bewußtseins. An dieser Stelle muß allerdings angemerkt werden, daß Mead selbst – oder vielleicht auch nur der Herausgeber Charles Morris? – zahlreiche Handlungen, nur weil sie quasi automatisch und ohne vorgängige Überlegungen ausgeführt werden, in behavioristischer Manier betrachtet. Vgl. hierzu z.B. Mead (1968, 143), wo er das gehorsame Verhalten eines Soldaten auf der Ebene des irreflexiven "Verhaltens von Tieren" ansiedelt.

lungspraxis führt.⁵ Das spezifisch menschliche Niveau des Lebens ist erreicht, sobald das Sozialverhalten als symbolisch vermittelte Interaktion aufgefaßt werden kann und muß. Die menschliche Interaktionspraxis ist an sprachliche Verständigungsprozesse gebunden, die eine bewußte und rationale Lebensführung ermöglichen:

"Erst in ihrem denkbar höchsten Entwicklungsstadium, wenn die ursprünglich primitive Verständigung durch instinktgeleitete Gebärden in den Austausch von symbolischen Zeichen für bestimmte Sachverhalte und schließlich in bedeutungserfüllte sprachliche Lautgebärden übergegangen ist, gelangen die Individuen zu intelligentem bewußten Handeln und zum Bewußtsein ihrer selbst. – Sprache ist für Mead ein aus Gebärden emporentwickeltes Symbolsystem und damit die differenzierteste Art und Weise gestischer Kommunikation" (Düsing 1986, 46).

Betrachten wir uns Meads Begründung der Differenz zwischen tierischen und spezifisch humanen Formen des Sozialverhaltens noch etwas genauer. Die Hauptthese lautet: Während die Lebenspraxis des Menschen im Medium sprachlicher Verständigung bewußt gestaltet werden kann, bleibt das Verhalten auf dem Niveau

⁵ Düsing kritisiert wohl nicht ganz zu unrecht, daß Mead eine an vielen Stellen unbegründete Theorie der Parallelität von Ontogenese und Phylogenie vertritt. Gattungsgeschichtliche Entwicklungsprozesse und die Genese des kindlichen Bewußtseins sind in Meads Argumentationen in der Tat bisweilen auf zirkuläre Weise ineinander verwoben: "Klammt man diese Theorien als unbewiesene oder fragliche Hypothese ein, so erweisen sich etliche Argumentationen Meads als zirkelhaft insofern, als er des öfteren hin- und herschließt von Beobachtungen kindlichen Verhaltens auf die Entwicklung der menschlichen Spezies in Jahrmillionen und umgekehrt von der Evolution der Gattung zu Sprache und Bewußtsein auf die Struktur der kindlichen Selbstwürdung" (Düsing 1986, 44ff.). Abgesehen von solchen bedenklichen Analogie- und Zirkelschlüssen muß auch darauf hingewiesen werden, daß Mead sicherlich keine lückenlose Theorie der Anthropogenese vorgelegt hat und auch seine sozialisationstheoretisch orientierten Ausführungen zur Ontogenese zahlreiche Fragen offen lassen. Zum zuletzt genannten Gesichtspunkt vergleiche die von Joas (1980, 115) diskutierten Punkte sowie den Versuch von Krappmann, Meads Ansätze zu einer Sozialisationstheorie systematisch zu rekonstruieren und in einer Skizze eines Sozialisationsmodells zu integrieren, das die intersubjektive "Genese der Identität und ihrer Kompetenzen" (Krappmann 1985, 162) begrifflich und theoretisch zu konzeptualisieren gestattet.

'höherer' Tiere rein reaktiv und wird lediglich durch nicht-signifikante Gesten reguliert. Mead spricht diesbezüglich im Anschluß an Darwins Überlegungen zum Ausdrucksverhalten von Tieren und im Anschluß an Wundts Sprachtheorie von einer 'Gebärdensprache' (conversation of gestures) und illustriert die Funktion und die Charakteristik dieser 'vorsymbolischen Sprache' unter anderem am Beispiel eines Kampfes zwischen zwei Hunden (Mead 1968, 53). Noch vor dem eigentlichen Angriff gehen die Hunde umeinander herum, schnappen nacheinander und knurren sich an. Der (schließlich) angreifende Hund stürzt also nicht geradezu auf den Gegner los, sondern signalisiert den bevorstehenden Angriff durch bestimmte Gesten oder Gebärden. Solche Gebärden sind in dem Sinne bedeutungsleer, daß sie nicht in artikulierte Sprache umgesetzt werden können. Diese Gebärden sind nicht-signifikante Gesten, die die wechselseitige Verhaltensanpassung zweier Organismen bewirken, ohne daß hierbei die Leistungen eines Bewußtseins vorausgesetzt werden können. Die Rede von 'Gebärde' besagt also, wie Tugendhat (1979, 252) formuliert, "in diesem Kontext kaum mehr als 'Stimulus'." Die Gebärden stellen sozusagen denjenigen Anfangsteil einer Verhaltensweise dar, der als signalartiger Auslösereiz für die Reaktion eines anderen Organismus fungiert (vgl. z.B. Mead 1925/1987 I, 321).

Der zentrale Punkt in Meads Argumentation ist, daß das Sozialverhalten von Tieren prinzipiell eine irreflexive Struktur besitzt. Verhaltensweisen haben in diesem Fall keine Bedeutung (meaning), weil Tiere nicht wissen und antizipieren, was sie tun und bewirken. Dagegen zeichnet sich die symbolvermittelte Interaktion, wie sie für den Menschen charakteristisch ist, gerade durch die reflexive Struktur der ausgeführten Handlungen aus. Die Handlungen des Menschen besitzen eine Bedeutung, die sich der Akteur im Regelfall bewußt machen kann. Mead weist allerdings darauf hin, daß diese Bedeutung in der Interaktion entsteht und nicht in einem vom konkreten Handeln unabhängigen Bewußtsein konstituiert ist. Durch die Analyse konkreter sozialer Interaktionen gelangt Mead zu seinem Begriff der signifikanten Geste und damit zu seinem Konzept der spezifisch menschlichen, kommunikativ strukturierten Praxis:

"Wenn (...) ein Individuum durch eine Gebärde einem anderen Individuum anzeigt, was es tun soll, hat das erste Individuum ein Bewußtsein von der Bedeutung seiner Geste - bzw. die Bedeutung seiner Geste erscheint in seiner

eigenen Erfahrung -, insofern als es die Einstellung des zweiten Individuums zu dieser Geste einnimmt und dazu tendiert, darauf implizit in derselben Weise zu reagieren, in der das zweite Individuum explizit darauf reagiert. Gesten werden zu bedeutsamen Symbolen, wenn sie in dem Individuum, das sie macht, implizit dieselbe Reaktion hervorrufen, die sie in anderen Individuen, den Individuen, an die sie adressiert sind, explizit hervorrufen" (Mead 1968, 86).

"Der Übergang zu einer signifikanten Geste ist dann gelungen, wenn ein Individuum nicht beliebige Reaktionen in anderen Individuen auslöst, die es als solche gar nicht absehen kann, sondern bestimmte Reaktionen, die es im Wirken auf andere in seiner Phantasie zugleich in sich selbst auslöst; auf diese Weise nämlich wird das Individuum auf seine eigene Geste als solche aufmerksam und löst sie aus dem unreflektierten Regelkreis bloß instinktiver Reize und Reaktionen heraus. Es lernt, seine eigene Geste auf den in der spezifischen Reaktion des anderen gezeigten Sinn zu beziehen, darin seine Geste als solche bewußt zu gebrauchen und sein Verhalten womöglich im Hinblick auf die Folgen zu korrigieren. Mead erklärt einmal pointiert, eine Geste sei genau dann nicht-signifikant, wenn die Reaktion des anderen Organismus auf sie dem Individuum nicht anzeigt, worauf dieser andere reagiert; positiv gewendet erfüllt sich die Bedeutungsintention der Geste eines Individuums einzig und allein in einer sinnentsprechenden Reaktion eines anderen Individuums. Indem so die Dimension symbolischen Wechselwirkens erreicht ist, überschreitet die zeichen- und sinnhaft über sich selbst hinausweisende Geste ihren zunächst anonymen funktionalen Stellenwert in bloß unreflektierten Prozessen des gesellschaftlichen Austauschs von Signalen. - Anderen Lebewesen, die durch Übermittlung von (nicht-signifikanten, J.S.) Gesten verbunden sind - bei Tieren etwa Lockrufe, Warnsignale oder Drohgebärden - ist der Übergang von der rein physiologischen gestischen Kommunikation zur symbolischen Kommunikation durch signifikante Gesten nicht gelungen. Nur der Mensch hat als höchstmögliche symbolische Kommunikation Sprache gewonnen, deren beständige kommunikative Verwendung in der Gesellschaft das notwendige Medium ist für die Bildung des Selbstbewußtseins" (DÜsing 1986, 48).

Menschen antizipieren die Reaktionen, mit denen der Interaktionspartner das eigene Handeln beantworten wird. Die Fähigkeit, das eigene Verhalten zum Gegenstand reflexiver Überlegungen zu machen (es zu 'objektivieren'), begründet Mead mit biologischen Argumenten. In diesem Zusammenhang ist es aus Meads theoretischer Perspektive wichtig, daß (auch) der Mensch bestimmte Gesten hervorbringt, die er besonders leicht selbst wahrnehmen kann: die stimmlichen Gesten oder 'Lautgebärden' (Wundt) sind solche Gesten, die der Sprechende in einer ähnlichen Weise wahrnimmt wie

der Hörer, an den diese Gesten adressiert sind (vgl. z.B. Mead 1925/1987 I, 321ff.). Darüberhinaus ist es für die Entwicklung sprachlicher Kommunikationsfähigkeit von ausschlaggebender Bedeutung, daß (nur) der Mensch durch eine

"für ihn typische Reaktionsunsicherheit und eine durch das Nervensystem ermöglichte Reaktionsverzögerung (charakterisierbar ist). Diese führt dazu, daß nicht einfach gleichzeitig mit der Reaktion des Partners eine virtuelle Reaktion des Hervorbringens auf seine Geste stattfindet, sondern daß die eigene virtuelle Reaktion vorangeht. Sie wird ebenfalls in ihrer Anfangsphase registriert und kann durch andere Reaktionen gehemmt werden, noch bevor sie ihren Ausdruck im Verhalten findet. Damit ist eine antizipatorische Repräsentation des Verhaltens des anderen möglich. Die selbst wahrnehmbare Geste führt nicht zur Entstehung von Zeichen als Ersatzreizen, sondern zur Durchbrechung der Reiz-Reaktions-Schematik des Verhaltens überhaupt und zur Konstitution 'signifikanter Symbole'. Das eigene Verhalten ist an potentiellen Reaktionen von Partnern ausrichtbar geworden. Damit ist eine gezielte Verbindung von Handlungen möglich. Das Handeln ist an Verhaltenserwartungen orientiert; da der Partner prinzipiell über dieselbe Fähigkeit verfügt, ist ein gemeinsam verbindliches Muster wechselseitiger Verhaltenserwartungen Voraussetzung kollektiven Handelns" (Joas 1980, 22).

Die Entstehung von Bedeutung ist in Meads Theorie untrennbar an einen pragmatischen Kontext gebunden, genauer: Bedeutungen entstehen nur in sozialen Interaktionssituationen, in denen der Handelnde seine Aufmerksamkeit auf das eigene Handeln richtet, um dieses funktional 'gestalten' zu können. Nur wenn der Akteur berücksichtigt, wie der Interaktionspartner auf das eigene Handeln antworten wird, kann er dieses Handeln den eigenen Zielsetzungen gemäß ausrichten. Der Sinn, die Bedeutung des eigenen Handelns ist damit unauflösbar mit den Reaktionen verwoben, mit denen die Interaktionspartner ihrerseits dieses Handeln beantworten. Das Bewußtsein von der Bedeutung einer Handlung bildet sich nur in sozialen Handlungszusammenhängen:

"Die eigenen Gebärden können nicht direkt eine Bedeutung annehmen. Die Gebärden, die durch sie bei anderen hervorgerufen werden, sind üblicherweise das, worauf die Aufmerksamkeit gerichtet ist. Und diese Gebärden werden mit dem Inhalt der eigenen Emotionen und Handlungen identifiziert. Erst durch eine Reaktion tritt ein Bewußtsein von Bedeutungen auf. Diese Reaktion umfaßt (involves) das Bewußtsein eines anderen Selbst als Voraussetzung der Bedeutung der eigenen Haltung. (...) Die Psychologie muß zugeben, daß das Selbst der

anderen ganz ebenso gegeben ist wie ein physischer Organismus, den sie als Bedingung eines individuellen Bewußtseins voraussetzt" (Mead 1910/1987 I, 230).

Bedeutung entsteht im konkreten Zusammenhang einer gesellschaftlichen Praxis, und diese gesellschaftliche Praxis besteht darin, daß "leibliche Individuen sich durch Manipulation mit physischen Dingen bei ihren kooperativen Handlungen gegenseitig unterstützen oder stören" (Mead 1927/1987 II, 218). Bedeutung wird also nach Mead nicht in sprachlichen Prozessen konstituiert, die von der konkreten Interaktionspraxis losgelöst sind. Vielmehr existiert für Mead, wie Joas formuliert,

"Bedeutung vor einem Bewußtsein der Bedeutung, nämlich in der objektiven Struktur des aktiven Verhältnisses eines Organismus zu einem bestimmten Bestandteil seiner Umwelt. Diese Struktur ist handlungsmäßig gestaltbar und vom handelnden Subjekt praktisch konstituiert" (Joas 1980, 115).

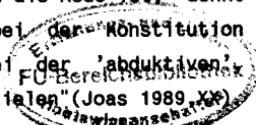
Damit ist offenkundig, daß Mead gesellschaftliche oder soziale Vorgänge und auch die Bildung des Individuums letztlich (!) keineswegs in bloß sprachlichen Verständigungsprozessen konstituiert sieht. In Meads Begriff der gesellschaftlichen Praxis, ja überhaupt in seinem Begriff der Handlung steckt ein Moment, das sich einem 'sprachkonstitutionistischen' und 'idealistenischen' Verständnis sozialer Wirklichkeit widersetzt.⁶ Die Fähigkeit des

⁶ Diese Position markiert die argumentative Basis, die den Titel von Joas' Mead-Interpretation begründet: Von 'praktischer Intersubjektivität' spricht Joas in bewußter "Absetzung von Habermas' sprachzentrierter Intersubjektivitätskonzeption" (Joas 1989, XIV). Habermas' Einwand, daß Mead den vollständig handlungsentlasteten Diskurs, die ausschließlich auf Verständigung angelegte Kommunikation vernachlässige, verkennt damit die wohlgrundete, spezifisch pragmatistische Pointe des Mead'schen Kommunikationsbegriffes: "Ich habe mein Buch über Mead (...) 'Praktische Intersubjektivität' genannt, um damit genau zu akzentuieren, daß es Mead tatsächlich vornehmlich um das koordinierte oder interaktive Handeln geht, auf das Verständigung immer bezogen bleibt. Gegenüber dem reinen Diskurs erhöbe ein Pragmatist wohl eben den Einwand, der als Vorbehalt gegenüber dem cartesianischen Zweifel am Beginn von Peirces Werk steht: wir können nicht bezweifeln oder bestreiten und wir können uns nicht einigen, wenn nicht faktische Handlungsprobleme aufgetaucht sind und eine prinzipielle Orientierung auf gemeinsames Handeln erhalten bleibt" (Joas 1985, 20). ~ Um Mißverständnissen bereits an dieser Stelle vorzubeugen, weise ich

Subjektes, sich ein Bewußtsein von sich selbst und 'seiner Welt' auszubilden, entsteht in der aktiven Auseinandersetzung des Menschen mit seiner Umwelt und Mitwelt. Diese Auseinandersetzungen sind - phylogenetisch und ontogenetisch betrachtet - zunächst als präsymbolische Verhaltensweisen und nicht als sprachlich vermittelte Handlungen eines mit Bewußtsein und Intelligenz begabten Subjektes aufzufassen. Erst im Laufe seiner Sozialisation und Individuierung lernt der einzelne Mensch, in einer bewußten, intelligenten und damit im anthropologischen Sinne humanen Weise mit den ihn umgebenden Dingen und Menschen umzugehen.

Durch sein Handeln setzt sich der Akteur in eine Beziehung zur Umwelt und zu seinen Mitmenschen. Diese vom Handelnden aktiv mitgestaltete Beziehung konstituiert die Wirklichkeit, in der ein Mensch lebt. Wirklichkeit ist damit weder eine vom Handlungssubjekt unabhängige, objektive Entität, noch ist sie ein vollständig in subjektivistischen Begriffen explizierbares gedankliches Konstrukt. 'Wirklichkeit' ist für Mead ein Begriff, der eine in pragmatischen Situationen konstituierte Beziehung anzeigt: die Beziehung zwischen einem Handlungssubjekt und den Gegenständen oder den Mitmenschen, die von diesem Handeln betroffen sind oder an die dieses Handeln gerichtet ist.

darauf hin, daß Meads (und Deweys) Begriff des verständigungsorientierten Handelns, auch wenn er auf Probleme der Handlungskoordination bezogen bleibt, nicht (zweck-) rationalistisch verkürzt und damit mißverstanden werden darf. Daß auch noch die pure kommunikative Verständigung auf faktische Handlungsprobleme bezogen sein soll, bedeutet nicht, daß jedes sprachliche und nicht-sprachliche Handeln auf Zwecke bezogen und von diesen her angemessen beschrieben, verstanden oder erklärt werden kann. Auch wo von 'Handlungskoordination' die Rede ist, bleibt in Meads Theorie Platz für die kreativen Momente unserer Lebenspraxis. 'Koordination' bedeutet bei Mead also nicht unbedingt, daß heterogene Handlungen nach der Maßgabe feststehender Zwecke aufeinander abgestimmt werden müssen. Wenn bei Mead von Koordination die Rede ist, denkt dieser vielmehr (auch) an die "kollektive Kreativität bei der 'Konstitution idealer Werte und (an) die individuelle Kreativität bei der 'abduktiven', nicht deduktiven Spezifikation dieser Werte zu Handlungszielen" (Joas 1989, 16).



2.1.4. ROLLENÜBERNAHME: ZUR DIALEKTIK VON SOZIALISATION UND INDIVIDUIERUNG

Wie lassen sich jene sozialen Prozesse, in denen der 'Geist' und das 'Selbst' eines Menschen ausgebildet werden, noch genauer kennzeichnen? Der alleinige Verweis auf die Fähigkeit des Menschen, die Implikationen und Auswirkungen seines Handelns zu antizipieren und zu berücksichtigen, erscheint hier noch nicht ausreichend. Meads zentrale sozialpsychologische Termini, die im wesentlichen auf die begriffliche Konzeptualisierung des dialektischen Verhältnisses zwischen Individuum und Gesellschaft abzielen, geben weiteren Aufschluß über die gestellte Frage. Einer dieser sozialpsychologischen Termini, mit dem das Individuum zu anderen Interaktionspartnern und zu seiner sozialen Welt in Bezug gesetzt wird, ist Meads Begriff der 'Rolle'. Hiermit bezeichnet Mead nicht etwa die nach Macht, Reichtum, Wissen, Ansehen oder sonstigen Privilegien definierte gesellschaftliche Position eines Menschen, sondern die in einer Gesellschaft typischen, auf normierte Erwartungen bezogenen Verhaltensschemata oder -muster. Solche Rollen werden von jedem Individuum im Laufe seiner Sozialisation und Individuierung erlernt und als verbindliche Verhaltensnormen anerkannt.⁷ Ein Gast in einem Lokal verhält sich zum Beispiel in einer (mehr oder weniger) allgemein anerkannten Weise, wenn er das bedienende Personal herbeiwinkt, eine Bestellung aufgibt, irgendwann seine Rechnung zu begleichen wünscht und dergleichen mehr. Menschen handeln nicht nur selbst permanent in einer derart normierten Weise, indem sie Rollen übernehmen und damit bestimmten sozial anerkannten Verhaltenserwartungen gerecht werden; sie erwarten auch von ihren Interaktionspartnern dieses an kollektiv etablierten Mustern orientierte Verhalten, da auch diesen die Fähigkeit zugesprochen wird, bestimmte Rollen auszufüllen.

⁷Die Entwicklungslogik dieses Lernprozesses expliziert Mead im wesentlichen durch eine Analyse des kindlichen Spiels. Die zentralen Schritte dieser Entwicklung kennzeichnet er durch die Unterscheidung von 'play' und 'game' (vgl. z.B. Mead 1968, 194ff.). Erst die Teilnahme an einem durch allgemein anerkannte Regeln, Normen und Ziele konstituierten (Gruppen-) Spiel ('game') setzt voraus, daß das Individuum sein eigenes Verhalten antizipatorisch am Verhalten aller beteiligten Spieler orientiert. Zur Kritik dieses Stufenkonzeptes vgl. z.B. Tugendhat (1979, 264ff.).

Der Prozeß der Rollenübernahme ist in mindestens zweierlei Hinsicht theoretisch äußerst wichtig. Zum einen ergibt sich durch diese Prozesse der Rollenübernahme eine Koordiniertheit und allgemeine Verständlichkeit sozialer Prozesse. Das eigene Handeln wird an der Vorstellung eines 'generalisierten Anderen' (generalized other) ausgerichtet, d.h. an den allgemein anerkannten Regeln, Normen, Werten und Zielen einer "organisierten Gemeinschaft oder sozialen Gruppe" (Mead 1968, 196):

"Durch vielfache, auch wechselseitige Übernahme der Haltung ('attitude', 'role') anderer in einer Gesellschaft ergeben sich allmählich wachsende Grade von allgemein üblichem Verhalten, und aufgrund dessen können als Bedeutungsanzeigen für beginnende Handlungen oder für gemeinte Sachverhalte 'signifikante' Zeichen und Symbole, insbesondere sprachliche Bezeichnungen mit intersubjektiv verständlichem Sinn entstehen. (...) Indem der einzelne in der Übernahme zahlreicher typischer Verhaltensschemata in den verschiedensten gesellschaftlichen Situationen das für alle diese Rollen wiederum Gemeinsame herausfindet, erreicht er schließlich als Grundlage für sein eigenes Verhalten das Niveau umfassender Allgemeinheit; Mead bezeichnet dies als 'taking the role of the generalized other'. Mit dem Begriff der Übernahme der sozialen Bedeutung des generalisierten Anderen verbindet Mead offenbar die Vorstellung einer gewachsenen Norm, die den einzelnen dazu berechtigt, ihre Erfüllung von anderen erwarten zu dürfen und die ihn zugleich dazu verpflichtet, selbst auch auf die Erwartungen anderer an ihn einzugehen" (DÜsing 1986, 49).

Durch die Rollenübernahme erfüllt der Handelnde die generalisierten Forderungen, die "in der Organisation der Kooperation der Gesellschaft" (Tugendhat 1979, 269) gründen und das soziale Leben regulieren.

Der zweite theoretisch wichtige Aspekt ist, daß der Fähigkeit der Rollenübernahme eine zentrale Funktion für die Konstitution des individuellen Selbst eines Menschen zukommt. Die Bildung des selbstbewußten Subjekts ist an den Prozeß der Rollenübernahme gekoppelt. Ich habe bereits ausgeführt, daß nach Mead die Entstehung von Selbstbewußtsein voraussetzt, daß ein Individuum seiner selbst gewahr werden muß. Diese Selbstwahrnehmung setzt voraus, daß ein Individuum zum Objekt der eigenen Aufmerksamkeit wird. Dies aber ist - wie ausgeführt - nur durch eine Antizipation oder Repräsentation der Reaktionen der Interaktionspartner möglich, die das jeweils eigene Verhalten wie ein x-beliebiges Reizobjekt behandeln. Nach Mead ist es also nicht möglich, ein

Bewußtsein seiner selbst zu erhalten, indem sich das Subjekt unmittelbar in einem reflexiven Akt zum Gegenstand macht, sondern "indem es am äußeren Objekt, am Handlungsschema oder am Beziehungsschema, das entäußerte Subjektive erkennt" (Habermas 1981 b, 21). Die für die Entstehung des Selbstbewußtseins unabdingbaren Reaktionen der Mitmenschen werden nun gerade im Prozeß der Rollenübernahme (re-) präsentiert. Eine Rolle zu übernehmen heißt, sein eigenes Handeln an den innerlichen Repräsentationen der erwarteten Verhaltensweisen der anderen auszurichten. Selbstbewußtsein besitzt ein Individuum nur in dem Maße, in dem es Rollen übernimmt, sich selbst aus der Perspektive der Anderen betrachtet und sich dadurch

"auf die eine oder andere Weise im Ganzen der kooperativen Tätigkeiten einer Gesellschaft situiert. (...) Indem ich eine Rolle übernehme, verstehe ich mich als der und der, und indem ich in der Mannigfalt von Rollen einen bestimmten Charakter ausbilde, geht es in noch eminenterem Sinn darum, wer (was für ein Mensch) ich sein will, wie ich mich verstehe" (Tugendhat 1979, 269).

Vergesellschaftung und Individuierung, Sozialisation und die Bildung des Selbst individueller Subjekte erweisen sich in Meads Theorie der praktischen Intersubjektivität als zwei Seiten ein und desselben Prozesses. Die sprachlich vermittelte, auf Verständigung und Handlungskoordination bezogene soziale Interaktion begreift Mead als einen Meachnismus, der "uno actu vergesellschaftet und individuiert" (Habermas 1986, 332).

2.2. ZUR REPRODUKTIVITÄT UND KREATIVITÄT DES HANDELNS: MEADS STRUKTURIERUNG DES PERSONALEN SELBST DURCH DIE UNTERScheidUNG ZWISCHEN 'ME' UND 'I'

Die soziale Dimension, die für die Entwicklung des reflexiven Subjekts eine konstitutive Funktion besitzt, findet in Meads Begriff des 'Selbst' ihren Niederschlag. Mead differenziert seinen subjekt- oder persönlichkeitstheoretischen Begriff des 'Selbst' strukturell in zweierlei Instanzen, von denen die eine, das 'me', gerade den Aspekt der Gesellschaftlichkeit des Individuums bezeichnet. Das 'me' stellt jenen Teil des individuellen Selbst dar, der durch die Internalisierung und die innere Repräsentation der Verhaltenserwartungen der Mitmenschen gebildet wird. Die psychische Instanz des 'me' ist unmittelbar das

Ergebnis sozialer Interaktions- und Kommunikationsprozesse, da es die in der alltäglichen Handlungspraxis erfahrenen Haltungen und Reaktionen der Anderen repräsentiert. Die sozialen Interaktionspartner werden dadurch, daß ein Individuum deren Perspektiven, Haltungen und Erwartungen verinnerlicht, zum 'Bestandteil' dieses Individiums.

Ein zentraler Aspekt des Selbst eines Menschen stellt dessen Fähigkeit dar, seine eigenen Handlungen aus der Perspektive der anderen zu bewerten und zu gestalten. Die in der sozialen Bezugsgruppe eines Menschen anerkannten und handlungsleitenden Orientierungen und Erwartungen werden zur Richtschnur für das eigene Handeln. Das 'me' kann demgemäß als psychisches Korrelat sozialer Kontrollmechanismen verstanden werden (vgl. Mead 1925/1987 I). Die Entwicklung jedes Menschen ist damit partiell als eine Anpassung an die tagtäglich bereits erfahrenen Reaktionsweisen und Erwartungen der Anderen zu begreifen. Insofern individuelles Handeln theoretisch auf die personale Instanz des 'me' bezogen werden kann, tritt der Aspekt der Adaptation in den Vordergrund. Zusätzlich muß berücksichtigt werden, daß individuelles Handeln, insofern es den internalisierten Verhaltenserwartungen des generalisierten Anderen entspricht, diese Verhaltenserwartungen und die hiermit verbundenen Orientierungen und Normen einer sozialen Gruppe oder Gesellschaft gleichsam bestätigt und stabilisiert. Der Aspekt der Anpassung an soziale Normierungen und der Gesichtspunkt der stabilisierenden Reproduktion von gesellschaftlich-sozialen Verhältnissen sind im Konstrukt der psychischen Instanz des 'me' in eins gedacht. Das 'me' ist der persönlichkeitspsychologische Begriff, mit dem Mead theoretisch artikuliert, daß das Selbst das Produkt eines Prozesses ist, in dem das Verhalten eines Menschen als 'objektiver' Bestandteil einer sozialen Praxis fungiert.

Da das Individuum (im Laufe seiner Entwicklung) mit wechselnden Interaktionspartnern und sozialen Bezugsgruppen zu tun hat, ist das 'me' allerdings weder eine ständig gleichbleibende noch eine singuläre Instanz.⁸ Analog zu der Vielzahl bedeutsamer Bezugspersonen, die einen Menschen mit jeweils unterschiedlichen Reaktionen und Erwartungen konfrontieren, besitzt das 'me' eine in sich

⁸Diese Einsicht teilt Mead mit William James (1890 I, 294), von dem er die Begriffe 'me' und 'I' übernommen hat.

differenten, plurale Struktur. Wie Joas betont, bilden sich je nach der Anzahl der jeweils persönlich bedeutsamen Interaktionspartner

"mehrere unterschiedliche me's. Diese müssen, wenn konsistentes Verhalten überhaupt möglich sein soll, zu einem einheitlichen Selbstbild synthetisiert werden. Gelingt diese Synthetisierung, dann entsteht das 'self', Ich-Identität als einheitliche und doch auf die Verständigung mit stufenweise immer mehr Partnern hin offene und flexible Selbstbewertung und Handlungsorientierung; zugleich entwickelt sich eine stabile, ihrer Bedürfnisse sichere Persönlichkeitsstruktur" (Joas 1980, 117).

Berücksichtigt man allein Meads Ausführungen zum Begriff des 'me', so erscheint das Selbst als vollständig gesellschaftlich determiniert. Das Denken und Verhalten eines Menschen ließe sich demgemäß ausnahmslos auf gesellschaftlich oder sozial etablierte Normen und Verhaltensmuster zurückführen. Nun weist Mead jedoch nicht allein auf die Tatsache hin, daß Kinder, deren Sozialisation (im Sinne einer Anpassung an die gesellschaftlichen Normen) noch nicht vollständig abgeschlossen ist, in einer immer wieder unerwarteten, überraschenden und gleichsam schöpferischen Weise reagieren. Auch das Verhalten von Erwachsenen spricht bisweilen gegen die Annahme einer totalen sozialen Determiniertheit menschlichen Handelns und scheint die Einzigartigkeit und Kreativität des individuellen Lebens zu bezeugen. Wenngleich individuelles Handeln grundsätzlich auf die Erwartungen des generalisierten Anderen bezogen bleibt, heißt dies also nicht, daß Individuen diese Erwartungen faktisch auch in jedem Fall erfüllen. Mead hält zwar am 'ontologischen' Primat der praktischen Intersubjektivität fest und fundiert damit die menschliche Seinsweise konsequent in der sozialen Praxis kooperierender Subjekte: Die Gesellschaft ist den Individuen in genetischer und in logischer Hinsicht vorgeordnet. Dennoch betrachtet er das Individuum nicht als einen bloßen Schnittpunkt sozialer Einfluß. Das Individuum ist in seiner personalen Entwicklung und in seinem je aktuellen Denken, Fühlen und Handeln den gesellschaftlich-sozialen Strukturen und Prozessen nicht vollkommen passiv unterworfen und durch diese nicht vollständig determiniert. Wenngleich das Selbst im Grunde sozial konstituiert ist, wäre individuelles Handeln häufig nicht zu begreifen, wenn wir es ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der Anpassung oder als bloße Reproduktion und Stabilisierung sozialer Normen und Verhaltenserwartungen auffassen

würden.

Um sowohl die Individualität als auch den potentiell innovativen Status von Handlungen theoretisch zu begründen und begrifflich zu konzeptualisieren, spricht Mead von einem 'I', das in einem komplementären Verhältnis zum 'me' steht.⁹ Mit dem Terminus 'I' thematisiert Mead die 'phänomenologische' Einsicht, daß das Individuum trotz seiner gesellschaftlich-sozialen Bestimmtheit zu Handlungen fähig ist, die man als kreative, innovative und gewissermaßen kontrapunktische Antworten auf die (sprachlich vermittelte) soziale Wirklichkeit auffassen muß. Auch wenn Meads zentrales Anliegen darin besteht, die soziale Konstitution und die soziale Verfaßtheit des Subjektes zu begründen, betont er den für das Alltagsbewußtsein jedes Gesellschaftsmitgliedes (unseres Kulturkreises) so selbstverständlichen, innovativen und damit kreativen Charakter der Subjektivität (vgl. Wenzel 1985, 31ff.). Joas (1980, 75ff.) konstatiert demgemäß, daß Mead - bereits in seinen früheren Schriften (vgl. z.B. Mead 1903) - an einem "unverkürzten Subjektivitätsbegriff" festhält, ohne das Ziel aufzugeben, einen nicht-individualistischen Begriff des Individuums zu formulieren.

Ich bin allerdings der Meinung, daß Mead diese anspruchsvolle Aufgabe nicht befriedigend gelöst hat. An dem angesprochenen

⁹Den Begriff der 'Individualität' binde ich nicht nur an die Vorstellung der "Singularität und Besonderheit eines numerischen Einzelnen" (Habermas 1988, 192), sondern darüberhinaus an die Möglichkeit einer qualitativen Identifizierung dieses Einzelnen. Von der qualitativ bestimmbarer Individualität eines Menschen kann demgemäß gesprochen werden, wenn von der Möglichkeit Gebrauch gemacht wird, diesen Menschen beispielsweise "durch eine bestimmte Genkombination, durch eine soziale Rollenkonstellation oder durch ein biographisches Muster (zu) kennzeichnen" (Habermas 1988, 192). - Das Thema des innovativen Status und damit des kreativen Charakters bestimmter Handlungen besitzt, wie deutlich werden wird, einen zentralen Stellenwert in Meads Handlungstheorie. Diesem Gesichtspunkt schenkt Joas in seinen neuesten, nicht zuletzt am Denken Deweys geschulten Überlegungen eine noch höhere Aufmerksamkeit, als es bei diesem Autor ohnehin schon der Fall war. Vgl. hierzu dessen auch für die Handlungspsychologie äußerst anregende Ausführungen zur 'Kreativität des Handelns' (Joas 1989, XIV ff.) sowie die kritisch-analytischen Anmerkungen zu den Ansätzen von Giddens (Joas 1988) und Costariadis (Joas 1987), die in Teilen ebenfalls auf das Konzept des 'kreativen Handelns' bezogen sind.

Aspekt des Mead'schen Werkes ist, wie zu erwarten, schon heftige Kritik geübt worden. So erkennt etwa Natanson (1956, z.B. 69) in Meads Konzeption zwei inkompatible Theorieansätze: Seine These von der gesellschaftlich-sozialen Konstitution des Subjekts gehe vom Modell einer 'tabula rasa' aus, wogegen zahlreiche seiner konkreten Phänomenbeschreibungen und seine Ausführungen zum Begriff des 'I' die Auffassung einer aktiven Selbstkonstitution des Subjekts implizieren. Auch Tugendhat (1979, 271ff.) sieht begriffliche und theoretische Schwierigkeiten in Meads Konzeption des Subjekts und meint, diese durch den Rekurs auf Heidegger überwinden zu können. Noch wesentlich schneidender ist, um ein letztes Beispiel anzuführen, die Kritik von Düsing (1986, insb. 53ff.). Diese Autorin erkennt in Meads Bemühungen um eine theoretische Klärung des Verhältnisses von Subjektivität und Gesellschaft letztlich nicht viel mehr als einige ausweglose Aporien.¹⁰ Nach ihrer Auffassung bleibt bei Mead die Kreativität und Spontaneität des 'I' "merkwürdig unterbestimmt" und unzulänglich begründet, so daß es letztlich ungeklärt erscheint, "wodurch das Individuum mehr zu sein vermag als ein zufällig zusammengebündeltes Konglomerat sozialer Verhaltenstypen" (Düsing 1986, 71). Für die genannte Autorin ist es eine systematische Konsequenz von Meads theoretischem Ansatz,

"daß der Ichbegriff nur eine Chiffre ist für die vage Vorstellung eines nicht näher bestimmbar Handlungsspielraums inmitten von Reiz-Reaktions-Koordinaten des gesellschaftlichen Kräftefeldes. Im Kontext sozialbehavioristischer Theorie läßt sich das Ich nicht positiv als Vermögen geistiger Spontaneität definieren; es erscheint am Horizont als Problemtitel für alle wissenschaftlich nicht vorhersehbaren bzw. noch nicht als konditioniert begriffenen Reaktionen. Mead vermag insofern nicht den Begriff eines freien, selbstbezüglich sich entwerfenden, ethisch autonomen und verantwortlichen Ich, das sich

¹⁰Ohne auf Düsings Kritik näher eingehen zu können, möchte ich anmerken, daß die genannte Autorin Mead grundsätzlich nicht gerade sehr wohlwollend liest und ihn überdies zu sehr als 'Sozialbehavioristen' klassifiziert. Unbestreitbare begrifflich-theoretische Ungereimtheiten in Meads Ansatz werden bei Düsing umgehend zu prinzipiell nicht überwindbaren Problemen und Aporien, wodurch eine Hinwendung zu grundlegend anderen Theorien unumgänglich erscheint. Diesbezüglich sind es insbesondere die - ebenfalls nicht gerade 'problemfreien' - idealistischen Philosophien von Fichte und Hegel, deren Beiträge zu einer nicht-subjektivistischen Theorie des Subjekts Düsing favorisiert.

individuell bildet, in seiner Gesamtkonzeption festzuhalten, geschweige denn konstruktiv zu begründen. In seinen Phänomenbeschreibungen ist die Aktivität und Kreativität des Ich zwar berücksichtigt; in der Theorie jedoch bleibt ungeklärt, wie 'I' und 'Me' sich zur Einheit selbstbewußter Individualität zusammenschließen und wie die Selbstanregung der Person sich zu der behaupteten passiven Genese ihres Selbstbildes verhält" (DÜsing 1986, 77).

Ich muß mich im folgenden auf eine eher knapp gehaltene Diskussion der thematisierten Probleme bei Meads begrifflicher und theoretischer Strukturierung des personalen Selbst beschränken. Dabei werde ich freilich nicht für alle Ungereimtheiten in Meads Ansatz befriedigende Lösungswege in Aussicht stellen können.¹¹

Wie gesagt stellt Meads Begriff des 'I' eine komplementär-polare Ergänzung zum Begriff des 'me' dar. 'I' und 'me' bilden die grundlegenden strukturellen Aspekte des personalen Selbst. Während das 'me' die Funktion einer internalisierten Verhaltensregulations- und Kontrollinstanz besitzt, gibt das 'I' "ein Bewußtsein von Freiheit" (Mead 1968, 221). Das 'I' bezeichnet den nicht sozial bestimmten Anteil subjektiven Verhaltens. Es stellt gleichsam die 'freie' und nicht vorhersehbare Antwort des Subjektes auf die psychisch internalisierten und kognitiv repräsentierten Haltungen des generalisierten Anderen dar. Das personale Selbst eines Menschen konstituiert und entwickelt sich in einem Prozeß, der eine quasi-dialogische Struktur besitzt: 'me' und 'I' stehen in einem Wechselverhältnis zueinander. Das Selbst ist demnach nicht als eine Substanz aufzufassen, sondern vielmehr als ein Prozeß, dessen prinzipiell vorläufige Resultate nicht vollständig vorhersehbar sind:

¹¹Ich halte die folgenden Ausführungen für relevant, auch wenn das erreichbare Resultat nur ein geschärftes Bewußtsein für ein zentrales Problem der Mead'schen Handlungstheorie sein sollte. - Nach meinem Verständnis wurde die im folgenden zu erläuternde Schwachstelle in Meads Ansatz sowohl in der Rezeption von Habermas, als auch in der Interpretation von Joas bislang eher verdeckt als in gebührendem Maße problematisiert. Eine eingehendere Diskussion dieser Problematik ist allerdings durch Joas' jüngste Überlegungen zur 'Kreativität des Handelns' zu erwarten, die ja nicht zuletzt darauf abzielen, die bei Mead vermißte Klarheit in der Differenzierung des 'I'-Begriffes nachzuholen. Hierbei geht es primär um eine klare und theoretisch zu begründende Unterscheidung "zwischen bloßer Impulsivität und schöpferischer Produktivität" (Joas 1989, XIX).

"Die Existenz dieser organisierten Gruppen von Haltungen ist es nun, die das 'me' ausmacht, auf das er (das Handlungssubjekt, J.S.) als ein 'I' reagiert. Wie aber diese Reaktion beschaffen sein wird, weiß er nicht und auch kein anderer. (...) Die Reaktion auf diese Situation, so wie sie in der unmittelbaren Erfahrung aufscheint, ist unbestimmt – und das macht das 'I' aus. (...) Das 'me' ist gegeben, die Reaktion darauf aber ist noch nicht gegeben. (...) Das 'I', als eine Reaktion auf diese Situation, ist unbestimmt im Gegensatz zum 'me', das in den eingenommenen Haltungen gründet" (Mead 1968, 218f.).

"Das 'I' (...) ist also etwas, das sozusagen auf eine gesellschaftliche Situation reagiert, die innerhalb der Erfahrung des Einzelnen liegt. Es ist die Antwort des Einzelnen auf die Haltung der anderen ihm gegenüber, wenn er eine Haltung ihnen gegenüber einnimmt. (...) Das 'I' ruft das 'me' nicht nur hervor, es reagiert auch darauf. Zusammen bilden sie eine Persönlichkeit, wie sie in der gesellschaftlichen Erfahrung erscheint. Das Selbst ist im wesentlichen ein gesellschaftlicher Prozeß, der aus diesen beiden unterscheidbaren Phasen besteht. Gäbe es diese beiden Phasen nicht, so gäbe es keine bewußte Verantwortung und auch keine neuen Erfahrungen" (Mead 1968, 221).

Die obenstehenden Ausführungen machen deutlich, daß es – entgegen der vorhin zitierten Auffassung von Düsing – nicht angebracht ist, Meads Konzept des personalen Selbst ausschließlich so zu deuten, daß die Individualität des Subjektes nur noch in der "besonderen Kombination von gesellschaftlich vorgegebenen Verhaltenselementen" (Düsing 1986, 62) fundiert ist – obwohl dies ein Aspekt ist, der die Einzigartigkeit des individuellen Lebens mitbegründet. Mead formuliert diesen Aspekt in lockerer Anlehnung an die Leibniz'sche Monadologie (von der sich sein eigener Ansatz im Grunde natürlich radikal unterscheidet):

"Die Tatsache, daß sich das Selbst durch oder im Hinblick auf den gesellschaftlichen Prozeß bildet und sein individueller Ausdruck ist (...), ist sehr leicht mit der Tatsache zu vereinbaren, daß jedes einzelne Selbst seine eigene, spezifische Individualität, seine eigenen und einzigartigen Merkmale besitzt, weil jedes einzelne Selbst innerhalb dieses Prozesses, während es seine organisierten Verhaltensstrukturen spiegelt, ihre eigene und einzigartige Position innerhalb seiner formt und somit in seiner organisierten Struktur einen anderen Aspekt dieses ganzen gesellschaftlichen Verhaltensmusters spiegelt als den, der sich in der organisierten Struktur irgendeines anderen Selbst innerhalb dieses Prozesses spiegelt (genauso wie jede Monade im Leibnizschen Universum dieses Universum aus einer anderen Sicht spiegelt und damit einen andersartigen Aspekt oder eine andere Perspektive dieses Universums reflektiert). (...) Der gemeinsame gesellschaftliche Ursprung und die

gleichartige Beschaffenheit der einzelnen 'Selbste' und ihrer Strukturen schließen daher weitreichende Unterschiede und Abwandlungen zwischen ihnen nicht aus, noch stehen sie im Widerspruch zu ihrer spezifischen und mehr oder weniger eigentümlichen Individualität (Mead 1968, 245f.).

Nun darf aber nicht übersehen werden, daß Mead über den angesprochenen Gesichtspunkt hinaus immer wieder von einer Individualität spricht, die sich nicht ausschließlich auf den Gedanken einer einmaligen Kombination bereits bestehender Aspekte des gesellschaftlichen Lebens reduzieren läßt:

"In jeder Gesellschaft muß es eine Reihe organisierter Reaktionen geben, die allen gemeinsam sind, aber die Art, wie jeder Einzelne unter bestimmten Umständen handelt, führt zu den vielen individuellen Unterschieden, die für verschiedene Personen charakteristisch sind. Die Tatsache, daß sie gemeinsam handeln müssen, nimmt ihnen nicht ihre Originalität. Es gibt zwar die gemeinsame Sprache, doch wird sie bei jedem neuen Kontakt zwischen Personen anders eingesetzt. Das Element der Neuheit in der Rekonstruktion entsteht durch die Reaktion des Einzelnen auf die Gruppe, deren Mitglied er ist. Diese Rekonstruktion ist genausowenig im vorhinein gegeben wie die Hypothese des Wissenschaftlers bei der Erklärung des Problems" (Mead 1968, 242).

Wenn gleich Mead eine Aufgabe des 'I' also durchaus in der jeweils persönlichen Bewertung, Hierarchisierung, Selektion, Kombination und Aktualisierung gesellschaftlich vorgegebener Verhaltensmuster sieht, sind die Funktionen des 'I' hiermit keineswegs erschöpfend beschrieben. Für Mead repräsentiert das 'I' das Prinzip der Spontaneität und Kreativität in einer Weise, die die Vorstellung eines vollständig gesellschaftlich determinierten Wesens sprengt. Der Begriff des 'I' ist der terminologische Ausdruck von Meads theoretischem Anliegen, seine Auffassung von der sozialen Genese und Struktur des personalen Selbst vor einem sozialen Determinismus zu bewahren, der dem Individuum keinen wirklichen Freiraum für innovative Individualität, Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung belassen würde.

Allerdings muß konstatiert werden, daß Meads Ausführungen bezüglich des Ursprungs der innovativ-kreativen 'I'-Impulse und damit seine Bestimmungen des 'I'-Begriffes selbst unklar sind. Meads Begriff des 'I' ist nicht eindeutig bestimmt, sondern impliziert - außer dem bereits angesprochenen, doppelten Wort Sinn - noch mehrere, nicht immer leicht miteinander zu vereinbarende Bedeu-

tungsaspekte.

So bringt Mead seinen Begriff des 'I' zum einen mit der biologischen Triebausstattung des Menschen in Zusammenhang, wenn er etwa von "gewissen impulsiven Verhaltensweisen" spricht (Mead 1968, 254). In dieser Sichtweise erscheint das 'I' gleichsam als biologisch fundierte psychische Instanz, an die Mead die spontane Produktion und Äußerung individueller Bedürfnisse, Wünsche, Gefühle und Stimmungen koppelt. Der Begriff des 'I' steht damit gewissermaßen für die innere Triebnatur des Menschen, für jene impulsiven Anteile des individuellen Verhaltens, die nicht vollständig auf soziale Orientierungen und Normierungen zurückgeführt oder mit diesen in Einklang gebracht werden können. Das 'I' erscheint hiermit als eine Art individuelles Reaktionspotential, das über die im 'me' "verankerten Orientierungen hinausschießt und gegenüber der Außenwelt den Bezirk des Subjektiven bildet" (Habermas 1981b, 66f.). Solche impulsartigen Verhaltensweisen können gerade auch dann auftreten, wenn soziale Situationen und Erwartungen eine Überforderung individueller Handlungskapazitäten darstellen, so daß dem Individuum gewissermaßen nichts mehr anderes übrigbleibt, als sich durch die aktive Entäußerung rein impulsiver Regungen gegen den Druck sozialer Normierungen und Anforderungen zu wenden. Mead diskutiert öfters Streß-Situationen, in denen schließlich jegliche soziale Kontrolle versagt und Individuen durch impulsive Gewaltakte auffallen (z.B. Mead 1968, 254). Neben solchen Situationen schildert Mead Szenen, in denen ein Mensch seinem 'unsozialen' oder 'antisozialen' Überlegenheitsgefühl spontan freien Lauf läßt. Ein Beispiel hierfür ist das schadenfreudige Lachen über den unglücklichen Sturz oder das Versagen und den Mißerfolg eines Mitmenschen. Das Verbindende an den genannten Beispielen ist, daß die 'I'-Impulse dem spontan geäußerten Verhalten nicht nur den Charakter des Unkontrollierten und Unbeherrschten verleihen. Darüberhinaus erscheinen solche Verhaltensweisen, die ohne Rücksicht auf soziale Normierungen und Kontrollen entstehen, als unreflektiert und - gemessen an den gesellschaftlichen Standards und Werten - als moralisch verwerflich. Mead kommt in diesem Zusammenhang öfters auf den Mob und dessen "gewalttätige Formen des impulsiven Ausdrucks" zu sprechen, die "tief in der menschlichen Natur verwurzelt" seien (Mead 1968, 257).

Neben solchen unmoralischen und bisweilen gewaltsamen Formen des

impulsiven Verhaltens erörtert Mead auch noch Beispiele für 'I'-Impulse, die - genau genommen - nicht zu unsozialen Verhaltensweisen führen, obwohl auch sie nur zustandekommen konnten, weil bestimmte soziale Kontrollmechanismen außer Kraft gesetzt waren. Manche der Beispiele, die Mead in diesem Zusammenhang anführt, illustrieren m.E. allerdings nicht unbedingt triebhaft-natürliche Verhaltensimpulse eines Menschen, sondern ganz bestimmte Handlungs- und Lebensorientierungen, die als Produkte des gesellschaftlich-sozialen Lebens aufzufassen sind. Mead diskutiert etwa die expressiven Äußerungen eines Menschen, der einem vertrauten Freund gegenüber subjektive Empfindungen offenbart, die er in anderen sozialen Kontexten eher für sich behalten hätte:

"Situationen, in denen man sich gehen lassen kann, in denen gerade die Struktur des 'me' dem 'I' die Tür öffnet, sind für die Selbstdarstellung günstig. Ich erwähnte bereits die Situation, in der sich jemand mit einem Freund zusammensetzt und im einzelnen erörtert, was er über einen anderen denkt. Es macht Freude, sich so gehen zu lassen. Dinge werden nun ganz natürlich ausgesprochen, die man unter anderen Umständen nicht sagen, ja nicht einmal denken würde" (Mead 1968, 257).

In einem Gespräch zwischen vertrauten Freunden, in dem eben jeder Beteiligte offen über seine Gedanken und Gefühle spricht, mag sich zwar verwirklichen und ausdrücken, was wir normalerweise als Individualität eines Menschen bezeichnen. Warum solche, dem 'I' zurechenbaren expressiven Selbstdarstellungen in besonderer Weise etwas mit der biologisch-konstitutionellen Ausstattung des Menschen oder mit unkontrollierten Verhaltensimpulsen zu tun haben sollen, bleibt mir allerdings unklar. Diese Unklarheit wird besonders groß, wenn man berücksichtigt, daß man es in unserem Kulturreis geradezu als gesellschaftlich-soziale Norm betrachten kann, daß man mit einem wirklichen Freund offen über seine Gedanken und Empfindungen spricht. In dem dargestellten Fall erhebt sich das Individuum also keineswegs über alle gesellschaftlich-sozialen Normen und Erwartungsmuster und stellt diesen impulsiven Akte des 'I' entgegen. Wie das Beispiel zeigt, ignoriert ein Mensch, der sich einem Freund gegenüber offen (über einen Dritten) ausspricht, keine sozialen Normen, die er in dieser Situation hätte einhalten sollen.

Widmen wir uns einem weiteren, mit den obenstehenden Ausführungen über den Begriff des 'I' eng zusammenhängenden Aspekt. Ich habe

erörtert, daß die äußere Wirklichkeit gesellschaftlich-sozialer Normen und Verhaltenskontrollen ihr psychisches Analogon besitzt; die gesellschaftlich-sozialen Normen und Erwartungen sind in der Instanz des 'me' internalisiert. Dieses psychische System innerer Verhaltenskontrollen fungiert nun gegenüber den triebhaft-spontanen 'I'-Impulsen als eine Art Zensor. Die internalisierte soziale oder moralische Ordnung der gesellschaftlichen Realität bildet die Grenzen, innerhalb derer die 'I'-Impulse normalerweise kanalisiert werden. Die in der Instanz des 'me' innerpsychisch repräsentierte, "festgelegte moralische Ordnung ist eine Welt, wie sie sein sollte und (in aller Regel, J.S.) sein wird" (Mead 1923/1987, 371) - und diese 'äußere' Welt steht der subjektiven Welt spontaner Triebimpulse und Regungen entgegen, zu der das Individuum einen privilegierten Zugang besitzt. Das 'I' wird vom 'me' kontrolliert und censiert. Die verinnerlichten Verhaltenskontrollmechanismen gewährleisten üblicherweise, daß sich das Individuum trotz gegenteiliger Regungen in einer sozial erwünschten und damit in einer - im konservativen Sinne des Wortes - 'moralischen' Weise verhält.¹² Berücksichtigt man die angeführte

¹² Die partiellen Ähnlichkeiten der Konzeption Meads mit Freuds zweiter psychologischer Topik sind unverkennbar (Freud 1923). Habermas (1981b, 152) setzt Meads Begriff des 'me' sogar kurzerhand mit Freuds Terminus des 'Über-Ich' gleich. Auch Joas (1978, 512) verweist auf "lockere Entsprechungen" in den beiden strukturalen Persönlichkeitsmodellen. Allerdings hütet sich Joas im Gegensatz zu Habermas davor, auch nur einen einzigen der Begriffe der beiden theoretischen Systeme allzu vorschnell miteinander zu identifizieren: "Schon der bei beiden zugrundeliegende Begriff des 'Psychischen' ist unterschiedlich strukturiert. Die Instanzen der beiden Persönlichkeitsmodelle entsprechen sich locker; von Kongruenz kann aber keine Rede sein. Das 'I' ähnelt dem 'Es', das 'me' dem 'Über-Ich', dem aber die Wendung zum generalisierten Anderen abgeht, das 'self' mit vielen Einschränkungen dem 'Ich'. Vor allem die Struktur des Umgangs der Instanzen miteinander ist aber verschiedenartig gedacht" (Joas 1978, 512). Schließlich verweist Joas an gleicher Stelle auch noch auf Meads Schwierigkeiten mit Freuds Begriff des Unbewußten, wenngleich, worauf ich wenigstens hinweisen möchte, Mead diesen wichtigen Aspekt des Freud'schen Denkens bisweilen auch anerkennend erwähnt (vgl. z.B. Mead 1923/1987 I, 371). Bemerkenswert erscheint mir neben den in der Literatur eher üblichen Bezugnahmen auf Freud auch Tugendhats Auffassung, nach der Meads Begriff des 'me' dem im berühmten § 27 von 'Sein und Zeit' (Heidegger 1927) entwickelten Begriff des 'Man' ähnelt, während Meads Begriff des 'I' mit Heideggers Ausführungen zur 'eigentlichen Existenz' in Verbindung gebracht werden könne (Tugendhat

Charakterisierung der Instanzen 'I' und 'me', so ist deutlich, daß Meads psychologische Persönlichkeits- und Entwicklungstheorie sowie seine Ethik auch (!) die Notwendigkeit der Anpassung des Individuums an die normativ strukturierte, soziale Wirklichkeit reflektiert. Ein rücksichtsloses und unkontrolliertes Ausagieren spontaner 'I'-Impulse erscheint Mead in vielen Fällen als ein Verhalten, das in psychologischer und moralischer Hinsicht auf einem niederen Entwicklungsniveau anzusiedeln wäre, das es zu überwinden gilt.

Ich möchte allerdings gleich darauf hinweisen, daß es gänzlich unangemessen ist, Meads Ansatz "auf eine letztlich fundierende Ethik des 'Me' und nicht des 'I'" zu reduzieren (Düsing 1986, 67). Düsing stellt Meads psychologische und philosophische Argumentation teilweise geradezu auf den Kopf, wenn sie behauptet, Mead habe "besonders hervor, daß der einzelne sich dadurch sittlich qualifiziert, daß er dem impulsiven Verhalten des Ich nicht freien Lauf läßt, sondern dieses spontane Ich der sozialen Kontrolle unterordnet" (Düsing 1986, 67). Diese Einschätzung gilt eben nur im Hinblick auf eine bestimmte Variante von 'I'-Impulsen, die es wegen ihrer asozialen und moralisch eher bedenklichen Implikationen und Konsequenzen nach Meads Auffassung zu kanalisieren und zu kontrollieren gilt. Allerdings: Auch bezüglich jenes Falles, in dem Mead konkrete Situationen analysiert, in denen sich die moralische Integrität eines Handlungssubjektes gerade durch die Orientierung und solidarische Berücksichtigung sozialer Normen und Erwartungen auszeichnet, ignoriert Düsing in einer vollkommen unverständlichen Weise einen Teil von Meads Schriften, wenn sie formuliert:

"Daß womöglich eine ganze Gesellschaft in allen ihren Idealen irregaleitet sein könnte und entsprechend in ihren Mitgliedern ein sittlich böses 'Me' hervorbringen würde, berücksichtigt Mead nicht. Auch erörtert er nicht, inwiefern empirisch vorfindlichen und von Individuen übernommenen, allgemein praktizierten Verhaltensweisen als solchen überhaupt eine sittliche Dignität soll zugesprochen werden können und worin das spezifisch Sittliche in der Einstellungsübernahme liegt, die doch auch oft von rein pragmatischer oder

1979, 278f.). Bei diesem Vergleich muß allerdings mit Bedacht berücksichtigt werden, daß Heideggers fundamentalontologische Ambitionen und sein ontologisch relevanter Subjektbegriff mit Meads Ansatz, Zielsetzungen und Grundbegriffen weitgehend unverträglich sind.

instinktiver Natur ist" (Düsing 1986, 67).

Wie ich an späterer Stelle zeigen werde, gibt es für Mead Situationen, in denen die Unterordnung unter gesellschaftlich etablierte Normen und Erwartungen moralisch fragwürdig und das Gegenteil, nämlich der kritisch motivierte Protest gegen etablierte Strukturen und Praxisformen, angezeigt wäre. Bevor ich auf diesen Gesichtspunkt näher eingehe, möchte ich mich noch einem Widerspruch in Meads Ansatz widmen, der in meinen bisherigen Darlegungen nicht thematisiert wurde, obwohl er dem Leser nicht entgangen sein dürfte.

Meads konzeptuelle Verbindung des 'I' mit der biologischen Triebausstattung des Menschen erscheint als widersprüchlich, wenn man Meads grundsätzliches Diktum berücksichtigt, daß das 'I' auch ein "Bewußtsein von Freiheit" vermittelt. Wie ist dieses Freiheitsbewußtsein mit Meads These in Zusammenhang zu bringen, daß das Individuum gleichsam naturwüchsig-impulsiv seinen inneren Bedürfnissen und Regungen Ausdruck verleiht? Wenn man das 'I' mit der biologischen Triebausstattung des Menschen in Verbindung bringt, gewährleistet das 'I' zwar eine gewisse Unabhängigkeit von gesellschaftlich-sozialen Orientierungen und Normen, nicht aber die Freiheit von naturwüchsigen Impulsen und Zwängen. Der Mensch erscheint somit zwar nicht mehr als vollständig gesellschaftlich determiniertes Wesen. Gleichwohl ist der Rekurs auf die biologisch fundierte Triebnatur des Menschen wohl alles andere als plausibel, wenn es um die theoretische Begründung der Freiheit menschlichen Handelns gehen soll. Bekanntermaßen wird in der philosophischen Tradition das Freiheitsbewußtsein gemeinhin in einen polaren Gegensatz zur Triebnatur des Menschen gebracht: Frei ist das Individuum in dieser Sichtweise, insofern es seine triebhaft-impulsiven Verhaltensregungen kontrolliert, beherrscht und schließlich überwindet oder sublimiert. Joas versucht den angesprochenen Widerspruch aufzulösen, indem er dem Begriff der 'natürlichen Triebausstattung' eine eigentümliche Bedeutung verleiht:

"Der Begriff des Ich ('I', J.S.) bezeichnet für ihn (Mead, J.S.) nicht nur in philosophischer Tradition das Prinzip von Spontaneität und Kreativität, sondern auch die Triebausstattung des Menschen. Das wird nur dann als Widerspruch empfunden, wenn mit 'Trieb' ein dumpfer Naturzwang assoziiert wird, dem Freiheit in Gestalt eines unkörperlichen Geistes entgegenzusetzen

ist. Mead dagegen denkt - wie Gehlen - an den Menschen als mit einem 'konstitutionellen Antriebsüberschuß' ausgestattetes Wesen; dieser Antriebsüberschuß schafft sich über alle Befriedigbarkeit hinaus in Phantasien Raum und kann von Normierungen nur kanalisiert werden" (Joas 1980, 117).

Man kann darüber streiten, ob diese Deutung als vollkommen plausible Rekonstruktion des Mead'schen Ansatzes und zugleich als Überwindung der aufgezeigten Widersprüche angesehen werden kann. Ich möchte diese Frage offen lassen, da sie für meine weitere Argumentationsinteressen nicht entscheidend ist. (Freilich tendiere ich, wie es meine angestellten Überlegungen nahelegen, eher zu einer abschlägig-negativen Antwort.) Im folgenden werde ich mich noch genauer jener Bedeutungsvariante des Begriffes 'I' zuwenden, die es nahelegt, daß Handlungssubjekte immer auch von einem in der Sprachbegabtheit des Menschen fundierten Prinzip der Freiheit und Kreativität her verstanden werden müssen. Im Unterschied zu den bisher behandelten impulsiven Ausdrucksformen besitzen die im folgenden auf die Instanz des 'I' zurückzuführenden Aktivitäten eines spontanen Handlungssubjektes eine eigentümliche Affinität zum Medium der sprachlichen Reflexion. Trotz dieser Affinität zu Prozessen des reflexiven Denkens haben wir es auch hier mit einem Begriff des 'I' zu tun, der auf die Prinzipien der Kreativität und Innovation verweist. Während jedoch die bislang besprochenen, spontan-triebhaften 'I'-Impulse zu unreflektierten und gleichwohl innovativen Verhaltensweisen eines Individuums führten, muß man den Begriff des 'I' nun mit den schöpferischen und innovativen Aspekten des reflektierten Handelns in Zusammenhang bringen.

Die angesprochenen kreativen und innovativen Funktionen des 'I' werden insbesondere dann offenbar, wenn Mead konkrete Leistungen einzelner Menschen erörtert. In diesem Zusammenhang spricht Mead gerne über die Produkte des Künstlers oder des Wissenschaftlers und über Menschen, die sich durch ihr moralisch-politisches Handeln über die Grenzen der gesellschaftlich etablierten Praxis erheben (vgl. z.B. Mead 1968, 220, 231, 241, 253, 261). Wissenschaftler, Künstler und die Kritiker der politisch-sozialen Verhältnisse transzendieren gesellschaftliche Wissensbestände, gesellschaftlich etablierte Normen, Praxisformen und damit die gesellschaftliche Ordnung selbst. Das 'I' ist nach Meads Auffassung immer dann aktiv, wenn Menschen durch ihr Handeln die etablierten gesellschaftlich-sozialen Wissensbestände, Deutungs-

muster, Normen und Lebensgewohnheiten in Frage stellen und schließlich überwinden. In all den Fällen, die Mead vor Augen hat, distanziert sich ein Individuum von vorurteilsbehafteten, etablierten Denk- und Verhaltensweisen und schafft mit seinen eigenen Handlungen Neuheiten. Traditionelle Wissensbestände und schließlich die gesellschaftliche Praxis selbst werden durch die innovativen Akte des 'I' umstrukturiert. Es braucht kaum eigens hervorgehoben zu werden, daß solche individuell-innovativen Akte kreativer Subjekte nicht mehr mit triebhaften, irreflexiven Verhaltensimpulsen gleichgesetzt werden können. Auch wenn diese schöpferischen Handlungen sich gerade durch eine gewisse Spontaneität und Unberechenbarkeit auszeichnen, entstehen sowohl die Produkte des Künstlers und mehr noch die Produkte des Wissenschaftlers und des Gesellschafts- oder Sozialkritikers im Medium der bewußten Reflexion, zumindest aber sind sie untrennbar in solche gedanklichen Prozesse eingebunden oder auf solche Prozesse bezogen. Wenngleich der eigentliche Akt der 'Erfindung' oder der Kreation von Neuem spontan und unreglementiert verläuft, steht er in einer engen Verbindung zum reflexiven Denken. Die Instanzen des 'I' und des 'me' kehren nun, wie Habermas (1981b, 153) formuliert, "in reflektierter Gestalt wieder."¹³

Auch wenn die Leistungen des 'I' eine nicht reglementierbare Spontaneität und Kreativität von Individuen bezeugen, streben Menschen gleichwohl ganz bewußt solche Erfahrungen an. Es sind diese innovativen Schöpfungen, die nach Meads Auffassung in erheblicher Weise mit der bewußt 'betriebenen' Selbstverwirklichung reflexiver Subjekte in Zusammenhang stehen. Demgemäß suchen Menschen nach Möglichkeiten,

"sich auszudrücken. Situationen, in denen man diese Ausdrucksmöglichkeiten

¹³ Man kann sich die verschiedenen Bedeutungsaspekte des Begriffs 'I' noch einmal klarmachen, wenn man sich jeweils einschlägige Beispiele vergegenwärtigt. Es macht einen gravierenden Unterschied, ob - beispielsweise - jemand in einer unkontrolliert-impulsiven Affekthandlung einen Mitmenschen niederschlägt, oder ob ein Wissenschaftler in einem spontanen Denkakt eine Idee produziert, die als wissenschaftliche Revolution in die Geschichte der Menschheit eingeht. Beide Beispiele bezeugen nach Meads Theorie die Existenz des 'I' - eines 'I', das m.E. in den angesprochenen Fällen wegen der unterschiedlichen 'Nähe' zu reflexiven Denkprozessen auf verschiedene Weise begriffen werden muß, wenn man einen sehr unklaren Ich-Begriff vermeiden will.

findet, scheinen besonders wertvoll zu sein, nämlich Situationen, in denen der Einzelne selbständig handeln, in denen er Verantwortung übernehmen, die Dinge auf seine Weise verwirklichen und dabei seine eigenen Gedanken denken kann. Jenen Situationen (...) verdanken wir einige der erregendsten und befriedigendsten Erfahrungen" (Mead 1968, 257).

Das 'I' wird für Mead nun also zum "zugleich unabhängigen und schöpferischen Initiator grundsätzlich unvorhersehbarer Handlungen" (Habermas 1981b, 152), durch die reflexive Subjekte gleichsam sich selbst verwirklichen. Meads Begriff der Selbstverwirklichung ist dabei nicht an die Vorstellung eines a priori bekannten, authentischen Selbst gebunden, das es zu verwirklichen gilt. Selbstverwirklichung im Sinne Meads ist vielmehr ein in seinen Zielen nicht vollständig bestimmbarer Prozeß, in dem Neues und Unbekanntes entsteht.

In diesem Zusammenhang ist zu beachten, daß solche Handlungen nicht allein als Akte individueller Selbstverwirklichung angesehen werden können, sondern auch einen gesellschaftlichen Fortschritt markieren können. Die "Beschaffenheit des Organismus" wird, so lautet Meads Formulierung, zum "bestimmenden Faktor für seine Umwelt" (Mead 1968, 258). Der Wissenschaftler verbessert das gesellschaftliche Wissen über einen bestimmten Sachverhalt, der Künstler schafft neue Objekte ästhetischer Erfahrung, die ebenfalls mit spezifischen Geltungsansprüchen verbunden sind, und der politisch denkende und handelnde Mensch entwirft mit seiner Kritik zugleich eine Utopie oder ein in Ansätzen bereits realisiertes Modell einer 'besseren' sozialen Praxis und Gesellschaftsordnung. In all diesen Fällen decken bestimmte Menschen die Vorurteilsstruktur bestehender Wissensbestände, die Grenzen traditioneller Erfahrungsweisen und Deutungsmuster oder die nicht vernünftig legitimierbaren Zwänge und Ungleichheiten in der bestehenden gesellschaftlich-sozialen Praxis auf, um sie zugleich zu transzendieren. Durch die Handlungen, die Mead auf das 'I' zurückführt, setzt sich ein Individuum in ein kritisch-ablehnendes Verhältnis zur etablierten gesellschaftlich-sozialen Praxis. Das gemeinsame Moment in Meads heterogenen und in vielen Aspekten schwer vergleichbaren Beispielen ist, daß - gemessen an der gesellschaftlichen Realität - durch bestimmte individuelle Akte Neues entsteht. Und dieses Neue führt Mead auf die Instanz des 'I' zurück, das damit den entscheidenden Schritt zur Verwirklichung des individuellen Selbst eines Menschen und zur Entwicklung

des sozialen Lebens beiträgt. Die entwickelte Gesellschaft ist für Mead diejenige, die sich gegenüber einer weniger ausdifferenzierten Gesellschaft auch durch einen größeren Freiraum für die Entfaltung von Individualität und heterogenen Lebensformen auszeichnet. Während 'primitivere' Gesellschaften durch die Uniformierung der Individualitäten und durch die Unterdrückung des Neuen charakterisierbar sind, betrachtet Mead die Toleranz gegenüber Vielfalt, gegenüber individueller Entfaltung und gegenüber der Emergenz von Neuem als Merkmale höherentwickelter Gesellschaften:

"Der Wert einer geordneten Gesellschaft ist für unser Leben von entscheidender Bedeutung, doch müssen auch dem Einzelnen genug Ausdrucksmöglichkeiten vorbehalten sein, wenn wir eine ausreichend entwickelte Gesellschaft haben wollen. Es muß ein Mittel für diesen Ausdruck gefunden werden. Solange wir keine solche gesellschaftliche Struktur haben, in der sich der Einzelne gleich dem Künstler und Wissenschaftler ausdrücken kann, müssen wir mit den Strukturen des Mob rechnen, in denen sich jedermann gegen ein der Gruppe verhaßtes Objekt auszudrücken vermag. - Einer der Unterschiede zwischen einer primitiven und einer zivilisierten Gesellschaft ist der, daß in der primitiven Gesellschaft das einzelne Selbst bezüglich seines Denkens und Verhaltens viel weitgehender vom allgemeinen Muster der organisierten gesellschaftlichen Tätigkeit bestimmt wird, die von der jeweiligen gesellschaftlichen Gruppe abgewickelt wird, als dies in der zivilisierten Gesellschaft der Fall ist. In anderen Worten, die primitive menschliche Gesellschaft bietet viel weniger Raum für Individualität - für originelles, einzigartiges oder schöpferisches Denken und Verhalten (...)" (Mead 1968, 265).

Mit den 'innovativen Funktionen' des 'I' hängt ein weiterer Bedeutungsaspekt zusammen, den ich noch explizieren möchte. Das 'I' bringt Neues, Unerwartetes und Unvorhersehbares hervor. Diese begrifflich-theoretische Bestimmung impliziert, daß die auf das 'I' zurückführbaren Handlungen nur ex post facto identifizierbar sind:

"Das 'I' ist die Reaktion des Einzelnen auf die Haltung der Gemeinschaft, so wie diese in seiner Erfahrung aufscheint. Seine Reaktion auf diese organisierte Haltung ändert wiederum diese. Wie wir gezeigt haben, ist diese Veränderung in seiner eigenen Erfahrung erst dann präsent, wenn sie tatsächlich stattgefunden hat. Das 'I' erscheint in unserer Erfahrung, indem wir uns daran erinnern. Erst wenn wir gehandelt haben, wissen wir, was wir getan haben; erst wenn wir gesprochen haben, wissen wir, was wir gesagt haben" (Mead

1968, 240, vgl. auch Mead 1912).

Dies heißt, wie Düsing prägnant formuliert, daß sich das 'I'

"jeder unmittelbaren Wahrnehmung und Vergegenständlichung entzieht. (...) Natürlich ist nach Meads Auffassung ein solches 'I' ohne Sachgehalt; doch scheint er diesen Begriff als heuristischen Grenzbegriff gegenüber dem empirisch für andere und für sich in Erscheinung tretenden 'Me' festhalten zu wollen.¹⁴ (...) Mead projiziert ineinander Kants apriorisch tätiges Selbstbewußtsein und das konkrete Ich, das nach Mead einer systematischen Flüchtigkeit unterliegt, dergemäß es sich niemals direkt in seinen aktuellen Handlungsvollzügen erfassen und beobachten kann, sondern stets bloß im Nachhinein, d.h. in der Erinnerung an vergangene Erfahrungen. Er biegt Kants transzendentales Ich um in ein empirisches, konkret und tätig reagierendes Selbstbewußtsein, das aber diese Reaktionen, während sie geschehen, nicht zu begreifen vermag, und das sie sich nur als vergangene vergegenwärtigen kann. (...) Das Selbst kann im Bewußtsein nicht als ein Ich ('I') auftreten, sondern ist stets schon ein Objekt, d.h. ein 'Me', wobei das 'I' eine Voraussetzung ('presupposition'), niemals aber eine Darlegung ('presentation') von aktual bewußten Erfahrungen ist; (...) (Das 'I') kann sich seiner selbst nicht vergewissern durch unmittelbare Introspektion, sondern allein durch Akte der Retrospektion. (...) Einzig das Erinnerungsbild an ein Ich, das auf bestimmte Anlässe hin unmittelbar handelte, vermag auf das direkt nicht verobjektivierbare 'I' hinzuweisen. Thematisch wird dieses stets schon verflossene 'I' dann allerdings als ein solches, das in ein 'Me' übergegangen ist. Die besondere Pointe in Meads Argumentation besteht darin, daß er aus dem Zirkelproblem in der Selbstvorstellung des Ich, das sich selbst immer schon voraussetzen muß, um sich zu vergegenständlichen, keine skeptischen Schlußfolgerungen zieht, sondern daß er die Möglichkeit der Selbsterkenntnis des Ich durch Zwischenschaltung von intersubjektiver Erfahrung positiv zu begründen sucht. Das 'I', das dem Individuum als solus ipse introspektiv nicht originär zugänglich ist, koinzidiert für Mead mit demjenigen Ich, das mit anderen Subjekten in interpersonelle Beziehung eintritt und das hierbei von diesen anderen in

¹⁴Düsing kritisiert an dieser Stelle allerdings nicht nur Meads ungerechtfertigte Anlehnung an Kants Begriff des allgemeinen Subjekts, sondern wundert sich auch darüber, daß Meads 'I' "konkrete Abläufe im existierende Selbst regulieren (soll). Das als fiktiv bezeichnete Ich mache den dialogischen Charakter innerer Erfahrung aus, in deren Verlauf wir unsere eigene Rede abwägen; hierbei müsse ein 'I behind the scenes' vorausgesetzt werden, das sich auseinandersetzt mit den Phänomenen, die in unserem Bewußtsein auftreten. Das 'Ich' sei das transzendentale Ich Kants" (Düsing 1986, 62).

seinen Taten als Objekt wahrgenommen werden kann" (Düsing 1986, 62f.).

Die Genese eines Selbst (-Bewußtseins), in dem die Aspekte des 'I' und des 'me' gleichermaßen vorkommen, ist an die retrospektive Vergegenwärtigung der jeweils individuellen, lebensgeschichtlichen Erfahrungen gebunden, d.h.:

"In dem Maße, wie der Erwachsene seine Biographie übernimmt und verantwortet, kann er in den narrativ eingeholten Spuren der eigenen Interaktionen auf sich selbst zurückkommen. Nur wer seine Lebensgeschichte übernimmt, kann in ihr die Verwirklichung seiner selbst anschauen. Eine Biographie verantwortlich zu übernehmen heißt, sich darüber klar zu werden, wer man sein will, und aus diesem Horizont die Spuren der eigenen Interaktionen so zu betrachten, als seien sie Sedimente der Handlungen eines zurechnungsfähigen Urhebers, eines Subjektes also, das auf dem Boden eines reflektierten Selbstverständnisses gehandelt hat" (Habermas 1981b, 151).

Die letzten Zeilen, in denen der reflexionsbezogene 'I'-Begriffs mit dem Konzept der retrospektiven und retrodiktiven Selbstvergewärtigung verbunden wurde, verweisen auf eine tief sinnige 'Quasi-Paradoxie' in Meads Theorie. Die Identifizierung und die in rationaler Einstellung vorgenommene Beurteilung von kreativen und innovativen Handlungen ist, wie ausgeführt, an die Retrospektive und Retrodiktion gebunden. Ob wir unsere Handlungen als schöpferische Akte eines um Freiheit, Selbstverwirklichung und gesellschaftlichen Fortschritt bemühten Subjektes verstehen können, vermögen wir erst im Nachhinein zu ermessen. Und dennoch ist in Meads reflexionsbezogenem 'I'-Begriff die an das spontane Handeln kreativer Subjekte gebundene Entstehung von Neuem - paradoxerweise, möchte man fast sagen - kein bloßes Moment des schlechthin Irrationalen. Wie die Ausführungen zur reflexionsbezogenen Variante des 'I'-Konzeptes zeigten, können kreative Handlungen trotz ihrer, oder besser: in ihrer Spontaneität und Freiheit mit Rationalitätsansprüchen verbunden sein, obwohl sie, wenn sie wirklich Neues hervorbringen, nicht vorab auf ihren Rationalitätsgehalt hin analysiert und beurteilt werden können. Ja, kreativ-innovatorische Handlungen sind überhaupt keine Handlungen, die besonders 'bedacht' oder gar 'ausgeklugelt' erscheinen. Und dennoch, wenn wir den angesprochenen, quasi-paradoxaen und scheinbar widersprüchlichen Bedeutungsgehalt von Meads 'I'-Begriff verstehen wollen, können, ja müssen wir sagen: Die argumentativ begründbare Kritik am Bestehenden und die argumenta-

tive Verteidigung des Neuen 'beginnt' in einem gewissen Sinn schon damit, daß bestehende Verhältnisse in spontanen Akten überwunden und Neuheiten geschaffen werden.

Diese scheinbare Paradoxie in Meads Theorie ist eine Implikation jedes im radikalen Sinn geschichtlichen Denkens, das das Handeln oder die Praxis des Menschen als historisch und die Historie - in letzter Hinsicht - konsequent als kontingent begreift, ohne damit den Anspruch auf die Verwirklichung von Vernunft in der Geschichte preiszugeben.¹⁵ Der reflexionsbezogene 'I'-Begriff ist der subjekttheoretische Terminus, mit dem Mead der Geschichtlichkeit des Handelns Rechnung trägt und gleichzeitig das Kontingente in der Geschichte als Moment einer innovativen Kreativität begreift, die einen praktischen Vorgriff auf ein 'besseres' Leben impliziert, wenngleich die aktuell Handelnden definitionsgemäß nicht im eigentlichen Sinne wissen können, was dieses 'bessere' Leben sei und warum es denn besser sei. Daß sie dies nicht wissen können, heißt jedoch nicht, daß innovatives Handeln vollkommen 'bodenlos' wäre. Ich habe gezeigt, daß Mead die spontanen Akte des 'I' mit einem Gefühl der Enge und der Gehemmtheit in Zusammenhang bringt, das gleichsam repressive Grenzen des gesellschaftlich-sozialen Lebens und/oder Grenzen des individuellen Charakters spürbar werden läßt. Dieses Spüren, das wohl

¹⁵Vgl. hierzu die anregenden Überlegungen von Angehrn (1985, insb. 185ff.) zu den impliziten Rationalitäts- oder Geltungsansprüchen des innovatorisch-kreativen Handelns. Angehrn expliziert die Argumentationsformen, die den paradoxen Sachverhalt zu klären vermögen, "daß Neues mit dem impliziten Anspruch auf Sinnhaftigkeit auftritt und das Bestehen von Gründen behauptet, die noch gar nicht formuliert werden können" (a.a.O., 186). Wie der Autor weiter formuliert, radikalisiert "dieser Sachverhalt, der die historische Innovation auszeichnet, einen antizipatorischen Zug, der allem menschlichen Auffassen und Verstehen eignet. (...) Auf der Ebene des praktischen Handelns bedeutet dies, daß sich die Neuerung nicht im aleatorischen Spiel mit Alternativen erschöpft, über welche dann je nach Erfolg entschieden würde; die nachträgliche Sanktionierung nimmt einen intentionalen Vorgriff auf mögliche Rationalität auf. Subjektive Grundlage dieses Vorgriffs ist die Spontaneität, die Fähigkeit, aus eigenem Antrieb und mit - wie immer relativierter - Selbständigkeit von sich aus anzufangen, bestehende Denk-, Verhaltens- und Apperzeptionsweisen zu durchbrechen und neue einzuführen. (...) Solche Eigenständigkeit und Kreativität gehört zum Wesen des Geschichtlichen" (a.a.O., 186f.).

zumeist ein Leiden in sich trägt, ist der Boden für spontanes und kreatives Handeln im Zeichen von Selbstbehauptung und Selbstverwirklichung im skizzierten Sinn.¹⁶ Dieses Spüren ist das Spüren eines - wie auch immer diffusen - Unbehagens, und für diese diffuse Unzufriedenheit hat man, wie ich - mit Angehrn (1985, 186) - im Anschluß an Feyerabend sagen möchte, zunächst "keine Gründe (...), man drückt sie aber doch aus (...). Man argumentiert nicht, man behauptet, man beklagt sich, man widerspricht und schafft so die Prinzipien der Argumente, die der Klage oder dem Widerspruch Sinn verleihen" (Feyerabend 1979, 32).

Und 'Sinn' heißt hier freilich vindizierte 'Geltung': Das Gefühl der Enge und der Gehemmtheit wird damit zur Basis eines Handelns, das, obschon es spontan und unvorhersehbar ist, die Gründe seiner beanspruchten Legitimität von Anbeginn an auf gleichsam verborgene Weise in sich trägt. Was freilich nichts daran ändert, daß diese Gründe und Geltungsansprüche und damit das Neue selbst erst ex post facto benennbar sind und einer kritisch-rationalen Prüfung unterzogen werden können. Zusammengefaßt: Auf das 'I' in seiner reflexionsbezogenen Gestalt sind jene Handlungen zurückzuführen, die angesichts ihrer Spontaneität zurecht als *creatio ex nihilo* erscheinen; und zugleich haben diese Handlungen ihre Basis nicht nur in einem Gefühl der Enge oder in der erinnernden Vergegenwärtigung 'vergangenen' Leids, sondern auch in einer impliziten, gleichsam 'vorausentworfenen Retrospektive', in der der Rationalitätsanspruch und die Legitimität dieser Handlungen argumentativ wird verteidigt werden können.

¹⁶ Diesen Gedanken weiterzudenken, ist ein wichtiges Anliegen der philosophischen und psychologischen Anthropologie, dessen Bearbeitung allerdings weit über Mead hinausführen müßte. Ich erwähne hier nur Pothasts schönes 'Philosophisches Buch', in der die Frage der "Spürensverfassung, in der wir als Angehörige höher entwickelten Lebens uns finden" (Pothast 1988, 23), aufgenommen wird, um eine Antwort darauf zu finden, "was es heißt, auf menschliche Weise lebendig zu sein". Freilich, die Formulierungen zeigen es schon an: Pothasts Text sperrt sich gegen vorschnelle wissenschaftliche Vereinnahmung, er will ja auch "nicht etwa eine 'Handlungstheorie' an den unglücklichen Leser bringen (...)" (a.a.O., 36).

2.3. MORALISCH-POLITISCHES HANDELN UND DIE ETHIK VON G.H.MEAD

Ich möchte im folgenden noch etwas genauer auf Meads Überlegungen zu politisch denkenden und handelnden Subjekten zu sprechen kommen. Diese Überlegungen exemplifizieren und konkretisieren nicht nur die voranstehenden Ausführungen zum Verhältnis der Persönlichkeitsinstanzen 'me' und 'I' sowie die damit verbundene Thematik der Kreativität des Handelns. Sie führen darüberhinaus direkt zu den normativen Implikationen und Intentionen des Mead'schen Denkens, die ich an späterer Stelle explizieren möchte, weil sie mir - in ihren Grundzügen - auch als normatives Fundament einer historisch-psychologischen Biographieforschung akzeptabel erscheinen. Betrachten wir also genauer, wie die - im weitesten Sinne des Wortes - politischen Handlungen des moralisch motivierten Gesellschafts- oder Sozialkritikers nach Meads Auffassung das komplementäre Zusammenspiel von 'me' und 'I' bezeugen, ein Zusammenspiel, das als Alternative von Anpassung und 'Auskämpfen' ('adjusting one's self', 'fighting it out') näher analysiert werden soll.

Wenngleich Mead die Struktur der menschlichen Persönlichkeit und das Selbstbewußtsein von Subjekten in gesellschaftlich-sozialen Prozessen verwurzelt und grundsätzlich auf diese bezogen versteht,

"stellt dieser Gedankenstrang nur eine Seite von Meads Behandlung der Ich-Identität (des Selbst, J.S.) dar. Er betont nämlich gleichzeitig, daß die Ich-Identität mehr ist als ein bloßes Produkt oder eine bloße Widerspiegelung des gesellschaftlichen Prozesses, dessen Teil sie ist; sie ist auch aktiver Träger von Rekonstruktionen und eine potentielle Quelle intelligenter Reformen innerhalb dieses Prozesses. (...) Bei Mead ist die Ich-Identität als moralisch Handelnder in erster Linie ein Träger moralischer und gesellschaftlicher Rekonstruktion" (Cook 1985, 131).

Handlungen sind - wie ausgeführt - nicht in einer deterministischen Weise durch die allgemein etablierten Orientierungen und Normen festgelegt. Handlungen müssen bisweilen auch als individuell-autonome Akte moralischer Subjekte verstanden werden, die im Spannungsfeld gesellschaftlich-moralischer Konfliktsituationen die bestehenden Konventionen und Normen kritisch hinterfragen und transzendieren. Eine wichtige Voraussetzung für solche kritischen Akte autonom handelnder Subjekte ist mit der Existenz

eines moralischen Problems gegeben. Gemäß der pragmatistischen Grundeinsicht ist auch die praktisch-moralische Reflexion auf konkrete Handlungsschwierigkeiten bezogen, die es auf möglichst intelligente Weise zu analysieren und aktiv zu lösen gilt.

Joas weist in seiner interpretativen Rekonstruktion der Mead'schen Ethik mehrmals darauf hin, daß moralische Problemsituationen grundsätzlich in der gesellschaftlich-sozialen Praxis verwurzelt sind und nicht in einer von jeglichen Handlungserfahrungen abstrahierenden Welt bloß 'subjektiver Ideen'. Orientierungen und Werte werden in Frage gestellt, wenn sie faktisch miteinander kollidieren, wenn also die wertgeleiteten Handlungen der Gesellschaftsmitglieder in ein Konkurrenzverhältnis zueinander treten. Erst mit einer solchen konflikterzeugenden Kollision von wertbezogenen Handlungen ist eine moralische Situation gegeben, in der sich gesellschaftlich-soziale Probleme stellen, die "den Individuen zur Lösung unmittelbar überlassen sind" (Joas 1980, 131).¹⁷

Die bisherigen Ausführungen haben gezeigt, daß in dem geschilderten Fall kritisch-moralischen Handelns die 'I'-Komponente nicht einfach einer asozialen Triebnatur des Menschen zugeordnet werden darf. Wenn sich ein Mensch einer moralischen Situation bewußt wird und sich für die Überwindung dieser problematischen Situation einsetzt, ist nach Mead Vernunft im Spiel:

"Geist, als konstruktives, reflektiertes oder problemlösendes Denken ist das sozial erworbene Mittel oder Instrumentarium, mit dem das menschliche Individuum die verschiedenen Probleme der Anpassung an die Umwelt löst. Mit diesen wird es im Verlauf seiner Erfahrung konfrontiert, und sie hindern sein

¹⁷Natürlich weiß auch Mead, daß man solchen Problemen ausweichen, daß man sie ignorieren oder psychisch abwehren kann. Selbstverständlich können Individuen auch in solchen problematischen gesellschaftlichen Situationen ausharren, indem sie sich auf die eine oder andere Weise auf diese Situation einstellen, ohne dabei das Gefühl der Gehemmtheit und Enge zu verlieren. Solche 'konservativen' Strategien, die gesellschaftlich-soziale Problemsituationen nicht zu ändern vermögen, interessieren mich im folgenden nicht weiter. Ich möchte demgegenüber das Augenmerk auf jene individuellen und kollektiven Akte legen, die die Kreativität und Spontaneität des Menschen und damit zugleich seine Fähigkeit bezeugen, sich und die gesellschaftlich-sozialen Lebenszusammenhänge in einem innovativen Sinne zu verändern.

Verhalten daran, sich harmonisch fortzuentwickeln, bevor es sich nicht mit diesen Problemen auseinandergesetzt hat. Geist oder Denken, wie es den einzelnen Gesellschaftsmitgliedern zur Verfügung steht, ist auch ein Mittel oder ein Mechanismus zur sozialen Rekonstruktion durch diese Individuen. Denn nur, weil sie über Geist oder die Fähigkeit zu denken verfügen, können sich die Individuen kritisch auf die organisierte Sozialstruktur der Gesellschaft besinnen, zu der sie gehören (...), um sie zu reorganisieren, zu rekonstruieren oder mehr oder weniger stark zu modifizieren, wie es die Anforderungen der gesellschaftlichen Entwicklung von Zeit zu Zeit erfordern" (Mead 1968, 356).

Die Fähigkeit zu reflexivem Denken betrachtet Mead als eine unabdingbare Voraussetzung für Gesellschaftskritik und soziale Reformen. Man könnte einwenden, Meads emphatischer Verweis auf die Sprache und das gedankliche Reflexionsvermögen des Menschen stünde doch im Widerspruch zu seiner These, daß gesellschaftlich-soziale Innovationen auf Verhaltensweisen zurückzuführen seien, die theoretisch durch den Rekurs auf ein spontan und unvorhersehbar wirkendes 'I' charakterisiert werden könnten. Es ist richtig, daß Mead von einer gesellschaftlichen Situation ausgeht, die ein Individuum in bewußter Weise unter moralischen Gesichtspunkten als problematisch empfindet und die es in rationaler Einstellung kritisch analysieren kann. Dies bedeutet natürlich, daß die Handlungen, die zur Lösung der problematischen Situation beitragen sollen, für den jeweiligen Akteur - in aller Regel - einen rationalen Gehalt besitzen. Diese Handlungen sind nach der Auffassung des Akteurs begründbar und in ihren Zielen und den erwarteten Implikationen und Konsequenzen durchdacht. Kurz: Es sind intelligente Handlungen. Gleichwohl, so würde Mead sagen, sind diese Handlungen bislang nicht hinreichend charakterisiert, insofern es wirklich innovative und kreative Akte sind. Wenn Handlungen tatsächlich Neues hervorbringen, implizieren sie ein zusätzliches Moment, das im rationalen Kalkül und in den Antizipationen des Akteurs nicht bewußt sein kann: "Wie sorgfältig wir auch die Zukunft planen mögen, sie ist immer anders, als wir sie uns vorstellten (...)" (Mead 1968, 247). Und dieses Andere und Unerwartete ist auf das 'I' zurückzuführen, das spontan und unberechenbar an der kreativen und innovativen Lösung moralischer Problemsituationen mitwirkt.

Moralische Kritik und die hiermit in Zusammenhang stehenden Handlungen entstehen "aus dem Gefühl der Unangemessenheit der konventionellen moralischen Deutung für die Art der Situation,

der wir uns gegenübersehen" (Cook 1985, 152). Dieses Gefühl bringt Mead wiederum mit einer jeweils individuell erfahrenen Handlungshemmung in Verbindung:

"Ethische Ideen entwickeln sich innerhalb der jeweiligen menschlichen Gesellschaft im Bewußtsein der einzelnen Mitglieder dieser Gesellschaft aus dem Umstand der gemeinsamen gesellschaftlichen Abhängigkeit all dieser Mitglieder untereinander (...) und aus ihrem Bewußtsein von dieser Tatsache. Ethische Probleme treten aber für die einzelnen Mitglieder jeder menschlichen Gesellschaft immer dann auf, wenn sie einzeln mit einer gesellschaftlichen Situation konfrontiert werden, auf die sie sich nicht sofort einstellen können, in der sie sich nicht sogleich verwirklichen können oder in die sie ihr eigenes Verhalten nicht unmittelbar integrieren können" (Mead 1968, 368f.).

"Die moralische Situation stellt die Persönlichkeit vor einen Konflikt bestimmter eigener Werte mit anderen eigenen Werten von Partnern, denen des generalisierten Anderen oder mit eigenen Impulsen. Dieser Konflikt legt das Handeln lahm" (Joas 1978, 30).

Wenngleich bei der Diagnose moralischer Problemsituationen auch Gefühle 'hereinspielen' und die praktische Überwindung dieser Problemsituationen nicht vollständig kalkuliert und planvoll durchgeführt wird, stellt sich die Lösung des moralischen Konflikts in der theoretischen Perspektive Meads dennoch als ein (vorwiegend) intellektuell-kognitives Problem dar. Mead konzentriert seine ethisch-theoretischen Erörterungen auf moralische Problemsituationen, die den Menschen vor die Aufgabe stellen, zunächst einmal genauer zu erkennen, was denn in der vorliegenden Situation die moralisch richtige Handlungsweise sei. Die Problemsituationen, mit denen sich Mead vornehmlich beschäftigt, sind also, wie Cook zurecht feststellt, keine "Probleme des Wollens, bei denen wir wenig intellektuelle Schwierigkeiten haben, die moralisch richtige Handlungsweise herauszufinden, aber sehr große Schwierigkeiten, wirklich entsprechend zu handeln" (Cook 1985, 132). Bei den moralischen Problemen, die Mead vor Augen hat, geht es vielmehr darum, auf eine intelligente Weise Aufschluß darüber zu gewinnen, was denn im Hinblick auf die erstrebenswerte

moralische Legitimität des (künftigen) Handelns zu tun sei.¹⁸

In dem angesprochenen Zusammenhang ist es nun entscheidend, daß Mead für die Überwindung moralischer Problemsituationen nicht mehr nur die bestehenden Traditionen, Konventionen, Normen und Gesetze in Betracht zieht, sondern die Moralität des Handelns in bestimmten Fällen an der Kritik und Transzendierung solcher Konventionen und Gesetze festmacht. Wenn Mead von moralischen Verhaltensweisen spricht, denkt er also keineswegs immer an die Übereinstimmung dieses Verhaltens mit gesellschaftlichen Normen und Konventionen, sondern bisweilen auch an die Kritik von etablierten Orientierungen und Strukturen und an einen kontrafaktischen, an der Idee unversehrter Subjektivität orientierten Entwurf einer alternativen Praxis: "Die Forderung lautet auf Freiheit von Konventionen, von Gesetzen" (Mead 1968, 243).

Mead sieht sehr wohl die praktischen Schwierigkeiten, die mit einer solchen Forderung verbunden sind. Diese Schwierigkeiten sind nicht zuletzt psychologisch erklärbare. Nach Mead wäre es eine Illusion, zu glauben, man könne Konventionen und Gesetze, die eine für die Individuen handlungsbestimmende soziale Ordnung konstituierten, in einer Art Hau-Ruck-Verfahren beseitigen oder für ungültig erklären. Solche Konventionen sind in aller Regel emotional besetzt und mit Handlungs- und Lebensorientierungen

¹⁸ Diese Akzentsetzung in Meads Denken kann sicherlich als Einseitigkeit kritisiert werden. Diese Einseitigkeit ist letztlich in Meads Hoffnung begründet, die Welt nach Maßgabe der Vernunft gestalten zu können, wenn wir nur wissen, was in einer bestimmten Situation vernünftigerweise zu tun wäre. Zur Verteidigung Meads muß allerdings gesagt werden, daß er keineswegs ein naiver Illusionist war, der die Konflikte und Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen Interessengruppen nicht als Kampf um die Macht erkannt hätte. Nur hofft Mead eben darauf, daß solche Auseinandersetzungen tendenziell in vernunftgemäße Reformen einmünden. Empirisch gehaltvolle Begründungen, durch die die in normativen Orientierungen und Geltungsansprüchen fundierte Hoffnung auf die rationale Struktur sozialer und psychischer Entwicklungen mit soziologisch-historischen beziehungsweise mit psychologischen Argumenten verbunden werden, liefern jene rekonstruktiven Forschungsprogramme, wie sie beispielsweise von Habermas in seiner Theorie des kommunikativen Handelns oder von Kohlberg in seiner Theorie der Entwicklung moralisch-praktischer Urteils- und Handlungskompetenzen verfolgt werden. Zum Ansatz rekonstruktiver Sozialwissenschaften vgl. Habermas (1983).

verknüpft, die für das Selbstverständnis, das Selbstwertgefühl und die Lebensform von Menschen von zentraler Bedeutung sind. Solche Handlungs- und Lebensorientierungen werden bekanntermaßen nicht ohne weiteres aufgegeben. Gleichwohl müssen solche Orientierungen bisweilen modifiziert werden, wenn Menschen ihre soziale Lebenspraxis nach vernünftigen Maßstäben gestalten und Spielräume für die persönliche Entwicklung offenhalten wollen.

Die Kritik und (partielle) Transzendierung etablierter Orientierungen und Konventionen sind für Mead notwendige Bestandteile eines vernunftgerechten moralischen Verhaltens.¹⁹ Ohne eine solche Kritik und Überwindung gesellschaftlich-sozialer Konventionen wären wichtige Möglichkeiten der bewußten Initiierung und Kontrolle des gesellschaftlichen Fortschritts vergeben. Und zugleich wäre ohne diese Kritik die Entwicklung moralischer Subjekte nicht mehr vorstellbar. In den Situationen, in denen diese Entwicklung gelingt, ist Handeln nicht mehr als ein Akt der Anpassung an gesellschaftliche Normen und Erwartungen, sondern als ein Akt des Widerstandes zu begreifen. Die Alternative zwischen Anpassung und Auskämpfen ("adjusting one's self or fighting it out", Mead 1968, 193; vgl. Tugendhat 1979, 279f.) ist hier zugunsten des Auskämpfens oder der Selbstbehauptung des Individuums gegenüber der gesellschaftlich-sozialen Mitwelt entschieden. Mit dieser im kreativen Handeln angelegten Selbstbehauptung ist zugleich eine Selbstveränderung des betreffenden Akteurs verbunden (vgl. Joas 1980, 132ff., Habermas 1981b, 148ff.). Habermas führt aus, daß das 'me' "nicht nur die Besonderheiten eines traditionsverhafteten moralischen Bewußtseins (repräsentiert), sondern auch die Zwänge eines Charakters, der die Entfaltung der Subjektivität hemmt" (Habermas 1981b,

¹⁹Wenn die kritische Distanz zur Gesellschaft und zu dem entsprechenden Teil des eigenen Selbst (dem 'me') völlig fehlt, kommt es zu einer 'Verschmelzung' von 'I' und 'me', von Individuum und Gemeinschaft und damit zu jenem spezifischen Hochgefühl, das etwa religiösen oder patriotischen Bewegungen eigen ist und deren Zusammenhalt gewährleistet. Es liegt auf der Hand, daß hiermit Fragestellungen aufgeworfen sind, mit denen sich eine kritisch orientierte Massenpsychologie zu befassen hätte. Eine solche kritische Massenpsychologie hat Mead nicht vorgelegt, wenngleich er sieht, daß das von ihm beschriebene "Hochgefühl einer erweitereten Persönlichkeit" auch (!) zu einem irrationalen und destruktiven "Gefühl der Überlegenheit", zu Haß und Krieg führen kann (vgl. z.B. Mead 1968, 363ff.).

149). Die gedankliche und aktionale Transzendierung gesellschaftlicher und sozialer Normen ist damit untrennbar verflochten mit Entwicklungs- und Lernprozessen, die die bisherigen Gewohnheiten im Denken und Handeln eines Individuums sprengen.

Dieser Zusammenhang ist unmittelbar einsichtig, wenn man sich die diesbezüglich relevanten, begrifflich-theoretischen Konstruktionen noch einmal vergegenwärtigt. Das 'me' wurde als jene innerpsychische Instanz konzeptualisiert, welche die gesellschaftlich-soziale Wirklichkeit in der Form von internalisierten Rollen und Haltungen eines generalisierten Anderen repräsentiert. Die Kritik der gesellschaftlichen Wirklichkeit wird damit logischerweise immer auch zur Kritik der eigenen Person, insoweit diese von der Gesellschaft geprägt ist. Der Konflikt des Individuums mit Orientierungen und Normen seiner gesellschaftlich-sozialen Mitwelt kann damit - zumindest partiell - auch als ein innerpsychischer Konflikt zwischen den Instanzen 'I' und 'me' verstanden werden. Die Kritik und Modifikation gesellschaftlich-sozialer Orientierungen und Normen ist untrennbar verflochten mit einer Desintegration und Veränderung des personalen Selbst des betreffenden Menschen vice versa:

"Die von uns in der uns umgebenden Gesellschaftsordnung gesetzten Veränderungen führen notwendigerweise auch in uns selbst zu Veränderungen. Die gesellschaftlichen Konflikte zwischen den einzelnen Mitgliedern der jeweiligen menschlichen Gesellschaft, zu deren Auflösung bewußte oder intelligente Rekonstruktionen und Modifikationen dieser Gesellschaft durch eben diese Mitglieder notwendig sind, bringen ebensolche Rekonstruktionen oder Modifikationen im eigenen Selbst oder der Persönlichkeit der einzelnen Menschen mit sich. Das Verhältnis zwischen gesellschaftlicher Rekonstruktion und der Rekonstruktion des Selbst oder der Persönlichkeit beruht daher auf Gegenseitigkeit" (Mead 1968, 357; vgl. auch Mead 1913/1987 I, 247).

Cronk charakterisiert zusammenfassend diese dialektische Beziehung zwischen dem 'I' und dem 'me' in seiner Analyse des Mead'schen Konzeptes sozialer Veränderungen:

"An interesting consequence of Mead's analysis of social conflict is that the reconstruction of society will entail the reconstruction of the self. (...) As pointed out earlier, the 'I' is an emergent response to the generalized other; and the 'me' is that phase of the self that represents the social situation within which the individual must operate. Thus, the critical capacity of the

self takes form in the 'I' and has two dimensions: (1) explicit self-criticism (aimed at the 'me'); and (2) explicit social criticism is implicit self-criticism. For example, the criticism of one's own moral principles is also the criticism of the morality of one's social world, for personal morality is rooted in social morality. Conversely, the criticism of the morality of one's society raises questions concerning one's own moral role in the social situation. (...) The generalized other is a part of one's own self; and opposition to the group, therefore, is also opposition to one phase (the 'me') of the individual's own self. While the generalized other is an instrument of social control, it is also a condition of human liberty, or, at least, a foundation of the possibility of individual and group liberation from social pressures and structures. The generalized other, internalized in the 'me', is the occasion for the action of the 'I'. Since self and society are dialectical poles of a single process, change in one pole will result in change in the other pole. It would appear that social reconstructions are effected by individuals (or groups of individuals) who find themselves in conflict with a given society; and once the reconstruction is accomplished, the new social situation generates far-reaching changes in the personality structures of the individuals involved in that situation. 'In short', Mead writes, 'social reconstruction and self are the two sides of a single process - the process of human social evolution' (Mind, Self and Society 309). Personality change and social change are interacting variables" (Cronk 1987, 47f.).

Meads Analysen des moralischen Bewußtseins und Handelns implizieren die Unterscheidung verschiedener qualitativer Niveaus. Moraleische Urteile und Handlungen können nach Mead in einer näher bestimmmbaren Weise mehr oder weniger qualifiziert und differenziert ausfallen. Diese verschiedenen qualitativen Stufen des moralischen Denkens und Handelns thematisiert Mead im Rahmen einer von ihm ansatzweise formulierten Entwicklungslogik, mit der er sich sowohl auf ontogenetische, als auch auf gesellschaftliche Prozesse bezieht. Die Entwicklung des moralischen Bewußtseins und der moralischen Urteils- und Handlungsfähigkeit eines Menschen erfordert die Berücksichtigung von zunehmend mehr Perspektiven und Aspekten, die eine moralische Problemsituation jeweils mitbestimmen. Die Zielrichtung dieses Entwicklungsprozesses, den Mead theoretisch als kontinuierliche Desintegration, Umstrukturierung und Reintegration des personalen Selbst eines Menschen konzipiert, ist in Meads rationalistischem Modell einer normativen Entwicklungslogik gleichsam festgelegt und besteht in einer zunehmenden 'Universalisierung' des jeweils eigenen Standpunktes. Das in vollem Sinne moralisch urteilsfähige Subjekt berücksich-

tigt und reflektiert in seinem Urteil und Handeln idealiter alle denkbaren Perspektiven und Interessen jener Menschen, die in die gegebene moralische Problemsituation involviert sind. Das schließlich vorliegende Urteil ist damit nicht mehr in egoistischen Partialinteressen fundiert, sondern an sogenannten 'verallgemeinerbaren' Interessen, wie sie in den vernünftigen Diskursen einer kollektiven - eben auch durch gemeinsame Interessen konstituierten - Gemeinschaft bestimmt werden können.

Joas charakterisiert jene qualitativ unterscheidbaren Stufen dieses ontogenetischen Entwicklungsgeschehens, die zugleich als Stufen der gesellschaftlichen Entwicklung gesehen werden können:

"Der Orientierung an einem konkreten Anderen folge die Orientierung an organisierten Anderen, an einer Gruppe. Über diese und über Konflikte zwischen verschiedenen generalisierten Anderen hinaus gehe die Orientierung an immer umfassenderen und zugleich vollkommeneren sozialen Einheiten und schließlich an einer universalistischen Perspektive eines Ideals umfassender Entfaltung der Menschengattung. Diese Perspektive hebt uns aus jeder konkreten Gemeinschaft heraus und führt dazu, alle gültigen Standards auf ihre Legitimität hin schonungslos zu befragen" (Joas 1980, 133).²⁰

Sozialkritisch-oppositionelle Akte sind nach Meads Überzeugung moralisch legitimiert, insofern sie auf eine 'umfassendere' Form des gesellschaftlichen Lebens abzielen. Auch wenn sich der im beschriebenen Sinne moralisch und/oder politisch Handelnde auf eine Auseinandersetzung mit seinen Mitmenschen einläßt, in der es um die Durchsetzung und Behauptung des eigenen Selbst geht, ist diese Art von Selbstbehauptung letztlich nicht egoistisch motiviert (vgl. Mead 1968, 237). Zwar gehen alle Akte der Selbstbe-

²⁰ Mead hat allerdings diese Stufentheorie nicht ausgearbeitet und in eine empirisch überprüfbare Form gebracht. Es dürfte allerdings kaum zu übersehen sein, daß die Theorie von Kohlberg im Ansatz einige Ähnlichkeiten mit Meads Ausführungen aufweist (vgl. z.B. Kohlberg 1974, 1976, 1981, 1984). Auch für Kohlberg ist die Entwicklung moralischer Handlungskompetenzen von der kognitiven Entwicklung der moralischen Urteilsfähigkeit abhängig. Und auch bei Kohlberg verläuft diese Entwicklung von der egozentrischen Orientierung an den eigenen Bedürfnissen hin zur Orientierung an universalisierbaren Interessen. Wie bei Mead erscheint auch in Kohlbergs rekonstruktivem Ansatz dieser ontogenetische Prozeß als Entwicklung einer theoretisch formalisierten und bereichsspezifisch definierten 'praktischen Vernunft'.

hauptung zwangsläufig mit einem Gefühl der persönlichen Überlegenheit und mit der Überzeugung einher, im Besitz der besseren Argumente zu sein. Allerdings muß dieses Überlegenheitsgefühl

"nicht notwendigerweise unerfreulich rechthaberisch sein. Es bedeutet auch nicht, daß dieser Mensch andere Menschen schlechtzumachen sucht, um sich selbst eine höhere Position zu sichern. Natürlich neigt die Selbstverwirklichung dazu, diese Form anzunehmen, um es milde zu formulieren, und wir alle erkennen, daß sie nicht nur bedauerlich, sondern moralisch mehr oder weniger abzulehnen ist" (Mead 1968, 249).

Die moralische Legitimation für die Selbstbehauptung ist das - in bestimmten Fällen - damit verbundene Ziel einer 'besseren' Gesellschaft, die den Einzelnen zunehmend mehr Chancen für Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung eröffnet. Im Akt der Selbstbehauptung erteilt das Individuum zwar eine Absage an das allgemein Anerkannte; jedoch kann diese Absage nicht

"in einer schlichten Abkehr bestehen (...), indem der Einzelne dann seinen Weg geht, sondern nur in einer neuen allgemeinen Konzeption, die dann darauf angewiesen ist, gegen die Anderen durchgesetzt zu werden. Deswegen ist diese Selbstbehauptung ein 'Auskämpfen'. (...) Innovationen im eigentlichen Sinn, die zur Folge haben, daß eine Gesellschaft sich entwickelt und nicht erstarrt, beruhen auf solchen, gegebenenfalls kollektiven Akten der Selbstbehauptung" (Tugendhat 1979, 280).

Meads Begriff der Selbstbehauptung ist, wie Tugendhat ausführt, sein Begriff der Selbstbestimmung, mit dem er dem Subjekt die Möglichkeit zugesteht, selbst zu wählen, wer es sein will und wie es leben möchte, ohne daß für diese Wahl unweigerlich Konventionen und Traditionen maßgeblich werden müßten. Selbstbehauptung und damit Selbstbestimmung im Mead'schen Sinne ist immer auch die (potentielle) Freiheit von bestehenden Denk- und Verhaltensregeln:

"Die Forderung geht auf Freiheit von Konventionen, von gegebenen Gesetzen. Natürlich ist so etwas nur möglich, wenn das Individuum sozusagen von einer engeren an eine umfassendere Gemeinschaft appelliert, umfassender im logischen Sinn, daß in ihr Rechte gegeben sind, die nicht so beschränkt sind" (Mead 1968, 199).

Habermas hat genau diesen Sachverhalt im Auge, wenn er die

Haltung des 'I' mit "universalistischen Handlungsorientierungen" identifiziert, die definitionsgemäß "Über alle bestehenden Konventionen hinaus(greifen) und (...) einen Abstand von den sozialen Rollen (ermöglichen), die Herkunft und Charakter formen" (Habermas 1981b, 148). Während das 'me' die "Besonderheiten eines traditionsverhafteten moralischen Bewußtseins" repräsentiert, ist das 'I' unmittelbar an die kontrafaktische Vorstellung einer idealen Kommunikationsgemeinschaft oder an die Hoffnung auf eine 'bessere' Gesellschaft gebunden.

Normalerweise enthalten solche kritisch-oppositionellen Akte, mit denen ein Individuum die gesellschaftlich-soziale Wirklichkeit in Frage stellt, ein persönliches Risiko für den Handelnden. Da er mit seiner Kritik immer auch das Selbst zahlreicher Mitmenschen in Frage stellt, muß er seinerseits mit Widerspruch oder sogar mit sozialen Sanktionen und mit Mißbilligung rechnen. Die soziale Mißbilligung, die eine Person, die sich im Extremfall "against the whole world about him" wendet, kann ein Mensch nach Meads Auffassung allerdings gerade dadurch ertragen, daß er davon überzeugt ist, sich für eine gerechtere und freiere Gesellschaft einzusetzen:

"Die einzige Art, wie wir gegen die Mißbilligung der gesamten Gemeinschaft reagieren können, ist, indem wir eine höhere Art von Gemeinschaft in Ansatz bringen, die in gewisser Weise die vorhandene Überstimmt. Ein Mensch kann einen Punkt erreichen, an dem er gegen die ganze Welt um ihn angehen muß. (...) Aber um das tun zu können, muß er mit der Stimme der Vernunft zu sich reden. Er muß die Stimmen der Vergangenheit und der Zukunft umgreifen. Das ist der einzige Weg, wie das Selbst eine Stimme gewinnen kann, die mehr ist als die Stimme der Gemeinschaft, (und es ist der einzige Weg, wie es) die Einstellung der Gemeinschaft ändern kann (Mead 1968, 210f.).

Die 'umfassendere' Gesellschaft ist für Mead stets die 'demokratischere' Gesellschaft, die Gesellschaft, in der "jedes Individuum auf derselben Ebene wie jedes andere steht" (Mead 1968, 333), eine Gesellschaft, die idealiter als universale Diskursgemeinschaft beschrieben werden kann, die bei der Gestaltung und Institutualisierung der kooperativen Praxis die Perspektiven und Interessen aller Gesellschaftsmitglieder bedenkt und berücksichtigt, kurz: eine Gesellschaft, die am Ideal der Herrschaftsfreiheit, am Ideal eines allgemeinen Konsensus und damit am aufklärerischen Ideal eines vernünftigen Lebens orien-

tiert ist. Für diese Form des gesellschaftlichen Lebens streitet das Individuum, das in der Bemühung um die Überwindung gesellschaftlich-sozialer Strukturen, Normen und Lebensformen zugleich Akte der Selbstbehauptung und Selbstverwirklichung vollzieht.

Die moralisch-politischen Handlungen, wie sie im letzten Abschnitt in direktem Anschluß an Meads Theorie charakterisiert wurden, sind diesem Ideal einer vernunftbestimmten Lebensform verschrieben. Natürlich weiß niemand zum Zeitpunkt seines Handelns mit absoluter Gewißheit, ob er tatsächlich tut, was vernünftigerweise getan werden müßte. Die Irrtümer und Einseitigkeiten in unserem Handeln lassen sich niemals gänzlich vermeiden. Bisweilen wissen wir über die irrationalen und problematischen Seiten unseres Tuns erst dann Bescheid, wenn es bereits zu spät ist (wenn wir die bedenklichen Handlungen also schon ausgeführt haben und die mißlichen Konsequenzen schon vorliegen). Handeln, insbesondere das moralisch-politische Handeln, aber auch das technisch-instrumentelle Handeln, wie wir heute besser wissen als je zuvor, hat allemal seine problematischen Seiten. So gesehen ist menschliches Tun, auch wenn es mit den besten Absichten, mit bestem Wissen und Gewissen begonnen und inziiert wurde, grundsätzlich auch zum Scheitern verurteilt. Das hat mit dem Risiko zu tun, das in der Kontingenz der Geschichte auf eine nicht eliminierbare Weise begründet ist. Daß wir in vielen Fällen grundsätzlich erst ex post facto beurteilen können, was vernunftgemäßes Handeln war oder was im Zeichen der Vernunft hätte getan werden müssen, hat Mead, wie ausgeführt, mit seiner Bindung des 'kreativistischen' 'I'-Begriffes an das Konzept der Retrospektion und Retrodiktion unmißverständlich deutlich gemacht.

Das Nicht-Bedachte und das Nicht-Vorhersehbare unseres Tuns konstituiert möglicherweise die Schattenseiten, die wir nur durch erneutes Handeln oder durch wohl bedachte Unterlassungen beseitigen, zukünftig vermeiden oder wenigstens in Grenzen halten können. Doch obgleich wir wissen, daß unser Handeln in aller Zukunft partiell verfehlt sein und unseren Ansprüchen nicht gerecht werden wird, spricht dennoch nichts dagegen, diese Ansprüche als regulative Ideale und Orientierungspunkte anzuerkennen, soweit sie eben zu einem bestimmten Zeitpunkt artikulierbar sind und vernünftig erscheinen. Denn wie sonst könnte eine Gesellschaft wenigstens in Ansätzen Realität werden, in der Menschen nicht um die Freiheit fürchten müssen, ihr eigenes Leben

im kommunikativen Austausch mit anderen selbst bestimmen und verwirklichen zu können.

Natürlich klingt jeder Appell an die Vernunft und jeder theoretische Rekurs auf einen harmonischen Konsens aller vernünftigen Wesen utopisch und, sobald man ihn in einer bestimmten Weise versteht, auch etwas naiv. Wir wissen, daß es alles andere als einfach ist, sich darüber zu einigen, was das Gerechte und Gute und was die angemessenen und legitimen Mittel zur Erreichung dieses Guten seien. Dabei ist es selbstverständlich, daß diese inhaltlichen Bestimmungen keine Angelegenheit der Wissenschaft mehr sind, sondern in öffentlich-politischen Diskursen ausgehandelt werden müssen, auch wenn die Wissenschaft hier und da einen Beitrag zur Rationalisierung dieser Diskurse beitragen kann, wie Mead glaubte (vgl. z.B. Mead 1923).²¹ Und schließlich wissen wir, daß auch eine erreichte Einigung über die angesprochenen Fragen noch keine Garantie für das Gelingen der individuellen und gesellschaftlichen Praxis darstellt, die als geschichtlich-kontingente Praxis, zumindest partiell, doch immer auch dem bewußten Gestaltungswillen und der Voraussicht des Menschen entzogen bleibt. Kreativität im praktischen Vorgriff auf das 'bessere' Leben zu verwirklichen, ist eben nicht nur eine Frage des Wissens, des erreichten Konsensus und des guten Willens. Hier helfen auch 'entschiedene Anstrengungen' manchmal wenig weiter. Und außerdem, wenn Einzelnen dann bisweilen doch ein im skizzierten Sinn schöpferisches und vernunftorientiertes Leben gelingen sollte: Sowohl die Anderen zu überzeugen oder ihnen zu zeigen, was das Gute und Richtige sei, als auch mit den Anderen nach den gemeinsamen Einsichten zu leben, ist, wie Tugendhat in einem (selbst-) ironisch und doch mit einer gewissen Überzeugung vorgetragenen Abschnitt seiner Vorlesungen über Mead formuliert,

"im einzelnen eine mühsame Angelegenheit. Trösten wir uns also damit, daß es wenigstens abstrakt so schön klingt: wir haben jetzt einen Begriff eines reflektierten Selbstverhältnisses, in dem Überlegend, d.h. nach dem Wirkli-

²¹Diese Überzeugung Meads ist einer der Ansatzpunkte für Tenbrucks radikalen Verriß der Mead'schen Überlegungen, die für Tenbruck letztlich nicht mehr darstellen als theoretisch abstruse und politisch bedenkliche Naivitäten eines nobel gesinnten, nicht aber gerade besonders 'aufgeklärten' Sozialtechnologen aus dem Amerika des frühen zwanzigsten Jahrhunderts (Tenbruck 1985). Daß diese Kritik so kaum haltbar ist, geht aus meinen Darstellungen unmittelbar hervor.

chen, Möglichen und Besseren fragend Stellung genommen wird zu den vorhandenen individuellen und gesellschaftlichen Meinungen, die in den eigenen und gesellschaftlichen Handlungen und Institutionen und insbesondere in den eigenen und gesellschaftlichen Vorstellungen vom richtigen Leben und das heißt Zusammenleben impliziert sind, und dieses Mitsichreden ist zugleich tendenziell ein Reden mit allen vernünftigen Wesen" (Tugendhat 1979, 282).

Die psychologische Biographieforschung bemüht sich um die Rekonstruktion und Analyse von Lebensgeschichten. Diese sprachlich präsentierten Lebensgeschichten enthalten immer auch die Artikulation eines im beschriebenen Sinne reflektierten Selbstverhältnisses von Menschen, die ihr Dasein nicht zuletzt in einer Perspektive thematisieren, für die die Alternative zwischen Anpassung und Auskämpfen, für die also das polar-konträre und gleichwohl komplementäre Verhältnis zwischen den 'me'- und den 'I'-Komponenten des Handelns den zentralen Referenzpunkt bildet. Meads normativ gehaltvolle Begriffe und Theoreme liefern, wie deutlich geworden sein sollte, geeignete Ansatzpunkte und Mittel zur phänomengerechten und zugleich kritischen Analyse einer Handlungs- und Lebenspraxis, die im Sinne der Mead'schen Anthropologie strukturiert und qualifiziert ist.

2.4. DIE ZEITLICHE STRUKTUR DER WIRKLICHKEIT

Ich habe bislang eines der zentralen theoretischen Anliegen Meads in seinen verschiedenen Facetten herausgearbeitet: Die soziale Praxis betrachtet Mead als konstitutives Fundament subjektiver Handlungs- und Entwicklungsprozesse. Zahlreiche Grundbegriffe seiner Theorie besitzen dementsprechend eine relationale Struktur, so daß die mit diesen Begriffen möglichen (sozial-) psychologischen Analysen grundsätzlich am Verhältnis der Individuen untereinander anzusetzen haben.

Mead betont aber nicht allein den intersubjektiven Charakter aller Individuierungs- und Lebensprozesse. Die Lebensäußerungen von Menschen sind nicht nur Resultate und Bestandteile einer bedeutungskonstituierenden sozialen Praxis, sondern auch Momente einer Geschichte, deren Kenntnis zum vollen Verständnis dieser Lebensäußerungen häufig unumgänglich ist. Die Erfahrungen des Menschen haben eine zeitliche Struktur. Dabei dürfen 'Zeitlichkeit' und 'Geschichte', um es vorweg zu sagen, nicht als gleichsam objektive Entitäten oder als im objektivistischen Sinne reifizierbare Merkmale psychosozialer Wirklichkeit mißverstanden werden. 'Zeitlichkeit' und 'Geschichte' sind gedankliche Konstrukte oder Konzepte, die in Meads intersubjektivitäts- und Kommunikationstheoretisch begründetem Praxis- und Handlungsbegriff bereits angelegt sind.

Dies bedeutet: Die nun darzustellenden Überlegungen zur temporalen Struktur psychosozialer Wirklichkeit sind mit Meads intersubjektivitätstheoretischer Analyse der sozialen Praxis und mit der damit verbundenen hermeneutischen Einsicht in den weiterschließenden Charakter der Sprache unauflöslich verwoben. Die Überwindung des egologisch-individualistischen Modells der Subjektkonstitution ist nicht von der Einsicht in die temporal verfaßte, geschichtliche Konstitution des Subjekts zu trennen. Individualismus und Ahistorismus sind in Meads Perspektive zwei gleichermaßen und sozusagen in einem Zuge zu kritisierende, grundlagen-theoretische Positionen. Erst durch diese zweifache Kritik gelangt Mead zu einem Ansatzpunkt, der die theoretische Formulierung eines 'unverkürzten' Subjektbegriffes gestattet. Meads Theorie der praktisch-intersubjektiven Konstitution von Subjektivität ist nach meiner Auffassung unvollständig rekonstruiert, solange sie nicht mit seiner Theorie der temporal-genetischen Konstitu-

tion von Subjektivität in Zusammenhang gebracht wird. In beiden theoretischen Perspektiven besitzt die Sprache einen wichtigen Stellenwert: Die intersubjektiv und temporal konstituierte Praxis wird im Medium der Sprache vergegenwärtigt, reflektiert, mit theoretischen und praktischen Geltungsansprüchen konfrontiert und in zukunftsbezogenen Entwürfen gedanklich 'umgestaltet'. (Was freilich keineswegs bedeutet, daß die Zukunft, sobald sie Gegenwart geworden ist, diesen gedanklichen Entwürfen und Gestaltungen entsprechen muß.) Meads Zeittheorie ist an das Konzept einer sozialen Praxis gebunden, in der - wie zu zeigen ist - die Entstehung von Neuem einen sprachlich vermittelten geschichtlichen Prozeß konstituiert.

Meads Theoreme zur temporalen Struktur der Wirklichkeit sind für die Entwicklung von Forschungsperspektiven, von methodologischen Prinzipien und methodischen Orientierungen der psychologisch-handlungswissenschaftlichen Biographieforschung ganz unmittelbar relevant. Diese Stärke von Meads Ansatz betont - in einer allgemeineren Sichtweise - auch Helm in seiner Studie über 'Time and Reality in American Philosophy', wenn er formuliert:

"Meads theory of time and the modes of time is not very remarkable if simply taken as a theory about the ways present, past, and future interpenetrate. (...) But there is methodological novelty in Mead's view. He bases his view of past, present, and future upon the structuring found in the act as it develops from impulse and perception to manipulation and consummation. The act reflects the adjustment of the biosocial human organism to the changing environment. That is, research in sociology, social psychology, and historiography can be carried out in a manner that would test the senses in which the past is operational in our present social behavior. Such research would allow us to appraise the manner in which our present schemes of ideology require of us a new past and a new future" (Helm 1985, 199f.).²²

Mead entwickelte insbesondere in seinem späten Werk Gedanken, die

²² Die zitierte Arbeit von Helm informiert über den philosophischen Kontext (Ch. Wright, Peirce, James, Royce, Santayana, Dewey, Whitehead), in dem Mead seine zeittheoretischen Gedanken formulierte. Meads Theorie wird allerdings nur knapp in einem Epilog behandelt - ganz in Übereinstimmung mit der bis heute üblichen Vernachlässigung der zeittheoretischen Reflexionen Meads, die selbst in philosophischen Abhandlungen selten, im Kontext sozialwissenschaftlicher Diskurse so gut wie gar nicht thematisiert werden.

um das Problem der Zeitlichkeit kreisen (Mead 1929, 1938, 1963/64, 1969). Ich werde mich im folgenden auf einige Gesichtspunkte in seiner Theorie beschränken, die mir für die metatheoretische Grundlegung und die methodologisch-methodische Ausrichtung einer psychologischen Biographieforschung besonders wichtig erscheinen. Die ebenso fundamentalen wie abstrakten zeittheoretischen Überlegungen Meads, mit denen sich dieser auf die philosophische Reflexion und Interpretation der Einstein'schen Relativitätstheorie bezieht, lasse ich dabei unberücksichtigt. Außerdem werde ich auf Meads späten Begriff der 'Sozialität' ebensowenig eingehen wie auf seine Überlegungen zur Konstitution des 'physikalischen Zeitbewußtseins' (vgl. dazu z.B. Joas 1980, 164ff.; Miller 1973, insb. 188ff.; Natanson 1953, 1956, 39ff. & 74ff.).

Für die folgende Darstellung kann man bei Meads Kritik der (noch heute) vorherrschenden 'physikalischen' Auffassung der Zeit ansetzen. Wie Joas formuliert, legt es diese physikalische Interpretation der Zeit nahe,

"Zeit als ein 'Nacheinander der Jetztpunkte' (Merleau-Ponty) aufzufassen. Der jeweils geltende Jetzt-Punkt, die Gegenwart, konnte selbst nur als 'knife-edge present' (Mead) gedacht werden: als bloße sich verschiebende Grenze zwischen den ausgedehnten Bereichen der Vergangenheit und der Zukunft. Gegenwart selbst konnte keinen zeitlichen Umfang haben; der Gedanke einer Konstitution von Vergangenheit und Zukunft in einer Gegenwart war ausgeschlossen" (Joas 1980, 168).

Joas weist weiter darauf hin, daß diese auch im Alltagsbewußtsein dominierende Vorstellung, nach der die Gegenwart nichts weiter sei als ein isolierbares Moment ohne eigene zeitliche Ausdehnung, im späten 19. Jahrhundert durch die empirischen Untersuchungen zur psychologischen 'Präsenzzeit' (William Stern) einer ersten fundamentalen Kritik unterzogen wurde. Die psychologischen Studien ergaben (unter anderem), daß alle Wahrnehmungsvorgänge eine minimale zeitliche Ausdehnung besitzen. Diese Einsicht in die zeitliche Ausdehnung der psychischen Gegenwart implizierte, die physikalische Auffassung, nach der die Gegenwart lediglich als punktueller Moment begriffen wurde, bestenfalls als eine Idealisierung oder Abstraktion der psychischen Gegenwart zu betrachten. Auch für William James wurde diese zeitlich ausgedehnte, psychische Gegenwart

"zur eigentlichen Gegenwart, von der die punktuelle Gegenwart nur eine Abstraktion war, die für spezifische Zwecke von Messung und Wissenschaft ihr Recht haben möchte, nicht aber selbst den Anspruch einer Wiedergabe des Charakters der Zeit erheben konnte. Damit aber war der Weg frei für den Gedanken einer nicht punkthaften, sondern strömenden Zeit; zugleich verwies die Einsicht in den Charakter der physikalischen Zeit als einer konstituierten auf die Frage nach der Zeitlichkeit der konstituierenden Dimension selbst" (Joas 1980, 168f.).

Mead setzt mit seinen zeittheoretischen Überlegungen bei einem solchen Konzept einer strömenden Zeit an.²³ Nur am Rande möchte ich darauf hinweisen, daß für Mead nicht allein die menschliche Erfahrungswirklichkeit eine temporale Struktur besitzt, sondern die Wirklichkeit schlechthin. Meads zeittheoretische Überlegungen beziehen sich auf sehr fundamentale ontologische und epistemologische Probleme. Wie Wenzel hervorhebt, geht es Mead im Grunde um die Explikation eines allgemeinen Begriffes der 'Realität', "der Ordnung nicht apriorisch garantierte, sondern als emergent" und damit als selbstkonstitutiv faßte (Wenzel 1985, 52). Ähnlich wie die Bedeutung von Meads spätem Begriff der Sozialität nicht mehr allein auf tierische und humane Sozialformen beschränkt ist, sondern auf die gesamte Natur oder das Universum einschließlich der physischen Gegenstände ausgeweitet wird, beziehen sich auch seine anderen zeittheoretischen Begriffe nicht allein auf die soziale Welt des Menschen. Demgemäß verdeutlicht Mead seine Überlegungen häufig nicht an Beispielen aus kulturellen, sozialen oder lebensgeschichtlichen Erfahrungswelten, sondern an Beispielen aus dem Bereich der Natur- oder Universalgeschichte. Wenn ich im folgenden Meads Theorie diskutiere, tue ich dies allerdings in

²³ Der vielleicht bekannteste Vertreter eines solchen 'Zeit'-Konzeptes ist Bergson, der sich mit seinem Begriff der 'duree' auf den 'inneren Zeitsinn' bezog und damit eine deutliche Alternative zum physikalischen Begriff der Zeit entwarf. Wenn gleich sich Mead auch auf Bergson beruft, grenzt er sich in vielen Punkten kritisch von diesem ab (vgl. z.B. Mead 1969, 1938, 292ff.). Diese Abgrenzung betrifft unter anderem Bergsons kulturkritische Ambitionen, die (tendenziell) zu einer Verabsolutierung des Konzeptes der psychischen, subjektiv erlebten Zeit führen. Demgegenüber hält Mead das im Zwang zur Verräumlichung des zeitgenössischen Denkens begründete, wissenschaftlich-physikalistische Zeitkonzept durchaus für legitim und angemessen, insofern dieses abstrakte Konzept, wie Joas (1988, 21) bemerkt, lediglich auf den Bereich des technisch-instrumentellen Handelns bezogen wird.

der eingeschränkten Perspektive auf den eigenen Untersuchungsgegenstand: die spezifisch humane Wirklichkeit sozialer Erfahrungen und Handlungen. Diese Wirklichkeit ist im angesprochenen Sinne temporal verfaßt, unsere Erfahrungen sind grundsätzlich 'Zeit-Erfahrungen':

"Put in different terms (...) is the statement that our experience is always a passing experience, and that this passing experience always involves an extension into other experiences. It is what has just happened, what is going on, what is just appearing in the future, that gives to our experience its peculiar character. It is never an experience just at an instant" (Mead 1938).

Die soeben zitierten Formulierungen machen deutlich, daß Meads Begriff der 'passing experience' jedes Zeitkonzept sprengt, das Erfahrungen auf den Zeithorizont eines unmittelbaren, raumzeitlich eindeutig festlegbaren Geschehens einzuschränken und damit lediglich punktuell zu bestimmen versucht. Der Zeit-Begriff wird (auch) in Meads Theorie gleichsam dynamisiert und in die Vorstellung einer 'offenen' Zeit eingebunden, die mit dem Konzept einer definitiv abgeschlossenen Erfahrung absolut unverträglich ist.²⁴

²⁴ Meads Zeit- und Geschichtstheorie gründet damit in einem 'substantiellen Zukunftsbezug', wie ich im Anschluß an Angehrns (1985, 331ff.) instruktive Ausführungen zum Thema der 'Objektivität der historischen Zeit' formulieren möchte. (Dies ändert, wie deutlich werden wird, nichts an der Berechtigung des Titels 'Philosophy of the Present', mit dem Mead seine zeittheoretischen Überlegungen überschreibt.) Mit diesem 'substantiellen Zukunftsbezug', der für das Konzept einer offenen Zeit grundlegend ist, steht Mead, ganz allgemein gesehen, in der Tradition einer mit dem jüdisch-christlichen Denken dominant gewordenen Zeitvorstellung, die dem "Geschichtsbegriff der zyklischen Zeitvorstellung diametral entgegengesetzt (ist)" (Angehrn 1985, 331.f.). Während in der zyklischen Vorstellung von der Geschichtszeit der "Gedanke der Selbigekeit, das mit-sich-gleich-Bleiben" (Angehrn 1985, 331) und damit der Gedanke einer in der Vormachtstellung der Vergangenheit fundierten ewigen Wiederkehr des Gleichen vorherrschend ist, wird auch in Meads Zeittheorie die Dominanz des Vergangenen zugunsten einer Priorität des Künftigen und der Innovation gebrochen. – Zu Voraussetzungen, Implikationen und Problemen eines solchen Zeitkonzeptes vgl. die bereits erwähnten Überlegungen von Angehrn. Ich möchte an dieser Stelle nur darauf verweisen, daß die Zeittheorie Meads selbstverständlich an historische und kulturelle Bedingungen gebunden ist und dementsprechend nur beschränkte 'Gültigkeit' beanspruchen kann. Dies ist gerade auch im Hinblick auf die Fundierung und Konzeptualisierung einer

Mead versucht nun, im einzelnen zu begründen und zu explizieren, daß und in welchem Sinne die Erfahrungen des Menschen grundsätzlich Zeit-Erfahrungen sind. Die temporale Struktur der menschlichen Erfahrungswirklichkeit verdeutlicht Mead insbesondere mit dem Begriff der 'emergent events': Es sind neuartige und einmalige Ereignisse, die dem kontinuierlichen Strom der Erfahrungen eine zeitliche Struktur verleihen:

"Nach Bergson entsteht Zeit aus 'realer Dauer' dadurch, daß einmalige Ereignisse auftreten, die sich qualitativ von allen anderen unterscheiden. Wenn 'reale Dauer' zu etwas wird, was in jedem Ereignis erscheint, dann ist der reine Übergang eine Form, diese Ereignisse zu ordnen. Aber für diese Ordnung ist es wichtig, daß es in jedem isolierten Intervall möglich sein muß, daß etwas Einmaliges geschieht. Wir unterliegen einer psychologischen Illusion, wenn wir annehmen, daß der Rhythmus des Zählens und die Ordnung, die durch das Zählen entsteht, unabhängig von den Prozessen, die sich durch das Auftreten von Ereignissen in die Ordnung fügen, einer Struktur des Übergangs selbst entspricht. (...) auf dieser Basis Zeit als etwas Quantitatives anzunehmen, das sich seinem Wesen nach in gleiche Teile teilen läßt, ist eine ungerechtfertigte Abstraktion" (Mead 1969, 251; Übersetzung nach Prokop, in: G.H. Mead: Sozialpsychologie, hrsg. v. A. Strauss, Neuwied 1969, 407f.).

Die Möglichkeit der zeitlichen Strukturierung unserer Erfahrungen liegt nach Mead nicht darin begründet, daß wir über eine physikalische Vorstellung der Zeit und über entsprechende Zähl- und Meßoperationen verfügen. Allein durch das Auftreten einmaliger und neuer Ereignisse wird die Erfahrung von Zeit und damit die zeitliche Strukturierung und Ordnung menschlicher Erfahrungen möglich. Nach Meads Auffassung wird der Mensch immer wieder mit solchen Ereignissen konfrontiert, die ein Moment des Neuen beinhalten und deshalb nicht durch bereits ausgebildete Routinehandlungen verarbeitet und ohne weiteres in die alltägliche

empirisch-psychologischen Biographieforschung zu beachten. Insofern autobiographische Selbstthematisierungen – beispielsweise – mit guten Gründen auf das Modell einer zyklischen Zeit- und Geschichtsvorstellung bezogen werden können, wären die hier vorgetragenen Überlegungen ergänzungsbedürftig.

Lebenspraxis integriert werden können.²⁵ Neue Ereignisse stellen Unterbrechungen eines normalerweise als kontinuierlich erlebten Erfahrungsstromes dar. Diese Ereignisse, die die alltagspraktische Idealisierung einer unverbrüchlichen Kontinuität der Lebensführung schlagartig in Frage stellen können, haben den Charakter des Unerwarteten, Unvorhersehbaren oder Problematischen.²⁶ 'Emergent events' stellen eine Zäsur oder eine 'Hemmung' in der alltäglichen Praxis dar und bringen dadurch - in einem grundlegenden Sinn - die Differenz von Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft zu Bewußtsein. Neuartige Ereignisse, mit denen Menschen auch ohne eigenes Dazutun konfrontiert werden können, besitzen eine konstitutive Funktion für die Erfahrung von Zeit,

²⁵ Es ist zu erkennen, daß in Meads zeittheoretischen Überlegungen einige Gedanken wieder auftauchen, die bereits für die Charakterisierung bestimmter Aspekte des 'I' entwickelt wurden. Auch die auf das 'I' zurückführbaren Verhaltensweisen bringen Unvorhersehbares hervor. Man kann in individuellen 'I'-Impulsen in der Tat eine Quelle von Neuheit sehen, auch wenn Mead die Kontingenz der Geschichte nicht allein auf solche individuellen Aspekte reduziert. - Allerdings muß in diesem Zusammenhang berücksichtigt werden, daß Mead in seinen zeittheoretischen Ausführungen die Emergenz von Neuem vorwiegend mit neuen Problemsituationen in Zusammenhang bringt, während er in seiner Erörterung des 'I'-Begriffes das Auftauchen von Neuheit eher mit der kreativen Lösung von Handlungsproblemen verbindet.

²⁶ Die aktuellen Diskussionen über 'kritische Lebensereignisse' erinnern in mancher Hinsicht an Meads Begriff des Ereignisses. Da ich an anderer Stelle ausführlich auf begriffliche und theoretische Aspekte dieses Forschungskonzeptes eingegangen bin (Straub 1987; auch Meier & Straub 1987), begnügen ich mich hier mit einem kurzen Hinweis. Auch kritische Lebensereignisse sind dadurch definiert, daß sie Unterbrechungen und Wendepunkte in der Lebenspraxis eines Menschen markieren. Wie bei Mead findet sich auch in der Lebensereignisforschung eine Überbetonung der Handlungsschwierigkeiten, sobald es um die theoretische Begründung von Veränderungen und Entwicklungsprozessen geht. - In der klinischen Psychologie und insbesondere in der Entwicklungspsychologie spricht man kritischen Lebensereignissen eine entwicklungs- oder biographiesteuende Funktion zu. Wenn berücksichtigt wird, daß die Biographie als eine zeitbezogene Ordnung subjektiv bedeutsamer Lebenserfahrungen angesehen werden kann, liegt es auf der Hand, nicht nur die biographiesteuende Funktion von kritischen Lebensereignissen zu bedenken, sondern auch deren Relevanz für die zeitliche Strukturierung der Erfahrungen. Gerade darum aber geht es auch Mead mit seinen Überlegungen zu den 'emergent events'.

indem sie zunächst eine (problematische) Gegenwart 'erzeugen'. Meads Begriff der 'Gegenwart' ist damit untrennbar an das Auftreten von neuartigen Ereignissen gebunden:

"Eine Gegenwart ist (...) ein Stück, das irgendwo aus der zeitlichen Dimension gleichförmig vorbeiziehender Wirklichkeiten ausgeschnitten wurde. Gegenwart bezieht sich hauptsächlich auf das Sichtbarwerden eines Ereignisses, darauf, daß etwas eintritt, das mehr ist als die Prozesse, die dazu geführt haben, und das durch seine Veränderung, sein Fortbestehen oder sein Verschwinden späteren Übergangszeiten einen Inhalt vermittelt, den sie sonst nicht besäßen. (...) Ihr eigener zeitlicher Durchmesser variiert mit dem Umfang des Ereignisses" (Mead 1969, 152; Übersetzung nach Prokop, a.a.O. 408f.).

Die Gegenwart kann also, je nach dem Ereignis, auf das sie bezogen ist, eine sehr unterschiedliche Zeitspanne umfassen. Dies impliziert, daß auch Ereignisse nicht (unbedingt) als abrupt auftretende, kurzweilige Momente verstanden werden müssen, sondern ihrerseits eine prozessual-dynamische Struktur besitzen können. Eine Gegenwart ist - beispielsweise - sowohl die kurze Zeit, in der ein Autofahrer einem unversehens in die Fahrbahn laufenden Hund auszuweichen versucht; es ist ebenso die bereits etwas länger dauernde Zeitspanne, in der jemand seine praktische Führerscheinprüfung absolviert; eine Gegenwart ist aber auch die Zeit einer Ehekrise, die allmählich in mannigfachen Symptomen zum Ausdruck kommt und schließlich in einem endgültigen Zerwürfnis der Partner kulminiert; und von einer Gegenwart spricht Mead schließlich auch dann, wenn er an kollektive, mit gesellschaftlichen Ereignissen verbundene Erfahrungen denkt, die die gemeinsame Geschichte großer Menschengruppen oder gar die Geschichte der Menschheit bestimmen. In jedem Fall aber ist die Gegenwart nach Meads Auffassung in einer jeweils näher bestimmbarer Hinsicht problematisch und dadurch zugleich in ein Verhältnis zu einer antizipierten Zukunft gebracht, in der die mit den 'emergent events' aufgetretenen praktischen Schwierigkeiten überwunden sind. In Meads Theorie der Zeit werden dessen pragmatische Orientierungen wiederum deutlich erkennbar: Auch unser Zeitbewußtsein und damit die begrifflichen Unterscheidungen zwischen einer Vergangenheit, einer Gegenwart und einer Zukunft sind an (kritische) Erfahrungen in der sozialen Praxis gebunden. Die konstitutive Bedingung für Zeiterfahrung sind Ereignisse, die mit dem Auftreten von Handlungsproblemen einhergehen. Cronk betont diesen Aspekt, wenn er formuliert:

"The initial temporal structure of human time-consciousness lies in the separation of present and future by the emergent event. The actor, blocked in his activity, confronts the emergent problem in his present and looks to the future as the field of potential resolution of conflict. The future is a temporally, and frequently spatially, distant realm to be reached through intelligent action. Thus, human action is action in time. Mead points out (...), that, without inhibition of activity and without the distance created by the inhibition, there can be no experience of time. We might go even further and say that, without the rupture of continuity, there can be no experience at all" (Cronk 1987, 56).

Mead begreift Ereignisse als Neuheiten, mit denen der Mensch in einer Weise konfrontiert wird, die ihn zu einer (bewußten und intelligenten) Umgestaltung der Lebenspraxis herausfordert oder sogar nötigt. Da mit den 'emergent events' bestimmte Selbstverständlichkeiten und Gewohnheiten der bisherigen Lebensführung problematisch werden, müssen für die Zukunft kreative Umgestaltungen der bisherigen Praxis vorgenommen werden. Mit dieser Aufgabe, die entstandenen Anforderungen und Handlungsprobleme zu lösen, beginnt gleichsam ein neuer zeitlicher Abschnitt, es beginnt eine neue Gegenwart. Und erst dadurch, wird auch eine ebenfalls neue Vergangenheit und Zukunft konstituiert. Die Gegenwart, die Mead immer als Gegenwart eines neuen Ereignisses denkt, schafft sich

"mit ihrer Einzigartigkeit (...) eine Vergangenheit und eine Zukunft. Sobald wir sie ins Auge fassen, wird daraus Geschichtsschreibung und Vorausschau. (...) Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gehören zu einem Kontinuum, das durch das Ereignis seine Struktur erhält" (Mead 1969, 253; Übersetzung nach Prokop, a.a.O., 409).

'Emergent events' verleihen dem menschlichen Leben eine zeitliche Struktur, sie markieren Diskontinuitäten im kontinuierlichen Strom der Erfahrungen, sie sind die Bedingung der Möglichkeit von Erfahrung, denn:

"(...) schiere Kontinuität wäre nicht erfahrbar. In jedem Moment der Erfahrung steckt ein Hauch von Neuem. (...) Ohne diesen Bruch in der Kontinuität wäre die Kontinuität unerfahrbar. (...) Die Kontinuität hat immer eine gewisse Qualität, wenn aber Gegenwart in Gegenwart übergeht, dann kommt es immer zu einem Bruch in der Kontinuität - wohlgemerkt, innerhalb der Kontinuität, nicht sie insgesamt betreffend. Der Bruch macht die Kontinuität sichtbar, während

die Kontinuität den Hintergrund für das Neue bildet" (Mead 1929/1987 II, 342). "Im Übergang der Erfahrung ist Kontinuität als eine Voraussetzung angelegt. Obwohl allem Anschein nach plötzliche Verschiebungen eintreten, setzen wir in ihrem Hintergrund Kontinuitäten voraus, innerhalb derer diese Verschiebungen in Kontinuitäten auflösbar wären" (Mead 1929/1987 II, 338).

Ereignisse setzen also die Kontinuität der Erfahrungen nicht vollständig außer Kraft, sondern markieren näher spezifizierbare Unterbrechungen und Zäsuren in der Erfahrungswirklichkeit, deren temporale Struktur erst hierdurch konstituiert und artikulierbar wird.

Die obenstehenden Ausführungen machen bereits deutlich, daß Meads Theorie der Zeit in zentralen Aspekten auf Argumenten beruht, die auf den Nachweis einer "objektiven Existenz von Neuheit" (Joas 1980, 173) abzielen. "The new", so formuliert Mead (1936, 292), "is always appearing." Die emphatische Betonung von innovativen 'emergent events' zeigt deutlich, daß Meads Zeit- und Geschichtskonzept in dem bereits angesprochenen 'substantiellen Zukunftsbezug' (Angehrn) verwurzelt ist. Neuheit ist das Phänomen, das Meads Geschichtsbegriff und damit auch seine Vorstellung eines im eigentlichen Sinne historischen Bewußtseins konstituiert. Dabei bezieht sich der Begriff des Neuen auf Veränderungen "gegenüber dem Vorherrschenden und sodann gegenüber dem geschichtlich Realen Überhaupt, gegenüber dem bisher in der Geschichte Verwirklichten, wenn man so will: gegenüber der geschichtlichen Immanenz" (Angehrn 1985, 335). Ich brauche kaum zu betonen, daß Meads Geschichtsbegriff auf - wechselseitig ineinander verschränkte - kollektive und individuelle Entwicklungsprozesse bezogen werden kann. Auch im Hinblick auf die biographische Entwicklung gilt, daß das subjektive Bewußtsein der Zeittlichkeit des eigenen Daseins an die Emergenz von Neuem und die damit verbundene Konstitution einer 'neuen' Gegenwart gebundenen ist, die im skizzierten Sinne eine neue Vergangenheit und Zukunft schafft. Die biographische Veränderung des Selbst und die Möglichkeit der zeitbezogenen Selbstthematisierung von Menschen ist an die Entstehung von Neuem und an die damit verbundene, sprachlich vermittelte Transformation von Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft gekoppelt.

Ich denke, daß Meads zeittheoretische Überlegungen gerade durch seine subjektbezogenen, handlungstheoretischen Konzepte eine

besonders originelle Begründung erfahren. (Und umgekehrt wird nun deutlich, in welcher Weise die handlungstheoretischen Termini nicht nur in intersubjektivitätstheoretischen, sondern auch in zeittheoretischen Reflexionen verwurzelt sind und von daher erst ihren vollen Bedeutungsgehalt beziehen.) Wie Meads subjekt- und handlungstheoretische Bestimmungen des 'I'-Begriffes gezeigt haben, ist gerade auch das innovatorische Handeln individueller Subjekte

"als ein Ausgreifen auf Zukunft (zu verstehen), das nicht primär im Vorgreifen auf angestrebte, 'machbare' Handlungsziele besteht. Auch es hat sich als ein Handeln gezeigt, das von der Last der Vergangenheit 'befreit'. Es stellt einen Bruch mit der Vergangenheit dar, indem es die Normensysteme, welche den Spielraum 'normaler' Veränderungen definieren, selber einer Revision unterzieht. Obwohl es selber in Erfahrung und Geschichte wurzelt, soll es doch im echten Sinne Neues schaffen" (Angehrn 1985, 335).²⁷

Der theoretische Rekurs auf den Terminus des Neuen, der als Grundbestimmung einer temporal oder geschichtlich verfaßten Wirklichkeit angesehen werden kann, stellt den Menschen in radikaler Weise in die Offenheit der auf ihn zukommenden Zukunft. Wenngleich die Menschen ihre Zukunft zu antizipieren und nach Maßgabe ihrer Bedürfnisse und Intentionen zu gestalten bemüht sind, verweigert Mead mit seinen zeit- und geschichtstheoretischen Bestimmungen dem Menschen jede Möglichkeit eines totalen Zugriffs auf die Zukunft. Wie auch immer den Menschen die intentionale und, wie Mead es im Grunde sieht, die vernunftorientierte Gestaltung ihres Lebens gelingen mag: Es bleibt, im Leben des Einzelnen ebenso wie im Leben eines Kollektivs, ein 'Rest' an Unverfügbarem, den Mead mit seinem Begriff des Neuen artikuliert.²⁸

²⁷Um Mißverständnissen vorzubeugen, erwähne ich, daß Angehrn seine Formulierungen nicht auf den Ansatz von G.H. Mead bezieht. Die Ausführungen Angehrns, auf die ich mich stütze, scheinen mir allerdings vorzüglich für eine explikative Rekonstruktion einiger Theoreme Meads geeignet.

²⁸In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage, ob/inwiefern (auch) Mead den Begriff des Neuen an die Vorstellung einer im historischen und autobiografischen Entwicklungsprozeß zunehmend sich verwirklichenden Vernunft koppelt. Ich denke, dies ist der Fall, so daß Meads Zeit- und Geschichtstheorie Spuren einer -freilich aufklärerisch transformierten und empirisch anspruchsvollen - heilsgeschichtlichen Eschatologie aufweist. Meads 'Hoffnung' (Diagnose?) einer 'vernunftgemäßen Geschichte' impliziert jedoch nicht, daß er die Verwirkli-

Mit seiner von der Darwin'schen Evolutionstheorie inspirierten Argumentation, in der die Emergenz von Neuem einen so zentralen Status besitzt, wendet sich Mead sowohl gegen die Vorstellung eines mechanistischen Determinismus als auch gegen das idealistisch-spekulative Konzept eines teleologischen Determinismus, wie er die klassischen Geschichtsphilosophien prägt. Die Veränderungen und Entwicklungen in der Natur und in der sozialen Welt sind nach Meads Auffassung niemals vollständig prognostizierbar. Im Anschluß an die Darwin'sche Evolutionslehre weist Mead den teleologischen Gedanken zurück, daß die Geschichte der Natur und damit auch die Geschichte des Menschen von einem göttlichen Schöpfer geplant sei und nach dessen Plan auch zu einem bereits vorherbestimmten Ende gelange. Auch die säkularisierten Varianten solcher Eschatologien – man denke beispielsweise an die marxistische Geschichtsphilosophie und den marxistisch-revolutionären 'Praxis'-Begriff – weist Mead als unhaltbar zurück. Evolutionäre Entwicklungsprozesse und die Geschichte des Menschen im besonderen sind nicht restlos durch ein vorgegebenes Ziel und entsprechende teleologische Funktionsprinzipien festgelegt:

chung von Vernunft von der Ebene menschlichen Handelns abkoppelt und damit den geschichtlichen Prozeß einer transzendenten Instanz überantwortet. (Vgl. dazu meine Ausführungen in Kap. 2.2. und 2.3.) Bei Mead bleibt der Mensch in der Verantwortung, auch wenn er als vollständig autarkes Subjekt, das 'seine Geschichte macht', keinen Platz mehr hat. Allerdings: "Auch eine praktische Vernunft, die sich von aller heilsgeschichtlichen Absicherung (und den problematischen Konnotationen eines individualistischen Subjektmodells, J.S.) freihält, scheint einen Zukunftsbezug zu implizieren, der über das jeweils antizipierte und selbsttätig Realisierte hinausgreift" (Angehrn 1985, 336). – Meads Ansatz gehört damit in eine Traditionslinie, die Joas (1988, 22) unter Bezugnahme auf Habermas folgendermaßen charakterisiert: "Von Moses Heß bis Maurice Merleau-Ponty reichen ja die Versuche, von der Geschichtsphilosophie zu lernen, ohne dogmatisch zu werden. Jürgen Habermas hat diesen Ansatz glänzend ausgedrückt, wenn er über ihn schreibt: 'Die Vernunft gilt weder als etwas Fertiges, als eine objektive Teleologie, die sich in Natur oder Geschichte manifestiert, noch als ein bloß subjektives Vermögen. Vielmehr geben die in historischen Entwicklungen aufgesuchten Strukturmuster verschlüssezte Hinweise auf die Pfade unabgeschlossener, abgebrochener, fehlgeleiteter Bildungsprozesse, die über das subjektive Bewußtsein des Einzelnen hinausgreifen' (Habermas 1985, 69)."

"Geschichtliche Zukunft, die nicht unter der Botmäßigkeit des Gewesenen steht – auch wenn unser Bezug zu ihr in der Erinnerung wurzelt –, ist nicht Telos einer Entwicklung. Ebensowenig ist sie Handlungsziel; nicht nur die naturtheologische, auch die handlungsteleologisch-zweckhafte Ausrichtung verfehlt die Zeitlichkeit des Geschichtlichen; sie vermag das spezifisch historische Phänomen des Neuen nicht zu fassen" (Angehrn 1985, 338).

Geschichtliche Entwicklungen sind aber auch nicht durch den mechanistischen Rekurs auf die Vergangenheit vollständig bestimmbar: Gegenwart und Zukunft lassen sich nicht vollkommen als Wirkungen begreifen, die in ihrer spezifischen Eigenheit und Qualität bereits in zeitlich vorausliegenden Ursachen angelegt waren und demgemäß vollständig auf diese zurückgeführt (reduziert) werden können. Mead bestreitet insbesondere die Möglichkeit, die gegenwärtigen Bedingungen uneingeschränkt zu kennen und auf der Basis dieser Kenntnis eine perfekte Prognose der Zukunft liefern zu können. Die Zukunft wäre damit ihres Neuheitscharakters beraubt, sie wäre vollständig aus zeitlich früheren 'Wirklichkeiten' deduzierbar.²⁹

Der teleologische und ebenso der kausalistische Determinismus eliminieren also nach Meads Auffassung letztlich die Dimension der Zeit, indem sie die Kontingenz der Geschichte vernachlässigen. In einem Denken, das Veränderung und Neuheit (novelty) prinzipiell auf bereits Vorhandenes und potentiell Bekanntes zurückführt, kann die Zeitlichkeit des menschlichen Daseins nicht hinreichend bedacht und begriffen werden. Miller skizziert Meads Auffassung konzise, wenn er – mit einem Blick auf Meads Kritik an der (Minkowski'schen) Interpretation der Realitätstheorie Einsteins – schreibt:

"Mead assumes (...), that time and history would be unreal unless there were emergence, and that change and passage are characters of the world of events and not subjective interpretations of a fixed order of things, laid out in a four-dimensional space-time continuum in which time is simply another dimension, assimilable to a spatial dimension resulting in an eternal now in which all things that 'were' and 'will be' are somehow present. He rejects the mechanistic interpretation of events as well as the idealistic. Both interpre-

²⁹ Bereits mit diesem Argument demonstriert und relativiert Mead auf überzeugende Weise die einseitige, in szientistischen Wissenschaftskonzeptionen übliche Idealisierung 'prognostischen Wissens'. Vgl. hierzu Toulmin (1981).

tations deny, finally, the reality of time and claim to find effects, the apparently novel, in their causes. Exponents of such views defend their claim by arguing that the unpredictable in principle would entail discontinuities in nature. But they start their argument with the erroneous assumption, implicit or explicit, that effects must be in and like their causes; and they conclude that since nothing come nothing, time is simply an unfolding of what is enfolded, making explicit what was implicit from the beginning. Discontinuity to the traditional determinist means something having no past, the fortuitous" (Miller 1973, 174).

Die skizzierte Ablehnung radikal-deterministischer Positionen impliziert nun aber nicht, daß innovatorische Ereignisse nicht doch auf die Vergangenheit und die Zukunft beziehbar wären – nur sind diese Beziehungen eben nicht in der Weise konzeptualisierbar, wie dies die Anhänger eines mechanistischen oder teleologischen Determinismus tun. Mead bestreitet selbstverständlich in keiner Weise, daß insbesondere die modernen Wissenschaften es ermöglicht haben, daß Menschen die Vorgänge in der natürlichen und in der sozialen Wirklichkeit zunehmend besser erklären und vorhersagen können und sich die kausalistischen und teleologischen Perspektiven und Modelle in diesem Zusammenhang auch bewährt haben. Im Gegensatz zu deterministischen Ansätzen hält er jedoch an einem Begriff des Ereignisses und an einem Begriff der Geschichte fest, der für die unvorhersagbaren Kontingenzen offen bleibt. Damit aber wird eine nicht-deterministische Konzeptualisierung der Beziehungen zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft unumgänglich.³⁰

Mead bestreitet nun keineswegs, daß jedem neuen Ereignis und damit jeder Gegenwart bestimmte Bedingungen zugrundeliegen, die dieses Ereignis beziehungsweise diese Gegenwart erst möglich gemacht haben. "Neuheit besagt", wie Angehrn (1985, 335) formu-

³⁰Richten wir unser Augenmerk auf zeitgenössische philosophische Positionen, so kann eine partielle Verwandtschaft der zeittheoretisch fundierten Anthropologie Meads z.B. mit Marquards 'Apologie des Zufälligen' (Marquard 1987) und mit dem Ansatz von Rorty (1989) festgestellt werden, der sich nicht nur "Hans Georg Gadamers Auffassung unserer Beziehung zur Vergangenheit" (1988, 7) und "den Anschauungen von Odo Marquard" (1988, 8) verbunden fühlt, sondern vor allem die Tradition des amerikanischen Pragmatismus (insbesondere: Dewey, James) fortzuführen bemüht ist. – Zum Thema der 'Kontingenz in den Wissenschaften vgl. auch: Neue Hefte für Philosophie, 24/25, 1985.

tiert, "nicht völlige Unvermitteltheit; als solche wäre sie das schlicht Irrationale." Auch die innovatorische Transformation der Gegenwart in eine andere ist bedingt::

"Diese Bedingung (eines neuen Ereignisses, J.S.) ist keine vollständige Determination, aber die in der Kontinuität des Übergangs enthaltenen Bedingungen sind notwendig. Was neu ist, kann auftauchen, aber dieses Auftauchen erfolgt unter Bedingungen" (Mead 1929/1987 II, 338).

Die Bedingungen eines emergenten Ereignisses aufzuklären bedeutet, eine Erklärung für das Auftreten dieses Ereignisses zu liefern. Solche Erklärungen können aufgrund des im beschriebenen Sinne zeitlichen Charakters der menschlichen Erfahrungswirklichkeit nur in der Form retrospektiver Rekonstruktionen vorgenommen werden:

"Das neue Ereignis steht zwar in einer lückenlosen Kausalkette der Vergangenheit; es war aber eben wegen seiner Neuheit per definitionem nicht aus dieser ableitbar, sondern zwingt vielmehr zur rekonstruktiven Erschließung einer solchen Kausalkette" (Joas 1980, 173).

Wenn wir die Vergangenheit rekonstruieren, klären wir die Bedingungen, die zu unserer Gegenwart geführt haben, denn "genau dieses Bedingen ist die qualitative Eigenschaft der Vergangenheit" (Mead 1929/1987 II, 338). Die Rekonstruktion der Vergangenheit ist eine kognitive Operation, mit der wir einen (hypothetischen) Zusammenhang herstellen zwischen einer gegenwärtigen Situation und einer Vergangenheit, die wir in irgendeiner Form als indirekte oder unmittelbare Voraussetzung und Bedingung der Gegenwart interpretieren. Wenn wir die Vergangenheit vom Standpunkt der Gegenwart rekonstruieren, setzen wir Früheres zu Späterem in Beziehung; wir stiften eine Verbindung zwischen damals und heute, um uns die Genese und die Beschaffenheit unserer Gegenwart verständlich zu machen. Bezogen auf (auto-) biographische Reflexionen bedeutet dies: Wer wir sind, können wir in einem anspruchsvollen Sinne nur artikulieren, verstehen und erklären, indem wir uns erinnern, wer wir waren. Die Thematierung des fragwürdig gewordenen, qualitativ bestimmbarer Selbst eines Menschen ist an (auto-) biographisch-retrospektive Rekonstruktionen gebunden. Der Mensch, der ich bin, ist, trotz der möglichen und nützlichen analytischen Unterscheidung zwischen biographischer Vergangenheit und Gegenwart, eben niemals vollkom-

men von dem Menschen zu trennen, der ich war.

Durch die Rekonstruktion der Vergangenheit verbinden wir bislang Unverbundenes, wir stellen den Zusammenhang unserer Erfahrungen, der durch das neue Ereignis unterbrochen wurde, wieder her:

"Der Charakter der Vergangenheit besteht darin, daß sie das Unverbundene verbindet, indem sie eine Gegenwart in einer anderen aufgehen läßt" (Mead 1929/1987 II, 343).

Indem wir die durch das neue Ereignis definierte Gegenwart mit der Vergangenheit in Beziehung setzen, transzendieren wir die durch das Ereignis hervorgerufene Erfahrung der Diskontinuität. Die Vergangenheit zu rekonstruieren impliziert, das Neue in die Kontinuität der bisherigen Erfahrungen einzugliedern, es zum Bekannten und Vertrauten, zum Kalkulierbaren und Prognostizierbaren zu machen. Rekonstruktion der Vergangenheit, so könnte man in Anlehnung an einen in der Ethnologie gebräuchlichen Terminus formulieren, ist nichts anderes als ein Vorgang der Nostrifizierung des historisch Neuen und Fremden. Durch die Rekonstruktion der Vergangenheit wird das bisher noch Neue und Überraschende zu einem bekannten Bestandteil unseres Lebens.³¹

Für Mead ist die Rekonstruktion der Vergangenheit ein Geschäft der Vernunft, auch wenn er deutlich sieht, daß die Vernunft hier immer wieder an ihre Grenzen stößt. Es ist den Menschen nicht nur versagt, ihre Zukunft (vollständig und gewiß) prognostizieren zu können. Auch wenn es darum geht, einsichtig zu machen, wie es zu unserer Gegenwart gekommen ist, gelangt die Anstrengung der Vernunft häufig nicht weiter "als bis zu dem beklemmenden Gefühl

³¹Ich werde im nächsten Kapitel darauf zu sprechen kommen, wie wir uns unter formal-logischen und unter methodologischen Gesichtspunkten die Beziehungen zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vorstellen können. An dieser Stelle möchte ich nur kurz darauf hinweisen, daß Mead diese Beziehungen grundsätzlich als Kausalbeziehungen auffasste (Mead 1969, 263ff.), auch wenn er sieht, daß wissenschaftliche Erklärungen und Prognosen häufig nur "auf statistischen Ergebnissen (beruhen), welche die letzte Kausalität ('Determination'), die wir suchen, nicht erkennen lassen ('negieren')" (Mead 1969, 263). Mir erscheint es allerdings fragwürdig, ob das 'kausalistische' Modell überhaupt adäquat ist, wenn es um die Erklärung von Handlungen und lebensgeschichtlichen Prozessen reflexiver Subjekte geht.

des Zufälligen oder des Schicksals" (Mead 1929/1987 II, 343). Die Rekonstruktion der Vergangenheit erreicht ihr Ziel, dem neuen Ereignis den Charakter der Zufälligkeit zu nehmen, bisweilen nur partiell. Der Zufall bleibt ein nicht eliminierbarer 'Motivationsrest der Geschichte' (Koselleck 1968), den der Wissenschaftler innerhalb seiner rationalen Rekonstruktionen zu berücksichtigen hat. Vernunft in der historischen, also auch in der (auto-) biographischen Rekonstruktion dokumentiert sich, wie ich meine, nicht zuletzt dadurch, daß auch noch der Wissenschaftler der unvermeidlichen Kontingenz der Geschichte Rechnung trägt.

Festzuhalten ist, daß auch eine Rekonstruktion der Vergangenheit, die auf das 'irrationale' Prinzip des Zufalls zurückgreift, letztlich dem Zweck dient, sich mit der Gegenwart vertraut zu machen, indem man die durch das Ereignis hervorgerufene Diskontinuität transzendent. Auch wenn die Rekonstruktion der Vergangenheit schließlich nur dazu führt, die Gegenwart - beziehungsweise bestimmte Aspekte des Selbst eines Menschen - als Produkt eines rational nicht nachvollziehbaren Zufalls begreifen zu müssen, entsteht hierdurch ein Wissen, das dem Menschen zur historisch-biographischen Selbstvergewisserung und zur praktischen Orientierung dienlich sein kann: Mit zufälligen Ereignissen konfrontiert zu werden, legt es nahe, auch für die Zukunft Zufälle und Imponderabilien für möglich zu halten und sich im Denken und Handeln - soweit dies eben gelingen kann - auf solche Unwägbarkeiten einzurichten. In der geistesgeschichtlichen Tradition unseres Kulturreises sprechen wir von 'Gelassenheit', wenn Menschen aus der Erfahrung der Kontingenz und Unverfügbarkeit der Geschichte in der skizzierten Weise zu handeln gelernt haben (vgl. Kambartel 1989). Mit Gadamer kann man die Haltung der Gelassenheit geradezu als Signum des Erfahrenen verstehen. Gadamer spricht von Erfahrung im 'eigentlichen' Sinne als

"Erfahrung der menschlichen Endlichkeit. Erfahren im eigentlichen Sinne ist, wer ihrer inne ist, wer weiß, daß er der Zeit und der Zukunft nicht Herr ist. Der Erfahrene nämlich kennt die Grenze alles Voraussehens und die Unsicherheit aller Pläne. (...) Die Erfahrung lehrt, Wirkliches anzuerkennen. Erkennen, was ist, ist so das eigentliche Ergebnis aller Erfahrung, wie alles Wissenwollens überhaupt. (...) Die eigentliche Erfahrung ist diejenige, in der sich der Mensch seiner Endlichkeit bewußt wird. An ihr findet das Machenkönnen und das *Selbstbewußtsein seiner planenden Vernunft seine Grenze*" (Gadamer 1986, 363).

Wie versteht und konzeptualisiert Mead das Verhältnis von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft im einzelnen? Seine grundlegende und zentrale These in diesem Zusammenhang lautet, wie bereits angedeutet, daß die Vergangenheit und die Zukunft in der Gegenwart konstituiert sind. In seinen einschlägigen Arbeiten, insbesondere in der 'Philosophy of the Present', versucht Mead zu zeigen, daß Wirklichkeit ausschließlich in einer Gegenwart existiert, womit er meint, daß auch der 'Realitätsgehalt' der Vergangenheit und der Zukunft von der Gegenwart unmittelbar abhängig ist:

"Dauer ist ein kontinuierliches Übergleiten einer Gegenwart in die andere. Die Gegenwart ist ein Übergang, der aus Prozessen besteht, dessen frühere Phasen in bestimmter Hinsicht ihre späteren Phasen bestimmen. Wirklichkeit liegt also immer in einer Gegenwart. Wenn die Gegenwart vorbei ist, ist sie keine Wirklichkeit mehr. Es erhebt sich die Frage, ob die Vergangenheit, die in unserer Erinnerung und in unseren noch weiter rückwärts gerichteten Projektionen auftritt, sich auf Ereignisse bezieht, die in solchen beständig ineinander übergehenden Gegenwartern existierten, oder auf jene Phase, welche Bedingung für die gerade vorbeiziehende Gegenwart war, die uns erlaubt, unser Verhalten in Richtung auf die Zukunft, die auch in der Gegenwart entsteht, zu bestimmen. Ich würde das letztere behaupten. Meine Position besagt, daß die Vergangenheit so konstruiert ist, daß sie sich nicht auf Ereignisse bezieht, die unabhängig von der Gegenwart Realität haben, die der Sitz von Wirklichkeit ist. Die Vergangenheit bezieht sich vielmehr auf die vorübergehenden Bedingungen der Gegenwart, die Voraussetzung für intelligentes Verhalten sind. Es ist dabei klar, daß das Material, aus dem diese Vergangenheit konstruiert wird, in der Gegenwart liegt" (Mead 1969, 258f.; Übersetzung nach Prokop, in: G.H. Mead: Sozialpsychologie, hrsg.v. A. Strauss. Neuwied 1969, 411).

Mead begreift die Vergangenheit als ein gedankliches oder sprachliches Konstrukt, das in seinem Gehalt unmittelbar von Standpunkten, Perspektiven, Relevanzsetzungen und Interessen abhängig ist, die ihrerseits in der gegenwärtigen Situation verwurzelt sind. Wir fragen niemals nach der Vergangenheit, ohne auf die allein in der Gegenwart existierende Wirklichkeit Bezug zu nehmen. Wir sprechen nicht schon von einer Vergangenheit, nur weil es mit jeder Gegenwart irgendwann einmal vorbei ist. Vergangenheit entsteht nicht schon dadurch, daß - im physikalischen Sinne - Zeit vergeht. Vergangenheit ist in dem skizzierten, 'konstruktivistischen' Sinne in der Gegenwart 'begründet'. Früheres wird damit erst durch Späteres wirklich; die Qualifizierung des

Früheren ist abhängig vom Späteren; die Vergangenheit in ihren spezifischen Qualitäten liegt in der Gegenwart:

"Der wirkliche Übergang der Realität liegt in dem Übergang von einer Gegenwart in eine andere, und dort allein findet sich die Realität; und eine Gegenwart, die in eine andere übergegangen ist, läßt sich noch nicht als Vergangenheit bezeichnen. Ihre Realität ist immer die einer Gegenwart. (...) Es trifft nicht zu, daß das, was vorbei ist, in der Vergangenheit liegt, denn die früheren Stadien einer Bewegung, die in einer trügerischen Gegenwart liegen, sind nicht Vergangenheit. Die gehören zu etwas, das vor sich geht" (Mead 1929/1987 II, 337).

In Analogie zu diesem Verständnis der Vergangenheit ließe sich sagen, daß auch die Zukunft nicht allein darin besteht, daß eine andere Zeit kommen wird. Auch die Zukunft ist eine sprachliche Konstruktion und bestimmt als solche das Selbstverständnis und die Praxis von Menschen. Die Zukunft konstituiert einen Erwartungshorizont und bestimmt das Handeln der Menschen dadurch, daß die Akteure die Wirklichkeit der Gegenwart, wie ich im Anschluß an Angehrn formulieren möchte, im Lichte einer 'antizipierten Retrospektive' thematisieren, bewerten und gestalten. Dies heißt, daß die Zukunft eine gedankliche Konstruktion darstellt, die es gestattet, die Gegenwart 'jetzt schon' - sozusagen antizipatorisch und versuchswise - als Vergangenheit zu begreifen. Als eine derartige antizierte Transformation der Gegenwart konstituiert die Zukunft ein Potential, das die Grenzen der gegenwärtigen Wirklichkeitserfahrung zu sprengen vermag. Die angeführten Bestimmungen des Zukunfts-Begriffes zeigen, daß in der skizzierten Zeit- und Geschichtstheorie die

"historische Qualifizierung des Früheren durch Späteres ausgeweitet (wird) auf die noch ausstehende Einholung des Vergangenen (und Gegenwärtigen) durch eine Zukunft, in welcher das Vergangene von der Endgültigkeit seines Vergehens befreit wird" (Angehrn 1985, 337).

Die bisherigen Ausführungen über Meads Theorie der Zeit implizieren, daß es eigentlich ungerechtfertigt ist, von 'der' Vergangenheit oder von 'der' Zukunft zu sprechen. Wie dargelegt geht Mead davon aus, daß die Gegenwart primär als das Sichtbarwerden des Ereignisses begriffen werden muß und daß Vergangenheit und Zukunft ihre Möglichkeitsbedingung in der Gegenwart haben. Da aber das menschliche Leben voll ist von neuen Ereignissen oder,

wie man auch sagen kann, jede Gegenwart kontinuierlich in die nächste übergeht, dürfte man im Sinne der Theorie Meads eigentlich nicht im Singular von der Vergangenheit oder der Zukunft reden. Nach Meads Auffassung besitzen die Vergangenheit und die Zukunft - auch als dieselben, im 'physikalischen' Sinne eindeutig datierbaren Zeitabschnitte - eine in sich plurale Struktur: Analog zu der Vielzahl neuer Ereignisse, die kontinuierlich eine neue Gegenwart definieren und den Menschen zu immer wieder neuen Rekonstruktionen der Vergangenheit und Antizipationen der Zukunft veranlassen, müssen wir von einer Pluralität von Vergangenheiten und Zukünften sprechen. Im Lichte einer beständig erneuerten Gegenwart und der damit jeweils verbundenen Perspektiven und Relevanzsetzungen (re-) konstruiert der Mensch wechselnde Vergangenheiten und Zukünfte.

Meads Auffassung, nach der "die Vergangenheit (oder die sinnvolle Struktur der Vergangenheit) ebenso hypothetisch ist wie die Zukunft" (Mead 1969, 241), kann als radikale Kritik eines naiven Historismus gelesen werden: Es gibt keine interpretationsfreie vergangene Wirklichkeit, an der wir unsere Rekonstruktionen der Vergangenheit überprüfen könnten. Die Vergangenheit ist kein objektiver Tatbestand, der in einer interpretationsfreien Beobachtungssprache beschrieben werden könnte. Selbstverständlich können wir sagen, daß früher etwas geschehen ist. Was jedoch geschehen ist, ist eine Frage, deren Beantwortung eine Interpretation erfordert. Erst mit dieser interpretativen Rekonstruktionsleistung wird Vergangenheit gebildet. Alles, was einst geschah, ist unwiderruflich in dem Sinne, daß eben etwas geschehen ist. Was geschehen ist, ist ein für allemal geschehen und niemals in derselben Weise wiederholbar. Nur ist das, was eben geschehen ist, noch nicht die Vergangenheit des Menschen. Unsere Vergangenheit aber hält Mead nicht für unwiderruflich, denn die Vergangenheit steht niemals ein für allemal fest:

"Der Historiker zweifelt nicht daran, daß etwas geschehen ist. Er ist sich nur nicht darüber im klaren, was geschehen ist. Auch er geht von der Annahme aus, daß er entscheiden könnte, was geschehen ist, wenn ihm nur alle Fakten oder Daten verfügbar wären; d.h., seine Vorstellungen von Unwiderruflichkeit heftet sich an das 'was' des Geschehens und an das Vorübergehen des Ereignisses. Aber wenn etwas sichtbar wird, setzt sofort die Reflexion darüber in Richtung auf die Vergangenheit ein. Es gibt eine neue Vergangenheit, denn von jedem Hügel aus sieht die Landschaft, die sich hinter uns erstreckt, anders aus" (Mead

1969, 238; Übersetzung nach Prokop, in: G.H. Mead: Sozialpsychologie, hrsg.v. A. Strauss, Neuwied, 407).

"Ich verweise auf die Erinnerungsbilder und das Beweismaterial, aus dem wir die Vergangenheit bilden, und darauf, daß jede neue Interpretation unseres Bildes von der Vergangenheit in einer Gegenwart liegt und nach dem logischen Beweischarakter beurteilt werden wird, den solche Daten für eine Gegenwart besitzen. Es ist ebenso klar, daß wir uns aufgrund dieser Daten und ihres gegenwärtigen Stellenwertes nicht auf eine reale Vergangenheit berufen können, die wie ein Film hinter uns liegt, und auf den wir zurückgreifen können, um unsere Konstruktion zu überprüfen. (...) Wir denken nicht über eine letztlich unveränderliche Vergangenheit nach, die sich hinter uns ausdehnt und in ihrer Gesamtheit keiner weiteren Veränderung unterworfen ist. Unsere Rekonstruktionen der Vergangenheit variieren in ihrem Umfang, aber sie enthalten niemals Reflexionen über die Endgültigkeit ihrer Befunde. Sie sind immer beträchtlichen, wenn nicht gar vollständigen Umformulierungen unterworfen, wenn spätere Beweise entdeckt werden. Selbst das lebendigste Erinnerungsbild kann irreführend sein. Mit einem Wort, wir erhalten unsere Sicherheit niemals durch eine Übereinstimmung zwischen der konstruierten Vergangenheit und einer Vergangenheit, die unabhängig von dieser Konstruktion wäre" (Mead 1969, 259; Übersetzung nach Prokop, a.a.O., 412).

Meads konstruktivistische 'Philosophie der Gegenwart' bricht radikal mit dem Dogma, daß Vergangenheit als eine objektive Entität zu verstehen und deshalb unabänderlich sei. Vergangenheit und Zukunft sind gedankliche Konstrukte, die zum (besseren) Verständnis und letztlich zur Überwindung der gegenwärtigen Situation oder zur Selbst-Veränderung beitragen sollen. Zukunft und Vergangenheit existieren nicht 'an sich', und dementsprechend können wir sie nicht unabhängig von unseren gegenwartsbezogenen Rekonstruktionen und Antizipationen nacherleben oder vorwegnehmen. Sie sind allemal eher kreative Konstruktionen als Reproduktionen eines bereits vergangenen oder bloße Vorwegnahmen eines schon determinierten, künftigen Geschehens.³²

³²Natürlich ist auch Meads Begriff der Gegenwart 'konstruktivistisch' – nicht zuletzt in dem Sinne, daß Gegenwart im Hinblick auf die Vergangenheit und Zukunft 'gebildet' wird. – Es ist längst klar geworden, daß Mead generell einen konstruktivistischen Begriff der psychosozialen Wirklichkeit vertritt, die eben nicht als eine von unserer sprachlichen Praxis unabhängige Entität existiert und im objektivistischen Sinn in wahren (Deklarativ-) Sätzen abgebildet werden könnte. Meads Wirklichkeitsbegriff ist mit jeder realistischen oder objektivistischen Isomorphiethese, mit der die Identität zwischen

'Beschreibungen' unserer Vergangenheit sind interpretative 'Darstellungen', die unter anderem auch nach ethisch-moralischen und ästhetischen Prinzipien und Maßstäben konstruiert werden. Demnach muß die Zielsetzung, unabhängig von den aktuellen Perspektiven, Relevanzsetzungen und Wissensbeständen darstellen zu wollen, 'wie es früher einmal war', als naiv-empiristisch und illusionär zurückgewiesen werden. Natürlich müssen die verfügbaren Quellen, die einer Rekonstruktion der Vergangenheit zugrundegelegt werden, möglichst authentisch, umfassend und zuverlässig sein. Zugleich aber ist das Ziel historischer und biographischer Forschung verkannt, sobald mit diesem Anspruch auf eine solide und möglichst umfassende Datengrundlage die Illusion verbunden wird, vollkommen 'objektiv' und definitiv darzustellen zu können, 'was damals wirklich war'. Auch wenn wir lückenlose audiovisuelle Aufzeichnungen über frühere Geschehnisse zur Verfügung hätten, stellten diese Aufzeichnungen nicht schon die Vergangenheit dar. Die Vergangenheit unterscheidet sich wegen ihres unhintergeharen Bezuges zur Gegenwart in jedem Fall von dem, was irgendwann einmal war. Die Menschen, deren Vergangenheit wir (als Wissenschaftler) rekonstruieren, haben – in vielen Fällen – damals gar nicht erkennen und artikulieren können, was sie und/oder wir heute als ihre Vergangenheit präsentieren. Wir (re-) konstruieren jede Vergangenheit – auch unsere persönliche, autobiographische Vergangenheit – immer auch auf der Basis von Erfahrungen, Kenntnissen und Orientierungen, über die die betreffenden Menschen – beziehungsweise wir selbst – damals noch nicht verfügten.

Ein Zeitgenosse kann nicht (mit Sicherheit) sagen, welche Momente des gegenwärtigen Lebens einmal in die Rekonstruktionen seiner Vergangenheit eingehen werden. Dies hängt nicht zuletzt damit zusammen, daß Menschen niemals die aktuellen Bedingungen ihres Lebens total überschauen und kontrollieren können, so daß sie sicher wüßten, was in Zukunft sein wird. Wenn wir aber prinzipiell

ontologischen Strukturen der Wirklichkeit und den logischen Strukturen unserer Sprache behauptet wird, unverträglich. Vgl. hierzu auch Luhmann (1988), der eine systemtheoretische Explikation des erkenntnistheoretischen Konstruktivismus vorlegt und diese Position dabei jenseits von Realismus (Objektivismus) und Idealismus verortet. Von der in Luhmanns Argumentation implizierten Kritik intersubjektivitäts- und kommunikationstheoretischer Grundannahmen sehe ich an dieser Stelle ab.

nicht wissen können, was in Zukunft sein wird, können wir auch nicht wissen, in welcher Weise unsere Gegenwart zur Vergangenheit wird. Der Zeitgenosse oder das unmittelbar in ein aktuelles Geschehen involvierte Subjekt sieht nicht, was erst im Rückblick auf dieses Geschehen gesehen werden kann. Ein Ereignis, mit dem ein Mensch in der autobiographischen Retrospektive den Anfang seiner Ehekrise verbindet, hatte zum Zeitpunkt seines Geschehens möglicherweise eine ganz andere, viel banalere Bedeutung. Die Retrospektive ist also keineswegs nur eine Perspektive, die man angesichts der Schwächen und Unwägbarkeiten der menschlichen Erinnerungstätigkeit meiden sollte, im Gegenteil: Sie ist eine unumgängliche Perspektive, sobald es darum geht, Vergangenes zu prädizieren und zu reflektieren. Die retrospektive Rekonstruktion des Vergangenen vermittelt nicht nur ein Wissen, das sich gegenüber dem Wissen desjenigen, der als aktiv Beteiligter oder als Beobachter unmittelbar in ein aktuelles Geschehen involviert ist, durch spezifische Mängel und Unzulänglichkeiten auszeichnet. Es ist in bestimmter Hinsicht auch jedem aktuellen Wissen überlegen, weil die Erkenntnis der Vergangenheit notwendigerweise an Retrospektion und interpretative Rekonstruktion gebunden ist. Dies bedenkend formuliert Taylor, die Humanwissenschaft sei "weitgehend Verstehen ex post. (...) Die Humanwissenschaft schaut rückwärts. Sie ist unabänderlich historisch" (Taylor 1975/1985, 224f.). Und die Erkenntnisse dieser Humanwissenschaft sind prinzipiell vorläufig, da eben jede Vergangenheit im Lichte der sich erweiternden Erfahrungen und Wissensbestände der Menschen neu geschrieben werden kann. Dies gilt für das Individuum, das mit zunehmender Erfahrung seine Lebensgeschichte beständig reinterpretiert und neu verfaßt, ebensogut wie für Kollektive:

"And the novelty (...) extends with regard not only to what we call the future, it also extends to the past. We speak of the past as irrevocable. What has happened has happened; what has spoken has spoken. But when we come to historians, whose work it is to discover what actually was spoken, what actually did happen, we find we get different accounts. This is particularly true when we look at what took place in the past from the point of view of two succeeding generations. We find that each generation has a different history, that it is a part of the apparatus of each generation to reconstruct its history. A different Caesar crossed the Rubicon not only with each author but with each generation. That is, as we look back over the past, it is a different past. (...) So the past is continually changing as we look at it from the point of view of different authors, different generations. It is not

simply the future (and present) which is novel, then; the past is also novel" (Mead 1936, 116f.).

Cronk faßt die letzten Überlegungen prägnant zusammen, wenn er schreibt:

"Mead's point is that all such reconstructions and interpretations of the past are grounded in a present that is opening into a future and that time-conditioned nature and interests of historical thought made the construction of a purely 'objective' historical account impossible. Historical consciousness is 'subjective' in the sense that it aims at an interpretation of the past that will be humanly meaningful here-and-now and in the foreseeable future. Thus, for Mead, historical inquiry is the imaginative-but-honest, intelligent-and-intelligible reconstruction and interpretation of the human past on the basis of all available and relevant evidence. Above all, the historian seeks to define meaning of the human past and thereby to make a contribution to humanity's search for an overall understanding of human existence" (Cronk 1987, 61).

Trotz der prinzipiellen Kritik, die Mead am illusionären Ideal einer definitiven, sozusagen zeitlosen Erkenntnis der Geschichte übt, zieht dieser keine subjektivistischen oder skeptizistischen Konsequenzen aus dieser Kritik. Historische Erkenntnisse können intersubjektiv gültige Erkenntnisse sein, wenngleich sie grundsätzlich auf die Perspektiven und Standpunkte jener Gegenwart bezogen bleiben, in der sie formuliert wurden. Historische Erkenntnisse

"become valid in interpreting nature (the world, J.S.) in so far as they present a history of becomings in nature (the world, J.S.) leading up to that which is becoming today, in so far as they bring out what fits into the pattern that is emerging from the roaring loom of time, not in so far as they erect metaphysical entities which are the tenuous obverse of mathematical apparatus (Mead, 1932, 21).

Die Möglichkeit der intersubjektiven Gültigkeit historischer Erkenntnisse begründet Mead - zumindest ansatzweise - auf der Basis seiner Konzeption der objektiven Realität von Perspektiven und seines im Spätwerk erweiterten Begriffs der Sozialität. Ohne auf diesen Begründungsansatz näher einzugehen, zitiere ich abschließend noch einmal Joas, der mit wenigen Sätzen Meads Wahrheitstheoretische Orientierung an einem emphatischen Begriff

des intersubjektiven Konsensus skizziert. Für die Geschichtswissenschaft gilt nach Meads Auffassung letztlich derselbe Grundsatz wie für die wissenschaftliche, ja für die gesellschaftliche Praxis generell: Fortschritt und Wahrheit sind auch hier nur im rationalen und intersubjektiven Diskurs zu erreichen, der auf einen Konsens der Beteiligten abzielt, in dem möglichst alle Aspekte der jeweils behandelten Frage Berücksichtigung gefunden haben. Zum Problem der intersubjektiven Gültigkeit historischer Erkenntnis formuliert Joas:

"Deutlich ist, daß Mead es im Zusammenhang seiner Konzeption von der objektiven Realität der Perspektiven angehen muß. Die Geschichte liegt ebenso wie die gegenwärtige Welt nicht in einer absoluten Eigenstruktur vor dem Erkennenden, der sich an diese nur noch durch Rückzug der Reste seiner Subjektivität anzumessen habe. Vielmehr kann objektive Realitätserkenntnis nur auf dem Weg einer fortschreitenden Universalisierung erreicht werden: indem die Welt nicht aus jeder Perspektive je einzeln, sondern in einer gemeinsamen Praxis als gemeinsame Welt konstituiert wird. Es sei im Vorgriff vermerkt, daß Meads Denken hier zu keinem Ende kam" (Joas 1980, 178f.).³³

Ich komme zum Schluß der Diskussion Mead'scher Theoreme. Es sollte deutlich geworden sein, daß Meads Überlegungen für die Begründung und Konzeptualisierung der psychologischen Biographieforschung von großem Nutzen sind. Wenngleich Mead in seinen zeittheoretischen Arbeiten vorwiegend über die Natur- oder Universalgeschichte und über die kollektive Geschichte von Menschen spricht, sind seine Ausführungen auch relevant, wenn es in der Wissenschaft um die Lebensgeschichten von Individuen geht. So

³³ Sozusagen 'im Zugriff' auf die aktuellen wahrheitstheoretischen Debatten kann festgestellt werden, daß das Denken diesbezüglich auch heute noch zu keinem Ende gekommen ist. Vgl. hierzu z.B. die interessante Position Rortys (z.B. 1989), der beispielsweise "dem verbliebenen Fundamentalismus Habermas', seinem Streben nach 'Allgemeingültigkeit', seinem Versuch, die demokratischen Institutionen auf mehr zu gründen als die erfreulichen Zufälligkeiten der jüngsten Entwicklung", mißtraut (Rorty 1988, 6) und kurzum, aber keineswegs ohne eingehende philosophische Begründungsversuche, dafür plädiert, "daß wir mit der Formulierung von Theorien der 'Wahrheit' oder der 'Erkenntnis' Schluß machen, mit Theorien also, die den Gedanken nahelegen, wir könnten dem durch solche Zufälligkeiten aufgezwungenen Ethnozentrismus irgendwie entrinnen" (Rorty 1988, 5). Als informative Diskussionsbeiträge nenne ich hier nur noch: Frank (1987), McCarthy (1989).

formuliert Mead selbst:

"History serves a community in the same way as the memory does the individual. A person has to bring up a certain portion of the past to determine what his present is, and in the same way the community wants to bring up the past so it can state the present situation and bring out what the actual issues themselves are. I think that is what history uniformly is" (Mead 1938, 80f.).

Auch das Individuum (re-) konstruiert aus der wechselnden Perspektive einer jeweils erneuerten Gegenwart seine lebensgeschichtliche Vergangenheit und plant seine Zukunft. An diesem Punkt stellt sich die für die historisch-psychologische Biographieforschung bedeutsame Frage, auf welche Weise Menschen ihre biographische Vergangenheit (re-) konstruieren. Diese Frage läßt sich in einer für die Grundlegung, die Methodologie und die Methodik der psychologischen Biographieforschung höchst relevanten Weise spezifizieren: An welche sprachlichen Formen, so lautet die Frage, mit der ich mich im folgenden befassen werde, ist die autobiographische Selbstthematisierung gebunden, durch die ein Individuum sinnhafte Zusammenhänge zwischen seiner lebensgeschichtlichen Vergangenheit, seiner Gegenwart und seiner möglichen Zukunft konstruiert? Ich werde zu zeigen und zu begründen versuchen, daß die gedanklich-kommunikativen Prozesse der autobiographischen Selbstthematisierung und der wissenschaftlich-psychologischen Rekonstruktion solcher Selbstthematisierungen gezwungenermaßen und in folgenreicher Weise an erzählerische Sprachformen gebunden sind. Die Erkenntnis der je eigenen, zeitlich strukturierten Lebenszusammenhänge bildet sich im autobiographischen Erzählen aus. Die psychologische Biographieforschung, die an der Rekonstruktion der Selbst- und Weltverständnisse einzelner Subjekte, an Aspekten des Selbst und der damit verbundenen Lebenspraxis von Menschen interessiert ist, muß dementsprechend als Erzählanalyse konzipiert werden. In autobiographischen Erzähldokumenten lassen sich die Spuren jener lebensgeschichtlichen Erfahrungen rekonstruieren, die zur Entwicklung von bestimmten Denkweisen und Bewußtseinsformen, von bestimmten Gefühlen und Aktivitäten einzelner Subjekte geführt haben und diese (aktuellen) Bewußtseins-, Handlungs- und Lebensformen in ihren Eigenheiten und Sinngehalten bestimmen.

Es versteht sich nach der ausführlichen Interpretation Mead'scher Theoreme quasi von selbst, daß Menschen in autobiographischen

Erzählungen nicht nur von sich erzählen. Die Geschichte, die einen Menschen zu dem gemacht hat, der er heute eben ist, ist immer auch die Geschichte der Mitmenschen, auf die die jeweils individuellen Erfahrungen bezogen waren und sind. Die individuelle Lebensgeschichte und das grundsätzlich vorläufige Verständnis, das ein Mensch von sich und seiner Welt zu einem bestimmten Zeitpunkt ausgebildet hat, besitzen immer auch einen Sinn, der von den Anderen stammt. Seine eigene Lebensgeschichte zu erzählen und zu reflektieren impliziert, das eigene Dasein auf die Geschichte oder die Präsenz von Mitmenschen zu beziehen - sei es die Geschichte der Vorfahren, der Zeitgenossen oder die der Nachkommen. Die psychologische Biographieforschung, die ihre Forschungsergebnisse auf die Analyse von autobiographischen Erzähltexten stützt, orientiert sich also strikt an den von Mead ausgearbeiteten anthropologischen Einsichten, nach denen das menschliche Leben von den Prinzipien der Sozialität, der Sprachlichkeit und der Zeitlichkeit her verstanden werden muß.

Mead selbst hat sich kaum zu Fragen der Methodologie und Methodik der empirischen Sozialforschung geäußert, und von einer als Erzählanalyse konzipierten psychologischen Biographieforschung, die selbst noch in narrative Sprachstrukturen eingebunden ist, auch wenn sie sich im bloßen Erzählen keineswegs erschöpft, ist in seinen Schriften freilich nicht die Rede. Ich erhebe nicht den Anspruch, daß die folgenden Ausführungen mit Meads Vorstellungen von empirischer Forschung vollkommen übereinstimmen würden - hätte er jemals in einer detaillierten Weise solche Vorstellungen expliziert. Meads sozialanthropologische Kommunikationstheorie und seine zeittheoretischen Reflexionen bilden den (meta-) theoretischen Orientierungsrahmen, innerhalb dessen meine weiteren Ausführungen angesiedelt werden können. Auf die Frage, inwieweit Mead mit einer narrativistisch fundierten Biographieforschung oder den methodologischen Prinzipien und den methodischen Verfahren einer hermeneutisch-interpretativen Psychologie, wie ich sie im folgenden vorstelle, einverstanden gewesen wäre, geben die nächsten Seiten keine Antwort. Daß Meads Ansatz als Begründungsfundament der folgenden Argumentationen fungieren kann, ist freilich eine Behauptung, an der ich ohne Einschränkung festhalte.

3. ARGUMENTE FÜR EINE ERZÄHLTHEORETISCH BEGRÜNDETE, PSYCHOLOGISCHE BIOGRAPHIEFORSCHUNG

3.1. VORBEMERKUNGEN

Ich werde dafür argumentieren, die empirisch-psychologische Biographieforschung als eine Wissenschaft zu begreifen und zu praktizieren, die es vornehmlich mit der interpretativen Analyse von autobiographischen Erzähltexten zu tun hat. Erzähltexte, die die empirische Basis der psychologischen Erkenntnisbildung abgeben, sind wörtliche Transkriptionen von elektroakustisch aufgezeichneten, mündlichen (Stegreif-) Erzählungen.

Diese Spezialisierung soll keineswegs ausschließen, daß nicht auch andere Objektivationen menschlichen Handelns als empirisches Datenmaterial herangezogen werden könnten. Neben autobiographischen Erzählungen kommen für die psychologische Biographieforschung bekenntnisartige Stellungnahmen, Traumprotokolle, Tagebücher, Briefe und andere expressive oder projektive Erzeugnisse von Individuen ebenso in Betracht wie die sogenannten Dokumente aus zweiter Hand (z.B. Zeitungsberichte, amtliche Protokolle, Familienchroniken etc.; vgl. Hoerning 1980). Ich betrachte solche Quellen allerdings lediglich als ergänzende Materialien einer subjektbezogenen, erzähltheoretisch begründeten Biographieforschung. Im folgenden werde ich die mögliche Berücksichtigung solcher Materialien nicht mehr thematisieren und reflektieren, da das für die Explikation und Begründung des vorzustellenden Forschungsansatzes nicht erforderlich ist. Hieraus zu schließen, daß im konkreten empirischen Forschungsprozeß neben autobiographischen Erzähltexten nicht auch ergänzende Materialien eine für die Erkenntnisbildung wichtige Funktion erhalten könnten, wäre allerdings ein grobes Mißverständnis der von mir für die folgenden Untersuchungen vorgenommenen Spezialisierung.

Wie ich sowohl in der Einleitung als auch im Ausgang des letzten Kapitels bereits angedeutet habe, beziehen sich die nun anzustellenden Überlegungen nicht allein auf 'autobiographisches Erzählen' und die damit eng zusammenhängenden Fragen nach einer subjektbezogenen, empirischen Methodik der Datenerhebung. Ich möchte diese insbesondere durch die Arbeiten von Schütze (z.B. 1976, 1977a, 1977b, 1983, 1987) mittlerweile vertraut gewordene Reflexionsebene vorerst zurückstellen und - in direkter Anknüpfung an die im Anschluß an Mead entwickelten Theoreme -

zunächst auf einer abstrakteren und zugleich fundamentaleren Ebene des (meta-) theoretischen Diskurses bleiben. Erst wenn wir den Zusammenhang zwischen biographischer Forschung und dem Erzählen als einer spezifischen Form des Sprechens – von der wir beispielsweise das Argumentieren oder das Berichten unterscheiden können – in einer radikaleren und umfassenderen Weise durchdenken, als dies, soweit ich sehe, bislang in der Psychologie, der Pädagogik und auch der Soziologie geschehen ist, öffnen sich Perspektiven für eine erzähltheoretische Fundierung der Biographieforschung, die weit über die Dimension der empirischen Datenerhebung hinausweisen.

Erzähltheoretische und (sozio-) linguistische Reflexionen weisen nicht nur den Weg für die Konstruktion narrativer Datenerhebungsverfahren. Sobald diese Reflexionen konsequent mit einer anthropologischen Kommunikationstheorie in Verbindung gebracht werden, die die psychosoziale Wirklichkeit unter dem Aspekt der Zeitlichkeit begreift, avanciert das Erzählen selbst zum (quasi-) konstitutiven Element von Zeiterfahrung und Zeitbewußtsein.

Zeiterfahrungen sind ihrem Begriff nach, wenngleich sie – ganz im Sinne Meads – in einer grundlegenden Perspektive in einer nicht auf Sprache reduzierbaren Praxis konstituiert sind, dennoch nur als sprachlich vermittelte Erfahrungen möglich. Ereignisse und Erlebnisse sind zwar nicht in der Sprache als solcher 'begründet', doch nehmen sie erst im Medium der Sprache die Gestalt von temporal strukturierten, mitteilbaren Erfahrungen an, indem sie retroaktiv, also post eventum "aus der Unendlichkeit des Geschehens (...) ausgegrenzt" werden (Koselleck 1973/1985). 'Zeitlichkeit' ist auch dann, wenn sie, wie Mead sagt, in der Emergenz von Neuem konstituiert ist, als anthropologischer Begriff nicht adäquat verstanden, solange sie nicht in ihrem sachlichen und logisch-analytischen Zusammenhang mit der Sprachform des Erzählens bedacht wird. Wenn sich dieser Zusammenhang begründen und im einzelnen ausweisen lässt, wird unter anderem die Frage, ob nicht die Konstruktion und die Präsentation wissenschaftlich-psychologischer Erkenntnisse in einem sehr grundlegenden Sinn und notwendigerweise an narrative Sprachformen gebunden sind, unabweisbar. Dies aber würde bedeuten: Die in der Biographieforschung angestrebte Thematisierung und Analyse der zeitlich-prozessualen Konstitution von Subjektivität erzwingt eine radikale, erzähltheoretisch fundierte Kritik und Transformation

des aktuellen Standes und des Selbstverständnisses psychologischer Forschung in ganz unterschiedlichen Dimensionen.

Bevor ich ausführlicher auf einige Charakteristika und Funktionen des autobiographischen Erzählens zu sprechen komme und darlege, warum sich autobiographische Erzählungen als empirische Basis einer methodisch kontrollierten, subjektorientierten Biographieforschung vorzüglich eignen, möchte ich auf einer grundlagentheoretischen und methodologischen Ebene argumentieren und zeigen, daß sich auch der Wissenschaftler im Medium der narratio bewegen muß, um zu psychologischen Erkenntnissen über biographische Prozesse und Zusammenhänge gelangen und diese in einer gegenstandsangemessenen Weise präsentieren, verstehen und erklären zu können. Leitner formuliert diesen Gedanken in seiner kritischen Replik auf die Biographieforschung: "Wenn auch in einer anderen, nämlich wissenschaftlich abstrahierenden Sprache, schreibt sie Biographien in ganz demselben Sinn, wie die Individuen selber ihre Biographien erzählen (...)" (Leitner 1980, 37).

Die folgenden Überlegungen, die die soeben formulierte Grundthese ausführlich und in ihren unterschiedlichen Facetten verdeutlichen sollen, sind in formalen und pragmatisch-funktionalen Differenzierungen unseres alltäglichen Sprechens (und Schreibens) begründet. Wie angedeutet können wir Sprachformen - wie z.B. das Erzählen, das Argumentieren, das Beschreiben - im Bezug auf ihre jeweiligen formalen Strukturmerkmale und im Hinblick auf ihre pragmatisch-funktionalen Charakteristika voneinander unterscheiden (vgl. z.B. Kallmeyer & Schütze 1977, Schütze 1987).¹

Das Theorem von der 'welterschließenden Funktion der Sprache' läßt sich gleichsam aufgliedern in spezifischere Aussagen über

¹Zuvorderst werden die genannten Sprachformen danach unterschieden, welche spezifischen Typen von Informationen über welche spezifischen Sachverhalte sie vermitteln: Beim Argumentieren geht es um "theoretische Erklärungen und Legitimationen auf der Grundlage des Aufweisen relationaler Strukturen" (Schütze 1977a, 29); die argumentative Auseinandersetzung über bestimmte Sachverhalte erfolgt dabei "im Lichte abstrakter Prinzipien und Kategorien" (Matthes 1985, 6). In Beschreibungen werden sich wiederholende Ereignisse und routinemäßige Vorgänge oder bestimmte Zustände dargestellt (auch psychische Zustände). Beim Erzählen schließlich geht es um die Rekonstruktion von Ereignis- und Handlungsabläufen, Zustandsveränderungen oder Übergängen.

die weiterschließenden Funktionen bestimmter Sprachformen. Die allgemeine These, nach der Erfahrungen sich grundsätzlich auf eine sprachlich vermittelte Praxis beziehen - spezieller: nach der der Begriff der 'Erfahrung' logisch abhängig ist vom Konzept einer 'sprachlich vermittelten Praxis' -, diese allgemeine philosophisch-hermeneutische These mündet nun in eine spezifischere Einsicht: Spezielle Sprachformen erfüllen besondere Funktionen der Welterschließung, sie erschließen die Welt des Menschen unter besonderen Aspekten, sie artikulieren je spezifische Aspekte des Menschen, der wir sind. Unter dem Aspekt der Zeitlichkeit wird, wie zu zeigen ist, die Welt und Existenz des Menschen vornehmlich im Erzählen präsent. Gerade deshalb wird das Erzählen zu einem Grundthema einer historischen Sozialwissenschaft, die ihre Grundlagen, ihre Prinzipien und ihre Verfahrensweisen in systematischer Absicht explizieren und begründen will.

Daß ich die psychologische Biographieforschung als historische Sozialwissenschaft verstehe, als eine Sozialwissenschaft also, deren Gegenstand als zeitlich verfaßt und in diesem Sinne als historisch begriffen werden muß, liegt nach den bereits angestellten zeittheoretischen Überlegungen auf der Hand. Selbst dann, wenn die Biographieforschung die Lebensgeschichte beziehungsweise bestimmte Aspekte der Lebensgeschichte von Individuen thematisiert, um die Sinngehalte und die Charakteristik des aktuellen Denkens, Fühlens und Handelns von Menschen aufzuklären, kann die angeführte Bestimmung aufrechterhalten werden, denn: "Spezifisch historisch sind Phänomene der menschlichen Vergangenheit dann, wenn es um ihre Zeitqualität geht, um ihren Stellenwert in einem als sinn- und bedeutungsvoll angesehenen Zeitverlauf" (Rüsen 1986, 27).

Für lebensgeschichtlich relevante Erfahrungen und Erfahrungszusammenhänge, wie sie in autobiographischen Erzählungen zur Sprache kommen, trifft diese Bestimmung offensichtlich zu. Die Biographieforschung thematisiert Erfahrungen (Handlungen, Widerfahrnisse, Deutungsmuster, Orientierungen, Motive etc.) nicht als isolierte und punktuelle Phänomene, sondern als Bestandteile eines lebensgeschichtlichen Sinnzusammenhangs, der zeitlich strukturiert ist. Der Gegenstand der psychologischen Biographieforschung wird also a priori als ein zeitlich komplexes Phänomen aufgefaßt. Temporal komplexe Phänomene zeichnen sich dadurch aus, daß ihre Darstellung die Bezugnahme auf eine Geschichte erfordert

oder zumindest implizit voraussetzt. Temporal komplexe Phänomene, z.B. eine Handlung, angemessen zu beschreiben, zu verstehen oder zu erklären, erfordert in jedem Fall einen Rekurs auf zeitlich vorausliegende und/oder zeitlich spätere Ereignisse oder Handlungen. Das Denken, Fühlen und Handeln von Menschen ist in einer biographietheoretisch fundierten Perspektive nur angemessen darstellbar, verstehtbar und erklärtbar, wenn man bestimmte Ereignisse oder Prozesse voraussetzt und expliziert, die eben dieses Denken, Fühlen und Handeln mit-konstituieren und in seiner spezifischen Bedeutung und Charakteristik mitbestimmen. In einer biographietheoretischen Perspektive ist die zeitliche Komplexität konstitutiv für die jeweils thematisierten psychosozialen Phänomene. Das menschliche Leben, ja: jede Lebensäußerung oder jede Objektivation des Lebensvollzuges wird in der psychologischen Biographieforschung als geschichtliches Phänomen verstanden und als solches zum Thema der Forschung.²

Wenn nun die These berechtigt ist, daß zwischen der Zeitlichkeit/Geschichtlichkeit und dem Erzählen ein unabweisbarer Zusammenhang besteht, dann hat, wie Historiker häufig behaupten, nicht nur die Geschichtswissenschaft "mehr als die meisten anderen Wissenschaften mit 'Erzählung' zu tun" (Kocka & Nipperdey 1979, 8), sondern auch die psychologische Biographieforschung.

²Dieser Grundsatz wird m.E. nicht nur in Thomaes Konzeption, sobald es um die Auswertung (auto-) biographischer Materialien geht, weitgehend ignoriert – gleichsam im Widerspruch gegen die explizierten Voraussetzungen dieses Ansatzes. (Vgl. auch Kapitel 1.2. der vorliegenden Arbeit.) Thomaes 'biographische Methode' wird, was die Berücksichtigung der Temporalstruktur des Gegenstandes betrifft, nicht selten auf eine Methode der Datenerhebung reduziert. Die Analyse der empirischen Materialien erfolgt, wie dargestellt, weitgehend in der Perspektive einer nomologischen Methodologie und Methodik, wodurch biographische Prozesse zwangsläufig in punktuelle, diskrete Elemente parzelliert werden. – Ähnliches ließe sich für die Entwicklungspsychologie zeigen. Vgl. hierzu Riegel (1981), der der Auffassung ist, daß in dieser Disziplin trotz der 'diachronen Perspektive', die die Entwicklungspsychologie für sich in Anspruch nimmt, keine Entwicklungsprozesse als Prozesse thematisiert werden. Entwicklungsprozesse werden fast immer – noch vor jeder detaillierten Darstellung – in isolierbare, 'operationalisierbare' und (möglichst) quantifizierbare Variablen 'zerlegt', um schließlich deduktiv-nomologisch oder induktiv-statistisch erklärt werden zu können. Damit ist die Dimension der Zeit im Grunde aus den Beschreibungen und Erklärungen der Entwicklungspsychologie eliminiert.

3.2. INTERDISZIPLINÄRE PERSPEKTIVEN: NARRATIVISTISCHE ELEMENTE EINER METATHEORIE DER HISTORISCHEN SOZIALWISSENSCHAFTEN

Um zu verdeutlichen, unter welchen Aspekten wir über das Erzählen sprechen müssen, wenn grundlagentheoretische, konzeptuelle, methodologische und methodische Fragen der psychologischen Biographieforschung systematisch geklärt werden sollen, stütze ich mich überwiegend auf 'fachfremde' Diskurse, wie sie vornehmlich in der Philosophie, der Geschichtswissenschaft, der Literaturwissenschaft und in der Soziologie geführt werden. Erst im Anschluß an die einschlägigen Diskurse im Umkreis dieser Disziplinen läßt sich darlegen, warum und in welchen Hinsichten dem Erzählen eine besondere Relevanz zukommt, sobald es um die psychologische Erforschung 'subjektiver Wirklichkeiten' geht (vgl. Wiedemann 1986). In der Psychologie werden diese heterogenen und vielfältigen Erörterungen, auf die ich im folgenden Bezug nehme, nach meiner Auffassung nicht hinreichend berücksichtigt und für die Klärung eigener, fachspezifischer Fragestellungen fruchtbar gemacht. Um ein aktuelles Beispiel herauszugreifen: In dem von Jüttemann und Thomae (1987) unter dem Titel 'Biographie und Psychologie' herausgegebenen, durchaus repräsentativen Sammelband ist kaum vom Erzählen die Rede.³

³ Ausnahmen bilden der Beitrag von Wiedemann (1987), in dem eher 'zwischen den Zeilen' der narrative Charakter autobiographischer Konstruktionen angesprochen wird, sowie der Beitrag von Legewie (1987, insb. 142f.), in dem – insbesondere im Anschluß an Bemerkungen von Habermas, der das Erzählen allerdings auf eine "spezialisierte Form der konstativen Rede" verkürzt (Habermas 1981, 206) – die wichtige Funktion des Erzählens für die alltägliche Praxis und für Prozesse der autobiographisch vermittelten Identitätsbildung hervorgehoben wird. – An dieser Stelle muß auch auf die bereits erwähnte Arbeit von Wiedemann (1986; vgl. auch Wiedemann & Becker 1986) hingewiesen werden, in der die außerordentliche Bedeutung des Erzählens für die (autobiographische) Selbstkonstitution des Subjektes ebenso thematisiert wird wie die zentrale Funktion, die dieser Sprachform im Datenerhebungsprozeß der wissenschaftlich-psychologischen Erforschung 'subjektiver Wirklichkeiten' zukommt. Wiedemanns Ansatz beruht auf der von mir geteilten Ausgangsthese, daß eine subjektorientierte (Biographie-) Forschung als Analytik 'erzählter Wirklichkeit' konzipierbar ist. Auffallend ist jedoch, daß auch Wiedemanns Argumentationen vornehmlich darauf abzielen, daß man die jeweiligen Forschungspartner erzählen lassen muß, wenn man 'subjektive Lebenswelten' zu erforschen beabsichtigt. Meine eigenen Ausführungen werden dagegen über diesen

Die wichtigsten Ansatzpunkte für eine erzähltheoretisch reflektierte Begründung und Konzeptualisierung biographischer Forschung bieten insbesondere jene Überlegungen im Umkreis literaturwissenschaftlich-linguistischer, geschichtswissenschaftlicher und philosophischer Diskurse, die im Kern auf die gedankliche Klärung einer Forschungspraxis abzielen, in der Erkenntnisse über historische oder eben 'temporal verfaßte' Phänomene gewonnen werden sollen. In einem weit gefaßten Sinn geht es in diesen Diskursen um eine Theorie der Historiographie. Diese Bemühungen um eine 'Theorie der modernen Geschichtsschreibung' (Rossi 1987) kreisen seit Mitte der sechziger Jahre, seit dem etwa gleichzeitigen Erscheinen der Arbeiten von Danto (1965), Gallie (1964) und M. White (1965) also, immer wieder um das Thema 'Erzählen'. Im Unterschied zu früheren Geschichtstheorien geht es in diesen Debatten, wie Angehrn (1985, 16) betont, nicht mehr allein darum, die Erzählung als Moment des historischen Bewußtseins (Hegel) oder als einen Typus der historischen Darstellung (Droysen) auszuweisen. Die Erzählung ist vielmehr zu einem zeittheoretischen und historischen Grundbegriff avanciert, sie ist die unabdingbare, zumindest aber die entscheidende sprachliche Form jenes Prozesses der Welt- und Selbstvergegenwärtigung, durch den ein bloßes Geschehen in den Rang des Geschichtlichen erhoben wird.

spezifischen Aspekt hinausgehen und auf eine Konzeption der psychologischen Biographieforschung abzielen, in der narrativistische Positionen in einer radikaleren und umfassenderen Perspektive zum Tragen kommen. Dies ist auch der Hauptgrund, warum die von Schütze (und anderen) vorgetragenen erzähltheoretischen Positionen und Argumentationen, die im wesentlichen auf eine theoretische Begründung und die Explikation der Methode des narrativen Interviews abzielen, nur einen eingeschränkten Stellenwert in meinen Überlegungen erhalten. (Wodurch die Wichtigkeit und der große Einfluß dieser Arbeiten keineswegs übersehen werden soll.) - Skizzenartige Überlegungen, die mit meinen Absichten zumindest teilweise verwandt sind, finden sich in der amerikanischen Literatur (vgl. z.B. Cohler 1982, Freeman 1984). Meine kritische Diagnose, mit der ich erzähltheoretische Reflexions- und Begründungsdefizite in psychologischen (und verwandten) Diskursen reklamiere, bezieht sich denn auch primär auf den deutschsprachigen Raum.

3.2.1. EXKURS: AUSGEWÄHLTE LITERATURHINWEISE UND ANMERKUNGEN ZUR 'HISTORIOGRAPHIE-DEBATTE'

Im folgenden Exkurs skizziere ich einige Hintergründe, Stationen und Aspekte der Historiographie-Debatte, ohne allerdings schon direkt 'zur Sache' zu kommen, die ja in der erzähltheoretisch reflektierten Begründung und Konzeptualisierung einer psychologischen Biographieforschung besteht. Dieser Aufschub wird nicht nur Gelegenheit bieten, vorab einige informative Literaturhinweise geben zu können. Wichtiger ist, daß der Exkurs auch verdeutlichen soll, daß bestimmte Hintergründe und Argumentationslagen, die für die Entstehung der um das Thema 'Erzählen' zentrierten Historiographie-Debatte ausschlaggebend waren, auch in der Psychologie bekannt sind – wenngleich sie hier eben keine vergleichbaren Konsequenzen zeitigten.

Wissenschaftsgeschichtlich betrachtet hat in den angesprochenen metatheoretischen Erörterungen das Interesse am Thema 'Erzählen' während der letzten drei Jahrzehnte relativ kontinuierlich zugenommen. Seit etwa fünfzehn Jahren steht es im Mittelpunkt der Diskussionen. Im deutschsprachigen Raum sind die einschlägigen Diskurse z.B. in den von Baumgartner & Rüsen (1976), Kocka & Nipperdey (1979), Koselleck, Lutz & Rüsen (1982) oder Rossi (1987) editierten Sammelbänden dokumentiert. Einen knappen, prägnanten Überblick über wichtige Stationen der kontroversen Debatten bietet Carr (1986) in der Einleitung zu seinem Buch über 'Time, Narrative, and History', in dem sich im Übrigen – trotz der Differenzen der Forschungsinteressen und der größtenteils unterschiedlichen Referenztheorien, auf die Carr Bezug nimmt – einige Berührungs punkte mit der Basis einer intersubjektivitäts- und erzähltheoretisch begründeten Biographieforschung finden. Eine differenzierte, systematisch angelegte Diskussion der narrativistischen Geschichtstheorie sowie der verschiedenen Formen des Erklärens und Verstehens von Geschichte bietet Angehrn (1985, 11–230). Eine ebenfalls ausführliche und profunde Behandlung der angesprochenen Kontroversen findet sich in Ricoeurs Abhandlung (1988, 137–262), die – in den angegebenen Abschnitten – einen informativen Überblick über historische und systematische Aspekte der 'Historiographie-Debatte' bietet, auf den ich kurz zu sprechen kommen möchte.⁴

⁴ Auf Ricoeurs ontologische Ambitionen, die allen seinen epistemologischen und methodologischen Analysen des, wie er sagt, 'indirekten' und gleichwohl nicht-kontingenten Zusammenhangs zwischen Zeit und Erzählung zugrundeliegen, brauche ich für meine Zwecke nicht eingehen. Vgl. hierzu z.B. den Kommentar von H. White (1987, 86ff.), der Ricoeurs Versuch als eine 'Metaphysik der Narrativität' interpretiert, in der der 'gesunde' hermeneutische Zirkel

In den hier interessierenden Passagen untersucht Ricoeur das 'Schwinden der Erzählform' sowie die 'Plädoyers für die Erzählform', womit der grobe Rahmen für die kontroversen Diskurse über eine Theorie der Historiographie abgesteckt ist. Das Schwinden der Erzählform analysiert er aus zweierlei Perspektiven, wodurch die wohl maßgeblichen Argumentationsfiguren rekonstruiert werden können, die die Kritik an einer narrativen Historiographie begründeten und, in modifizierter Form, auch heute noch begründen. In der ersten Perspektive bezieht sich Ricoeur auf die Tradition der französischen Historiographie der Annales-Gruppe und ihrer Anhänger, die nicht zuletzt durch ihre vehemente Kritik der narrativistischen Geschichtsschreibung hervorgetreten sind.⁵ In der zweiten Perspektive thematisiert der Autor die einschlägigen wissenschaftstheoretischen Abhandlungen aus dem Umkreis der angelsächsischen analytischen Philosophie, in denen in der Tradition des Wiener Kreises und damit im Anschluß an die im Grunde normative These der 'Einheit der Wissenschaften' Vorschläge für eine 'Verwissenschaftlichung' der Geschichtswissenschaften ausgearbeitet wurden. Selbstredend standen diese Vorschläge häufig in engem Zusammenhang mit einer Kritik der narrativen Geschichtsschreibung und der damit verbundenen Konzeptionen des Verstehens von Geschichte: "Die bloße Möglichkeit, die Historie aus der Erzählform abzuleiten, wird (...) in ihren Grundlagen von einer Argumentation untergraben, die wesentlich gegen die These der Unreduzierbarkeit des 'Verstehens' auf das 'Erklären' gerichtet ist"

geklärt werden soll, der besagt, daß die "Zeitlichkeit diejenige existentielle Struktur ist, die die Sprache in der Narrativität erreicht, und daß die Narrativität die Sprachstruktur ist, die als ihren fundamentalen Referenten die Zeitlichkeit hat" (Ricoeur, zit.n. White 1987, 89). Demgemäß ist nach Ricoeur die Erzählung "mehr als eine Form des Erklärens, mehr als ein Code und viel mehr als ein Vehikel für die Vermittlung von Information. Sie ist keine diskursive Strategie oder Taktik, die der Historiker je nach pragmatischem Ziel oder Zweck anwendet oder nicht anwendet. Sie ist ein Mittel, Ereignisse zu symbolisieren, ohne das ihre 'Geschichtlichkeit' nicht hervortreten kann" (White 1987, 90).

⁵Ricoeur geht kurz auf Arbeiten von Aron und Marrou ein, denen er eine gewisse Vorläuferfunktion für die Forschungen der Annales-Schule zuschreibt. Die wichtigsten Bezugspunkte bilden dann freilich Werke von Berr, M. Bloch, Braudel, Chaunus, Duby, Furet, Labrousse, Le Goff und anderen. Zur Geschichte und zu den im Umkreis der Annales-Gruppe behandelten Themen vgl. z. B. Honniger (1977).

Wenngleich die Annales-Gruppe sowie die wissenschaftstheoretische Tradition des logischen Empirismus und des kritischen Rationalismus in ihrer grundsätzlichen Kritik am Narrativismus und am Konzept einer Ereignisgeschichte übereinkommen, sind die Ausgangslagen und die Begründungen dieser voneinander unabhängig formulierten Kritiken doch vollkommen verschieden. Die französischen Geschichtsforscher argumentieren, im Gegensatz zu den Wissenschaftstheoretikern, nicht nur aus der Perspektive der geschichtswissenschaftlichen Forschungspraxis, die sie selbst gut kennen. Was ihre Kritik fundiert, ist vielmehr eine soziologische Diagnose gesellschaftlicher Verhältnisse und die damit verbundene Behauptung einer Veränderung des Gegenstandes der historischen Wissenschaften. Gesellschaftliche Verhältnisse und Vorgänge werden von der Annales-Gruppe nicht mehr als Produkte menschlichen Handelns aufgefaßt:

"Die stillschweigende Voraussetzung, derzufolge die Ereignisse das sind, was die Individuen in die Tat umsetzen oder erleiden, wird von Braudel untergraben; zugleich untergräbt er zwei weitere, eng miteinander zusammenhängende Voraussetzungen (...): die nämlich, derzufolge das Individuum der letzte Träger der historischen Veränderung ist, und die, derzufolge die bedeutendsten Veränderungen die punktuellen sind, eben diejenigen, die aufgrund ihrer Kürze

⁶Man denke hierbei zunächst an Hempels (1942) berühmt gewordenen Aufsatz, in dem es um das wissenschaftstheoretisch und methodologisch zentrale Problem der wissenschaftlichen Erklärung in den historischen Wissenschaften geht (vgl. auch Hempel 1965, 1972, Hempel & Oppenheim 1948, Popper 1934, 31ff.). Zur Analyse vgl. Angehrn (1985, 111ff.) oder Ricoeur (1988, 166ff.), der die Apologie des nomologischen Modells bis zu dem Punkt rekonstruiert, an dem das Modell – bei Frankel (1957) – derart abgeschwächt wird, "daß die Interpretation, die hier ähnlich gefaßt wird wie das Verstehen der kritischen Geschichtsphilosophie, als ein notwendiges Moment der historischen Erkenntnis zugelassen wird; das Moment der Interpretation ist dasjenige, in dem der Historiker wertet, also Sinn und Wert zuschreibt. Dieses Moment unterscheidet sich von demjenigen der (deduktiv-nomologischen, J.S.) Erklärung, das Kausalzusammenhänge zwischen Ereignissen herstellt" (Ricoeur 1988, 176f.). – Daß in der analytischen Tradition der Philosophie, zumal in ihren szientistischen Varianten, der Begriff des 'Verstehens' sehr häufig einseitig mit dem psychologischen Konzept der 'Einfühlung' identifiziert wurde, sei hier nur erwähnt (vgl. Abel 1953). Anlaß zu einer Korrektur dieser Einseitigkeit hätte schon Dilthey geboten, der den Psychologismus seiner Verstehenslehre in der hermeneutischen Wende seiner Spätschriften bakanntlich kritisierte und zu überwinden suchte.

und ihrer Plötzlichkeit das Leben der einzelnen betreffen. Diesen behält Braudel den Ereignisbegriff vor" (Ricoeur 1988, 152).

Diese Thesen, die in Teilen an die (post-) strukturalistische, dekonstruktivistische oder systemtheoretische Verkündung des 'Todes des Individuums' erinnern, verdeutlichen das zentrale Begründungsmuster der Narrativismus-Kritik der Annales-Gruppe: Wenn Gesellschaft und Geschichte nicht mehr als ein Prozeß von Ereignissen verstanden werden können, die Menschen handelnd hervorbringen und von denen Menschen betroffen sind, ist das Schwinden der Erzählform nur logisch: Denn erzählen läßt sich nur von Ereignissen im skizzierten Sinne. Gesellschaftliche Strukturen aber, die in ihrer sehr allmählichen Entwicklung den Gang der Geschichte bestimmen, entziehen sich dem Raum des Erzählbaren. Wenn historische Wissenschaften dennoch möglich sein sollen, sind diese auf die methodischen Instrumentarien der modernen Sozialwissenschaften (Ökonomie, Politologie, Soziologie etc.) angewiesen, die eine Analyse struktureller Bedingungen geschichtlicher Prozesse ermöglichen. An die Stelle einer narrativ konstituierten und narrativ verfahrenden Ereignisgeschichte tritt eine theoretisch begründete, analytisch verfahrende Strukturgeschichte.

Ganz anders ist, wie angedeutet, die Kritik am Narrativismus begründet, wie sie im Umkreis der szientistischen Wissenschaftstheorie formuliert wurde. Die Kriterien für die Kritik sind in diesem Fall in einem normativen Modell wissenschaftlicher Erkenntnisbildung angelegt, das Erkenntnis vornehmlich auf die explanatorischen und prognostischen Möglichkeiten einer Wissenschaft reduziert. Erklärung und Prognose aber besitzen, nach der bekannten These von der 'Einheit der Realwissenschaften', in allen Wissenschaften dieselbe Form. Keinesfalls könne diese Form in einer Erzählung bestehen. Erzählungen stellen uneingeschränkt vorwissenschaftliche Sprachformen dar, wie sie für den Bereich der alltagsweltlichen Verständigung oder der literarischen Textproduktion typisch sein mögen. Generell wurde das Erzählen als eine "zu elementare Redeform (betrachtet), um auch nur von fern den Anspruch der Wissenschaftlichkeit zu erfüllen, den das nomologische Erklärungsmodell erhebt" (Ricoeur 1988, 181). Das Erzählen galt (und gilt) als alltagsweltliche Kompetenz eines jeden Menschen, und das macht sie dem wahrhaft wissenschaftlichen Geist verdächtig:

"Doch gerade weil die narrative Darstellungsform dem menschlichen Empfinden so selbstverständlich scheint, weil sie so sehr ein Aspekt der Umgangssprache und des alltäglichen Diskurses ist, muß ihre Anwendung in jeder Art von Forschung, die den Rang einer Wissenschaft anstrebt, verdächtig sein. (...) Aus dieser Sicht ist die Entwicklung der modernen Wissenschaften ablesbar am fortschreitenden Abbau narrativer Darstellungsformen zur Beschreibung der Phänomene, aus denen sich ihre spezifischen Forschungsobjekte zusammensetzen. (...) Eine

Disziplin, die über ihren Gegenstand narrative Schilderungen als Selbstzweck produziert, erscheint methodisch unsolide, eine Disziplin, die ihre Daten untersucht, um darüber eine Geschichte zu erzählen, erscheint theoretisch defizient" (White 1987, 57).

Mit der wissenschaftstheoretisch begründeten, strikt am normativen Ideal einer nomologischen Wissenschaftskonzeption orientierten Kritik der narrativen Historiographie ist der Boden bereitet für jene Gegenkritik des nomologischen Modells, die schließlich zu seiner Relativierung oder, wie Ricoeur formuliert, zu seinem Zerfall führt. In der Historiographie-Debatte führt diese Kritik – so in Drays (1957) wichtigem Buch 'Laws and Explanation in History' – einerseits zu der 'negativen' Argumentation, die darauf abzielt, "den Begriff der Erklärung von dem des Gesetzes abzulösen" (Ricoeur 1988, 182). Positiv gewendet beginnen nun andererseits verschiedene Autoren, Varianten der Erklärung zu explizieren und zu begründen, die nicht auf das deduktiv-nomologische Subsumptionsmodell reduziert werden können – was natürlich bis in unsere Tage eine Streitfrage ist. Diese verschiedenen Erklärungsformen wurden in aller Regel mit einem Blick auf den Gegenstandsbereich der 'Wissenschaften vom Menschen' formuliert. Es ging um Erklärungsmodelle, die auf sinnhaft strukturiertes, temporal verfaßtes und geschichtsbezogenes Handeln gerichtet waren.⁷

Zu nennen sind neben Drays (1957) Modell einer 'rationalen Erklärung' (vgl. auch Schwemmer 1976) insbesondere v. Wrights (1974) Modell einer intentionalen oder quasi-teleologischen Erklärung, das von Danto formulierte Konzept der 'narrativen Erklärung' (Danto 1965; vgl. auch Gallie 1964, Mink 1965); vgl. hierzu auch die bei Angehrn (1985) diskutierten 'Sammelkonzepte' der 'integrativen (Teil/Ganzes-) Erklärung' und der 'hermeneutischen Erklärung'. Wenigstens erwähnen möchte ich H. Whites aufsehenerregendes Konzept der 'Erklärung durch Fabelkomposition' (White 1973, vgl. Ricoeur 1988, 242). In seinem Buch 'Metahistory', einer für den wissenschaftlichen Geist provokativen 'Poetik' des historischen Diskurses, behandelt White den Vorwurf der Literarizität des Erzählers in einer neuartigen Weise, indem er in der Narration in der Tat das Bindeglied zwischen Literatur/Fiktion und Geschichtswissenschaft/Historiographie erkennt, wodurch die Objektivitäts- und Wahrheitsansprüche der historischen Wissenschaften radikal in Frage gestellt werden. (Zur Diskussion vgl. Nadel 1980). H. White verwirft jede allzu rigide Unterscheidung zwischen Kunst und Wissenschaft, die gleichsam hermetisch gegeneinander abgeriegelte Sinnhorizonte und Handlungsbereiche sowie sich wechselseitig ausschließende Methoden konstituiert. Er kritisiert diese Unterscheidung in 'objektivismuskritischer' Absicht und macht auf den "gemeinsamen Konstruktionscharakter sowohl künstlerischer wie wissenschaftlicher Aussagen" aufmerksam (White 1986, 37), um die Geschichtswissenschaft aus dem 'längst überhol-

Wenn von der These der Relativierung oder des Zerfalls des nomologischen Modells und den damit verbundenen Bemühungen um alternative Wissenschaftskonzeptionen und Erklärungsmodellen die Rede ist, haben wir eine Diskussionsebene erreicht, die auch für die metatheoretischen Diskurse innerhalb der Psychologie maßgeblich ist. Auch die Psychologiekritik zahlreicher Psychologen entzündete sich während der letzten Jahrzehnte häufig an dem normativen Absolutheitsanspruch szientistischer Wissenschaftstheoretiker, die allen Wissenschaften eine 'Logik', Methodologie und Methodik der Forschung verschreiben wollten, die den Gegenstandsbereichen und den Erkenntnisinteressen offenkundig nicht in jedem Fall angemessen war. Manche der soeben genannten Ansätze, insbesondere v. Wrights Überlegungen zu einem intentionalen oder quasi-teleologischen Erklärungsmodell, das auch unter dem Titel eines rekonstruktiven 'Verstehens' diskutiert wird, fanden demzufolge auch in psychologische

ten' Gegensatz von 'Kunst versus Wissenschaft' zu befreien. - M.E. existieren zwischen künstlerischer und wissenschaftlicher Selbst- und Weltauffassung allerdings Unterschiede, die White zu unrecht marginalisiert. Eine wichtige Differenz hängt damit zusammen, daß die narrativen Diskurse im Bereich der Wissenschaften üblicherweise nicht im fiktionalen Modus des 'als ob' verbleiben - trotz ihres unbestrittenen konstruktiven Charakters! Selbst wenn man die Erzählung auch (primär?) als eine Angelegenheit einer Theorie literarischer Gattungen betrachtet (Ricoeur), auch wenn man Ricoeurs These einer "Strukturidentität zwischen Geschichtsschreibung und Fiktion" und seine Behauptung einer "tiefen Verwandtschaft zwischen den Wahrheitsansprüchen beider narrativer Formen" (Ricoeur 1988, 13) wohl nicht völlig von der Hand weisen kann, scheint mir die Vorstellung, daß - wie Ricoeur im Anschluß an Veyne sagt - "die Geschichtswissenschaft nichts als Konstruktion und Verstehen von Fabeln ist" (a.a.O. 262), doch problematisch (vgl. hierzu auch H. White 1987 und die Kritik von Winch 1987, 283ff. oder Carr 1985, 8ff.). - Zu literaturtheoretisch-linguistischen Aspekten des Erzählens vgl. auch die Studien aus dem Umkreis des strukturalistischen Ansatzes (z.B. Barthes 1966/1988; eine Verbindung zur Geschichte zieht Todorov 1985).

Auffällig ist, daß in den (meta-) psychologischen Diskursen, die auf eine gegenstandsangemessene Explikation einer 'Logik' und Methodologie der Forschung abzielen, in aller Regel ein Handlungsbegriff vorausgesetzt wird, der insbesondere im Hinblick auf die Dimension der Zeitlichkeit merkwürdig unterbestimmt ist. Nur angesichts der Tatsache, daß in der Psychologie der anthropologische und erkenntnistheoretische Ahistorismus den Status einer beinahe unhinterfragten Selbstverständlichkeit besitzt, scheint es mir verständlich, daß die in einem radikalen Sinne 'temporalisierten' Erklärungsmodelle in der Psychologie in aller Regel keine (nennenswerte) Beachtung finden. Auch wo das Dogma des nomologischen Modells gebrochen wurde, war und ist beispielsweise von 'narrativen Erklärungen', ja überhaupt von erzähltheoretischen Argumenten nicht die Rede. Und dies, obwohl im Umkreis der Historiographie-Debatte gerade das Erzählen zu einem der Hauptthemen jener metatheoretischen Debatten avancierte, die auf eine Kritik des nomologischen Ansatzes abzielten. Interdisziplinäre Grenzüberschreitungen hätten da, wie ich meine, äußerst nahe gelegen, insbesondere dann, wenn im Zuge einer Renaissance der psychologischen Biographieforschung mittlerweile ein Forschungsansatz Verbreitung findet, der in der Einsicht der temporal-genetischen Konstitution von Subjektivität geradezu begründet ist.

Im Umfeld der Historiographie-Debatte führten die Absolutheitsansprüche des nomologischen Modells und die damit verbundene wissenschaftstheoretische Disqualifizierung der Erzählung, wie bereits gesagt, zu massiven Gegenbewegungen. Die Erzählung, die nach der Auffassung der szientistischen Wissen-

⁸Als Beispiele seien die Arbeiten von Aschenbach (1984), Mischel (1981) oder die Überlegungen von Werbik (1976a, 1976b, 1978, 1984, 1986a, 1986b, 1987) genannt, an denen sich eindrucksvoll nachvollziehen läßt, wie die Ansprüche des deduktiv-nomologischen Modells auf der Basis einer handlungstheoretischen Orientierung geprüft und in immer radikaleren Schritten kritisiert und schließlich zugunsten eines Konzeptes einer nicht-nomologischen Psychologie aufgegeben werden. Werbiks psychologiekritische Metaanalysen münden schließlich in den Dualismus einer nomologischen 'Psychonomie' und einer Psychologie, die in wissenschaftstheoretischer und methodologisch-methodischer Hinsicht um den Begriff der Interpretation bzw. des Verstehens von Handlungen und ein damit gekoppeltes konsensustheoretisches Wahrheitskonzept aufgebaut ist (vgl. z.B. Werbik 1986a, 1987). Nur am Rande sei bemerkt, daß in Werbiks Arbeiten nicht nur wissenschaftstheoretische oder methodologische Aspekte eine Rolle spielen, sondern (zunehmend) auch Argumente, die auf eine praktisch-normative Begründung wissenschaftlichen Handelns abzielen.

schaftstheorie als eine Spielart der doxa oder der literarischen Gestaltungen gänzlich ungeignet sei, in irgendeiner Weise als Grundlage oder als Medium der wissenschaftlichen Erkenntnisbildung zu fungieren, wurde in den erwähnten 'Plädoyers für die Erzählform' verteidigt (Ricoeur 1988, 181ff.), ja in gewisser Weise erst 'salonfähig' gemacht. An diese gegenstandsreflexiven, wissenschaftstheoretisch und methodologisch begründeten Bemühungen um eine Rehabilitierung des Erzählens werde ich im folgenden anknüpfen. Dabei gilt es jedoch, die Etablierung neuer dogmatischer Einseitigkeiten und Absolutheitsansprüche von vorneherein zu vermeiden. Auch in dieser Hinsicht ist aus der Historiographie-Debatte, wie ich zum Schluß meines Exkurses verdeutlichen möchte, zu lernen. Dabei geht es darum, den wichtigen Stellenwert erzähltheoretischer Argumente zu berücksichtigen, ohne den narrativistischen Ansatz gleich zu verabsolutieren, ja: ohne einen unversöhnlichen Gegensatz zwischen einem narrativistisch begründeten Forschungsansatz und einem Ansatz aufzubauen, der auf die theoretisch präformierte Beschreibung, Analyse und Erklärung psychosozialer Phänomene Wert legt.

Eine allgemeine Tendenz in der aktuellen Historiographie-Debatte geht dahin, die skizzierten divergierenden Standpunkte nicht mehr nur polar zu kontrastieren, sondern anzuerkennen, daß beide Seiten "im Verlauf ihrer Entwicklung gezwungen waren, Elemente der Gegenseite zu entlaufen" (Rüssi 1987, 24). Wie Kocka und Nipperdey (1979, 9) formulieren, kann die Frage nach einer adäquaten Theorie der Historiographie nicht (mehr) dadurch entschieden werden, daß man sich entweder für eine narrativistische Konzeption und damit für das 'Erzählen', oder aber für eine sozialwissenschaftlich-nomologisch orientierte Version der historischen Forschung und damit für die 'Theorie' entscheidet. Auch Koselleck, der mit seiner Diagnose der 'Theoriebedürftigkeit der Geschichtswissenschaft' (Koselleck 1972) zentrale Defizite der traditionellen Forschung auf den Begriff brachte, hält letztlich nichts von einer groben Gegenüberstellung von 'Ereignisgeschichte' und 'Strukturgeschichte' - wenngleich er betont, daß Ereignisse und Strukturen "im Erfahrungsraum geschichtlicher Bewegung (unter anderem, J.S.) verschiedene zeitliche Erstreckungen (haben), die von der Historie als Wissenschaft eigens thematisiert werden" (Koselleck 1973/1985, 148). Koselleck konstatiert in idealtypischer Perspektive zwar, daß eine Thematisierung von Ereignissen eine Erzählung erfordert, die Thematisierung von Strukturen dagegen einer - in der Regel theoretisch präformierten - 'Beschreibung' bedarf. Allerdings "hieße es unzureichende Präferenzen setzen, wolle man 'Geschichte' auf die eine oder andere Art festlegen. Beide Ebenen, der Ereignisse und der Strukturen, bleiben aufeinander verwiesen, ohne daß die eine in der anderen aufginge. Mehr noch, beide Ebenen wechseln ihren Stellenwert, das Verhältnis ihrer gegenseitigen Zuordnung, je nachdem, was erfragt wird" (Koselleck 1973/1985, 149).

Kosellecks Betonung des Eigenrechts bestimmter Forschungsansätze, Methodologien und Methoden, durch die die Unterschiedlichkeit und (partielle) Unverträglichkeit bestimmter Positionen keineswegs aufgeweicht werden muß, scheint mir auch im Hinblick auf die meta-psychologischen Diskurse bedenkenswert. Ob konträre Positionen mit Begriffspaaren wie 'Ereignis/Struktur', 'Erzählung/theoretische Beschreibung und Analyse', 'Handeln/Verhalten', 'Psychologie/Psychonomie' oder dergleichen markiert werden, ist dabei, unter Berücksichtigung der (partiell) freilich unterschiedlichen Sinngehalte dieser Unterscheidungen, von sekundärer Bedeutung. Festzuhalten ist m.E., daß die Auffassung, nach der eine narrative Geschichtsschreibung (oder eine erzähltheoretisch begründete Biographieforschung) lediglich ein anachronistisches Festhalten an vorwissenschaftlichen, rückständigen oder gar politisch reaktionären Vorstellungen bedeutet, ebenso verfehlt ist wie die totale Weigerung, das begriffliche und theoretische Instrumentarium der 'modernen' Sozialwissenschaften in den Korpus der historischen Wissenschaften aufzunehmen (vgl. hierzu die Kontroverse zwischen Wehler 1979a,b und G. Mann 1979a,b).⁸

Ich lege großen Wert auf die Berücksichtigung des soeben diskutierten Aspektes der Historiographie-Debatte, um mein Vorhaben, die psychologische Biographieforschung erzähltheoretisch zu begründen und zu konzeptualisieren, vor vielleicht naheliegenden Mißverständnissen und auch vor möglichen Einseitigkeiten zu bewahren. Mein Plädoyer für eine erzähltheoretisch fundierte Biographieforschung ist nicht so zu verstehen, als könnte man in dieser Disziplin in jedem Fall auf theoretische Perspektiven verzichten und sich, in gleichsam naiv-empiristischer Einstellung, Lebensgeschichten erzählen lassen, um diese schließlich bloß nachzuerzählen. Es geht mir nicht darum, einen narrativistischen Forschungsansatz zu formulieren und zu verteidigen, der in Aversionen gegen wissenschaftliche Theorie- und Methodenbildungen, die nicht auf das narrativistische Modell zurückgeführt werden können, und in einseitigen Verabsolutierungen seiner selbst verharrt. Festzuhalten ist jedoch, daß der Verzicht auf erzähltheoretische Reflexionen zwangsläufig zu einer Verkennung der Eigenart der Biographieforschung und ebenso zu Defiziten in der Klärung

⁸ Ich lasse es hier einmal dahingestellt, daß in der Historiographie-Debatte, sobald von 'modernen' sozialwissenschaftlichen Theorien die Rede ist, diese Theorien in einer einseitigen Verallgemeinerung als nomologische Theorien verstanden werden. Dies kann durchaus kritisiert werden. Man denke hierbei nur an die Psychoanalyse, die in geschichtswissenschaftlichen Meta-Diskursen reges Interesse fand (vgl. z.B. Wehler 1971). Der Status der Psychoanalyse aber ist, was den thematisierten Aspekt betrifft, durchaus nicht allein durch den Rekurs auf das nomologische Modell zu klären (vgl. hierzu Castoriadis 1983, Habermas 1968, Ricoeur 1969, 1974).

von Grundbegriffen, methodologischen Prinzipien und methodischen Orientierungen oder Verfahren führen muß.

In diesem Punkt beziehe ich mich ganz entschieden auf Argumente des Narrativismus, die nicht nur deshalb für eine (Meta-) Theorie der psychologischen Biographieforschung wichtige Anregungen liefern können, weil im Narrativismus Geschichte "unmittelbar in der Dimension ihrer subjektiven Aneignung und Verarbeitung in den Blick kommt" (Angehrn 1985, 13).¹⁰ Zuallererst vermögen uns narrativistische Argumente vor jenen Blindheiten gegenüber den Voraussetzungen des eigenen Denkens und Tuns zu schützen, wie sie m. E. für die Annales-Schule und die szientistischen Entwürfe einer Logik und Methodologie historischer Forschung ebenso charakteristisch sind wie für die aktuelle psychologische Biographieforschung: Die narratio ist und bleibt ein zentraler Bestandteil in den grundlegenden und "letzten Bedingungen der Sinnstruktur einer Disziplin" (Ricoeur 1988, 137), die mit gutem Grund 'historisch' genannt werden will. Wenn zeitlich verfaßte Phänomene oder Geschichte(n) zum Thema werden, sei es als Kollektivgeschichte, sei es als individuelle Lebensgeschichte, bildet die Erzählung einen nicht hintergehbaren Referenzpunkt metatheoretischer, methodologischer und methodischer Reflexionen. Ricoeur behauptet zurecht, daß die historischen Wissenschaften, "wenn sie jeden Zusammenhang mit unserer Grundkompetenz, eine Geschichte nachzuvollziehen, und mit den kognitiven Operationen des narrativen Verstehens aufgabe(n) (...), ihren spezifischen Charakter innerhalb der Sozialwissenschaften verlieren: sie würde(n) aufhören, historisch zu sein" (Ricoeur 1988, 137). Die Beziehung "zwischen dem Erzählen einer Geschichte und dem zeitlichen Charakter der menschlichen Erfahrung" (Ricoeur 1988, 87) ist ein notwendiger Zusammenhang, die narratio kann zurecht "als Basis der Geschichtssprache und in einem bestimmten Sinn auch als deren Horizont und weitester Rahmen gelten" (Angehrn 1985, 14), wenngleich sie, wie Angehrn betont, nicht deren Ganzes ausmacht. Dies ist auch der Sinngehalt von Carrs Statement, daß "narrative is our primary (though not our only) way of organizing our experience of time" (Carr 1986, 4f.).

¹⁰ Freilich gibt es innerhalb der narrativistischen Theorie der Geschichte nicht nur eine gemeinsame Basis der zentralen Argumentationen (vgl. Angehrn, 1985, 81), sondern, sobald man mehr in die Details geht, auch sehr heterogene Ansätze. Für meine Zwecke kann ich diese Differenzen großteils vernachlässigen. Ich stütze mich lediglich auf ausgewählte Positionen und Argumente, die mir für mein biographietheoretisches Anliegen fruchtbar erscheinen – was wiederum nicht heißt, daß ich diese Positionen bisweilen nicht relativiere.

3.3. ERZÄHLEN ALS ANTHROPOLOGIKUM ODER ALS KONSTITUTIONSBEDINGUNG VON TEMPORAL STRUKTURIERTEN ERFAHRUNGEN UND DEREN WISSEN- SCHAFTLICHER ANALYSE

Mit den Schlußbemerkungen des voranstehenden Exkurses befinden wir uns bereits mitten in einer Diskussion, in der der Sprachform des Erzählens eine konstitutive Funktion für die Erfahrung und das Bewußtsein von Zeit zugeschrieben wird. Als eine Behauptung, die häufig in einem Zug mit dieser 'Konstitutions-These' aufgestellt wird, kann die verbreitete, m.E. jedoch fragwürdige Anthropologisierung des Erzählens angesehen werden. Dem anthropologischen Status von Zeiterfahrung und Zeitbewußtsein entspricht, nach einer durchaus gängigen Auffassung, der anthropologische Rang des Erzählens. Das Erzählen und die Erzählungen in all ihren vielfältigen und heterogenen Formen erscheinen schon deshalb, weil sie vermeintlich immer und überall präsent waren und sind, als eine nicht wegzudenkende Konstante des Daseins des Menschen:

"Die Menge der Erzählungen ist unüberschaubar. (...) Außerdem findet man die Erzählung in (...) nahezu unendlichen Formen zu allen Zeiten, an allen Orten und in allen Gesellschaften; die Erzählung beginnt mit der Geschichte der Menschheit; nirgends gibt und gab es jemals ein Volk ohne Erzählung; alle Klassen, alle menschlichen Gruppen besitzen ihre Erzählungen, und häufig werden diese Erzählungen von Menschen unterschiedlicher, ja sogar entgegengesetzter Kultur gemeinsam eingeschätzt: Die Erzählung schert sich nicht um gute oder schlechte Literatur: sie ist international, transhistorisch, transkulturell, und damit einfach vorhanden wie das Leben selbst" (Barthes 1968, 168).¹¹

Erzählen gilt als eine selbstverständliche alltagsweltliche Kompetenz. Erzählen, so heißt es meistens ohne jede Einschränkung und Spezifizierung, kann jeder Mensch. Diese Anthropologisierung des Erzählens bildet häufig den Ausgangspunkt dafür, das Erzählen

¹¹Barthes formuliert diesen Satz allerdings im Zusammenhang seiner Kritik an narrativistischen Geschichtskonzeptionen, die er als zentrales Moment der repressiven Ideologie des Humanismus zu entlarven versucht. Er steht damit in der Tradition der (post-) strukturalistischen Humanismuskritik (Levi-Strauss, Lacan, Althusser, Foucault, Derrida, Kristeva, Lyotard u.a.). Wie White (1987, 67f.) resümiert, war für diese Autoren die 'Narrativität' eine ideologische Darstellungspraktik historischer und biographischer Erfahrungen und Ereignisse, "mit deren Hilfe die Gesellschaft sich ein menschliches 'Subjekt' schuf, das den Lebensbedingungen im modernen Rechtsstaat besonders angepaßt war."

persönlicher Erfahrungen für die Konstruktion einer sozialwissenschaftlichen Methodik der Datenkonstitution zu nutzen. So spricht z.B. Schütze von einer universalen Erzählkompetenz und meint, diese Kompetenz sei relativ schichtenunabhängig verteilt. Gemäß dieser Prämisse, so wird von Sozialwissenschaftlern weiter argumentiert, eigne sich das Erzählen als wissenschaftliche Datenerhebungsmethode gerade auch für die Erforschung der 'subjektiven Wirklichkeiten' jener Menschen, die nicht über das eloquente Sprachgut des (bildungs-) bürgerlichen Mittelstandes westlicher Industriegesellschaften verfügen. Die historische Forschung wird dann zur Geschichtsschreibung 'von unten' (vgl. Niethammer 1980) und in der Soziologie werden auf der Basis narrativer Interviewmethoden zahlreiche Untersuchungen im Bereich der 'Arbeiterforschung' realisiert (vgl. z.B. Alheit & Dausien 1983, Bahrdt 1975, Deppe 1982, Osterland 1978).¹²

Natürlich gibt es naheliegende und in gewisser Weise 'verständliche' Gründe für die skizzierte Tendenz, das Erzählen als anthropologische Konstante zu betrachten. Erzählungen sind in unserem Kulturkreis in der Tat nicht nur 'vorhanden wie das Leben selbst', sie scheinen darüberhinaus sogar auf eine unauflösliche Weise mit diesem Leben 'verschmolzen': Das Dasein des Menschen, die Erfahrungen, die wir im Laufe unseres Lebens 'machen', scheinen nicht nur an unser Sprachvermögen, sondern unmittelbar an Erzählkompetenzen gekoppelt zu sein. Ohne den Rekurs auf das Erzählen scheinen Begriffe wie 'Erfahrung', 'Handeln', 'Leiden' und dergleichen ihren vollen Bedeutungsgehalt zu verlieren:

"Die Formen der Narration sind, soweit überhaupt unser kulturelles Gedächtnis reicht, grundlegend für die Organisation, Transformation und Kommunikation von Erfahrung. Nicht nur ist ein wesentlicher Bestandteil der auf uns gekommenen Erfahrungen der Vergangenheit narrativ gebundene Erfahrung, wir sehen uns selbst in unserer Lebenswelt immer schon im Zusammenhang von Geschichten (...). Wir erfahren die Welt immer schon so, daß wir unsere Erfahrung auf die Möglichkeit von Geschichten hin selektieren. Relevant ist in der Erfahrung des

¹² Vgl. hierzu auch die widersprüchlichen Ergebnisse jener soziologischen, soziolinguistischen und sozialpsychologischen Diskurse und Spekulationen, in denen im Anschluß an das erwähnte anthropologische Theorem schichtenspezifische Differenzen im referentiellen Gehalt und/oder im Hinblick auf unterschiedlich ausgeprägte 'Erzählkompetenzen' thematisiert werden (z.B. Alheit 1982a, 32; Kohli 1981, 289; Liebel & Schonig 1978, 139).

Alltags zunächst das, was sich zu Geschichten ordnet und in ihnen zugleich eine prägnante Zeitgestalt gewinnt. Umgekehrt aber ordnet das sich zu Geschichten, was wir in besonderem Maße als 'relevant' erfahren" (Stierle 1979, 92).

Allerdings: So berechtigt es ist, das Erzählen innerhalb unseres Kulturkreises - oder: 'soweit überhaupt unser kulturelles Gedächtnis reicht' - für eine allgemeine Sprachform zu halten, so problematisch sind vorschnelle universalistische Anthropologisierungen. Dies verdeutlicht etwa Matthes (1984, 1985), der auf der Basis empirischer Forschungen in Singapur gegen 'ethnozentrische Fundamentalisierungen' und gegen die Anthropologisierung narrativer Sprachformen und Kompetenzen überzeugende Einwände formuliert.¹³

Die erzähltheoretischen Reflexionen und Argumentationen, die ich diskutieren werde, bedürfen keiner kulturübergreifenden und zeitlosen Anthropologisierung des Erzählers, um in ihrer Relevanz für die Begründung und Konzeptualisierung der psychologischen Biographieforschung anerkannt zu werden. Wenn ich im folgenden den Zusammenhang zwischen Zeiterfahrung und Erzählung thematisiere, bin ich mir bewußt, daß die hierbei vorausgesetzten Begriffe der 'Zeit', der 'Zeiterfahrung' und der 'Erzählung' sich nicht ohne weiteres auf universale Strukturen des Menschlichen schlechthin beziehen lassen. Wenngleich m.E. zu berücksichtigen ist, daß Meads Zeitauffassung offen ist für Bewegungen im geschichtlichen

¹³ Er macht in diesem Zusammenhang unter anderem darauf aufmerksam, daß das Erzählen nach dem uns geläufigen Verständnis (...) ein lineares Zeitverständnis, ein eindeutiges Modell der Dreiteilung von Zeit in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, sowie ein unmißverständlichliches Zeitrechnungssystem voraus(setzt)" (Matthes 1985, 317). Die Unterstellung einer solchen linearen Zeitauffassung könnte jedoch bereits innerhalb unserer eigenen, der westlichen Kultur problematisch sein; in 'fremden' Kulturen potenziere sich diese Problematik in aller Regel. Solche Einwände hätte die Erzähltheorie, sobald sie in universalistisch-anthropologischem Gewande auftritt, sicherlich zu berücksichtigen. Für die vorliegende Arbeit ist es m.E. jedoch nicht nötig, das Erzählen und die damit verwobene Zeitauffassung zu universalisieren oder - im 'traditionellen' Sinn des Wortes - zu anthropologisieren (vgl. dazu auch meine Bemerkungen in Kapitel 2.1.). Dies gilt noch mehr, wenn ich auf das autobiographische Erzählen zu sprechen komme, das zweifellos als eine kultur- und geschichtsspezifische Praxis begriffen werden muß.

Erfahrungsraum, die jede allzu rigide Linearitäts- und Kontinuitätsannahme ebenso sprengen wie die Vorstellung, daß Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft im Vollzug der menschlichen Lebenspraxis vollkommen klar auseinandergehalten werden und dementsprechend 'Zeit' als eine ungebrochen lineare Auffeinanderfolge separater 'Zeiträume' verstanden werden können, ist Meads Theorie zweifellos ein kultur- und geschichtsspezifisches Konstrukt. Analoges ließe sich über eine Theorie des Erzählens formulieren. Die Reichweite und die Geltungsansprüche der anzustellenden Überlegungen, die dem Zusammenhang zwischen Zeiterfahrung und Erzählen nachgehen, sollen dementsprechend an keine vorschnelle Anthropologisierung des Erzählens in einem uneingeschränkt universalistischen Sinne gebunden werden.

Wenn dieser relativierende Vorbehalt berücksichtigt bleibt, kann allerdings nach den grundlegenden Beziehungen zwischen Erzählung und Zeiterfahrung gefragt werden, um weitere Elemente einer - im skizzierten Sinne eingeschränkten - anthropologischen Kommunikationstheorie formulieren zu können und dadurch den Boden für eine psychologische Biographieforschung zu bereiten, die erzähltheoretische Argumente konstruktiv aufnimmt. In dieser Perspektive stellt sich dann zunächst die Frage nach der konstitutiven Funktion des Erzählens für jede Form von Zeiterfahrung und Zeitbewußtsein, d.h. für jede Form der temporalisierenden Vergegenwärtigung der Welt und Existenz des Menschen.

Die Grundthese des Narrativismus lautet, wie gesagt, daß "die Zeit (...) in dem Maße zur menschlichen wird, wie sie narrativ artikuliert wird" (Ricoeur 1988, 13). Die Thematisierung zeitlich strukturierter Prozesse erfordert die Verwendung narrativer Sprachformen. Dieses Erfordernis liegt in der Struktur und in den Funktionsprinzipien unserer Sprache begründet: Das Erzählen ist eben gerade jene Form des Sprechens, die es gewährleistet, die Zeitlichkeit unserer Erfahrungen zur Sprache zu bringen, d.h.: unsere Erfahrungen als Zeiterfahrungen zu artikulieren und dadurch als Geschichte(n) zu präsentieren. Wie Angehrn hervorhebt, konvergieren in der Sicht der radikalen Vertreter des Narrativismus "Geschichtsbildung und Erzählung in ihren grundlegenden Leistungen" (Angehrn 1985, 17). Baumgartner (z.B. 1976, 1979), der sich in einigen Aspekten auf Weils (1976) Plädoyer für eine narrative Historie beruft, konstatiert demgemäß:

"Wenn wir erzählen, sehen wir die Ereignisse in geschichtlicher Perspektive und formulieren Geschichten. Andererseits: konzipieren wir etwas als mögliche Geschichte (...), so unterstellen wir einen erzählbaren Zusammenhang der Ereignisse mit Anfang, Mitte und Ende" (Baumgartner 1976, 279; zit. n. Angehrn 1985, 17).

Das Erzählen müsse damit als jene Form unseres Sprechens gelten, die jede zeitbezogene "Selbstverständigung der menschlichen Existenz über sich selbst" ermögliche (Baumgartner 1979, 263). Diese Behauptung Baumgartners - dessen Ausführungen teilweise (!) durchaus Ricoeours fundamentalen Ansprüchen ähneln - enthalten einen transzentalphilosophischen Sinn. Die allein dem Erzählen eigene temporale Struktur der Satzsysteme wird als conditio sine qua non oder, in Kant'scher Formulierung, als Bedingung der Möglichkeit jedweder Art von zeitbezogenen und in diesem Sinne historischen Aussagen verstanden (vgl. Hardtwig 1979) - gleichgültig, ob diese Aussagen im Alltag oder in der Wissenschaft formuliert werden. 'Geschichte' ist damit in jedem Fall im Grunde und zuallererst narratio, 'Geschichte als Erzählung':

"Wie abstrakt und theoretisch vermittelt auch immer: Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung sind geprägt durch die Struktur der Erzählung; Erzählung, als Form des Geschichtlichen überhaupt, ist Basis, organisierendes Prinzip und Ziel der Historie, ihre transzentrale Bedingung" (Baumgartner 1979, 289).

"Geschichte als Erzählung ist das Medium der Geschichtserfahrung und liegt in jedem Falle der Geschichte als Erkenntnis und Wissenschaft voraus" (Baumgartner 1979, 264).

Warum bekommt das Erzählen diese konstitutive Funktion zugeschrieben? Das Erzählen, so lautet das Hauptargument, ist in mehrfacher Hinsicht selbst temporal verfaßt. Im Gegensatz etwa zur Beschreibung statischer Zustände oder zum argumentativen Aufweis logischer Relationen

"faßt die Erzählung den historischen Gegenstand in seiner spezifischen, genetischen Bestimmtheit; sie stellt ihn, nach dem Wort Droysens, 'in der Mimesis seines Werdens' dar (1937, 361). Darin kommt sie ihm, als historischem, am nächsten, konstituiert sie ihn als geschichtlichen. Sie schmiegt sich der inneren Temporalstruktur des Gegenstandes dadurch an, daß sie ihn zum einen in seiner Zeitlichkeit überhaupt, unter dem Gesichtspunkt der Bewegung, darstellt und daß sie zum anderen diesen Bewegungscharakter in der Perspektive des zeitlichen Zusammenhangs oder, mit einem geschichtstheoretischen Grundbe-

griff ausgedrückt: der Kontinuität begreift. Erst dieser zweite Charakter macht das eigentliche Spezifikum der erzählenden Sprache aus. Geschichtliche Bewegung meint eine Entwicklung, die in irgendeinem Sinne ein Ganzes bildet und in einer inneren Beziehung zu einem Anfang und einem Ende steht; genau diese Beziehung soll die Erzählsprache nachvollziehen" (Angehrn 1985, 18).

Das Erzählen gilt – im konstruktivistischen Sinne verstanden! – als Mimesis ans Werden. Erzählen erschließt die Welt in einer eigentümlichen und einzigartigen Weise in ihrer temporalen Verfaßtheit oder Geschichtlichkeit. Diese These 'konstruktivistisch' zu verstehen, impliziert, die wechselseitige sachliche und logisch-analytische Abhängigkeit von Sprache (Erzählen) und Geschichte anzuerkennen. Der Mensch, den der Phänomenologe Schapp radikal als ein 'in Geschichten verstricktes Wesen' begreift,

"ist nicht erst in Geschichten verstrickt und lernt dann Sprechen und (er) lernt auch nicht erst Sprechen und wird dann in Geschichten verstrickt, sondern beides ist gleich ursprünglich" (Schapp 1959/1981, 274).¹⁴

¹⁴Zu Schapps Ansatz vgl. Schapp (1953, 1959/1981), Fellmann (1973, 135ff.), Lübbe (1954, 1960/61), Welter (1986, 140ff.). Für Schapp ist "das In-Geschichten-Verstricktsein die Grundlage für jede Rede von Mensch und Seele" (Schapp 1953, 160), er definiert den Menschen "exklusiv über sein 'Geschichtenhaben'" (Welter 1986, 141). Schapp bezieht sich, wie bereits einzelne Termini indizieren, auf Heideggers Fundamentalontologie, von der er sich zugleich kritisch abgrenzt, indem er Heideggers Begriff des 'In-der-Weltseins' in der angeführten Weise abwandelt. Schapps Begriff der Welt will sagen, daß "das Wesentliche, was wir von den Menschen kennen, (...) ihre Geschichten und die Geschichten um sie zu sein (scheinen)" (Schapp 1953, 105). In-Geschichten-verstrickt-sein bildet für Schapp den ontologischen Grund des Daseins: "Für uns fällt Welt und Geschichte, in die wir verstrickt sind, zusammen" (Schapp 1959/1981, 142). Menschen leben immer schon in Geschichten, ohne daß es ihnen jemals möglich wäre, "aus dieser geschichtlichen Welt den Kopf zu erheben, um sie von außen anzusehen" (Schapp 1953, 127). Daß Schapp mit seinen unermüdlich wiederholten und im ganzen doch etwas einseitigen Verweisen auf die Geschichte(n) als einzigen Grund und exklusives 'Medium' des Daseins des Menschen häufig eher pathetische Formeln von sich gibt, als daß er sich um Begründungen und Explikationen anthropologischer Theoreme bemüht, brauche ich hier nicht auszuführen. Ebenfalls nur nebenbei sei bemerkt, daß es seltsam – und doch aufschlußreich? – klingt, wenn Schapp an einigen Stellen nicht mehr vom Menschen spricht, sondern vom Mann: "Die Geschichte steht für den Mann" (Schapp 1953, 100).

Die Erzählung als jene Sprachform, die wegen ihrer eigenen Temporalstruktur zurecht als Mimesis ans Werden bezeichnet wird, schmiegt sich also ihrem zeitlich strukturierten Gegenstand nicht nur an (Angehrn), sie konstituiert ihn als sprachlich verfaßten, so daß sprachlich vermittelte Zeiterfahrung und das Zeit- oder Geschichtsbewußtsein unauflöslich mit der Praxis des Erzählers verwoben bleiben. Die weiterschließende Funktion des Erzählers, das die Welt und Existenz des Menschen in ihrer Zeitlichkeit präsentiert, ist nicht als bloßer Zugriff auf eine 'an sich' schon zeitliche Ordnung zu verstehen. Erzählungen erschließen die Wirklichkeit in ihrer Zeitlichkeit vielmehr dadurch, daß sie sie durch ihre sprachliche Vermittlungsfunktion als geschichtliche Welt erst mit-erzeugen, weil die Sprache des Erzählers als "Zeitsprache, als zeitlich affizierte Sprache, Zeitlichkeit entwerfende Sprache" fungiert (Angehrn 1985, 36). Erst im Medium des Erzählers vollzieht sich

"die Eröffnung der Zeitdimension (...). Der spezifischen Referenzzeit der berichteten Ereignisse liegt die allgemeine Zeitdimension voraus, die durch die narrative Sprache entworfen wird, und die auch da gegeben ist, wo das Narrative nicht ausartikuliert, sondern gleichsam als rudimentäre Erzählung einzelnen Begriffen immanent ist.¹⁵ Erst durch die Eröffnung des Zeitraumes, durch die Sprengung des Jetzt auf Zukunft und Vergangenheit hin konstituiert sich die Gegenwart als Erfahrungsraum, in welchem dem Subjekt anderes 'gegenwärtig' und es sich selber präsent werden kann. Gegenwart erhält so die Spannung von Anwesenheit und Abwesenheit, von Nähe und Ferne, und sie erhält dies zunächst in temporaler Hinsicht, als Überwindung der abstrakten, irrealen Punktualität des Augenblicks. Erst im Verweis auf das Nicht-Gegenwärtige wird das 'hier und jetzt' zur erlebbaren Gegenwart, und erst dadurch stellt sich so etwas wie ein 'Geschichtsraum' her, in welchem das Subjekt seine 'eigene' Zeit, seine Geschichte erhält. Auf diesen Zeitraum bezieht sich die Erzählung immer schon, indem sie ihren Gegenstand im Modus des Sich-Ereignens darstellt, als einen, der aus dem Dunkel des Nicht-Präsenten hervortritt und dazu bestimmt ist, wieder in dieses zurückzusinken" (Angehrn 1985, 36).

Im Erzählen werden Erfahrungen zu geschichtlichen Erfahrungen – und damit erst zu Erfahrungen im eigentlichen Wortsinn. Im Erzählen ist die Selbstvergegenwärtigung und die sprachlich

¹⁵Angehrn verweist auf die 'vergangenheitsbezogenen Begriffe', die von Danto (1965/1980) analysiert wurden, sowie auf das Symbol (Ricoeur 1969, 32) oder die Metapher (Jüngel 1977, 396; vgl. auch Ricoeur 1986).

vermittelte Bildung des Selbst des Menschen zeitlich verfaßt:
Wenn ein Mensch in Geschichten seine Geschichte(n) erzählt, präsentiert er sich im Hinblick auf seine Gewordenheit und begreift sich damit in seiner geschichtlichen Existenz.¹⁶

Er tut dies, wenn er erzählt, in einer Weise, die nicht nur, wie ausgeführt, die 'Dimension der Zeit' überhaupt erst ins Spiel bringt. Vielmehr ist das Erzählen - wie ich noch einmal im Anschluß an Angehrn formulieren möchte - selbst noch ein sprachlicher Akt, der in einer einzigartigen Weise als genetischer Prozeß verstanden werden muß:

"Daß die narrative Sprache wesentlich Zeitsprache ist, bedeutet indes nicht nur, daß sie ihren Gegenstand in der Mimesis seines Werdens, in seiner Gestaltung und Auflösung zu fassen sucht; es kennzeichnet in genuiner Weise den Erzählakt selber. Wohl ist jede Rede ein zeitlich sich vollziehender Akt, dessen sprachliche Funktion auf den Zusammenhang zwischen Retention und Protection angewiesen ist. Die Erzählung aber legt in stärkerem Maß als etwa die diskursive Sprache den Akzent auf den Geschehenscharakter des Sprechakts selber. Für eine argumentative Rede mag das Wichtigste das Resultat sein, für die Erzählung ist dasjenige, um dessentwillen ursprünglich erzählt wird, das Geschehen selber, die narrative Entfaltung; das 'Erzählte' bleibt in einem ursprünglichen Sinn an den Erzählakt selber gebunden. Erzählungen können nicht auf ihr Fazit hin 'gekürzt' werden; wohl aber können sie wiederholt werden, ohne ihre originäre Funktion einzubüßen" (Angehrn 1985, 37).¹⁷

¹⁶"Die Erzählung vergegenwärtigt Identität so, daß sie diese nicht in ihrer formalen Struktur, als ein Mit-sich-Identischsein oder So-und-so-Bestimmtsein, sondern in ihrer Prozeßhaftigkeit, als ein zu sich Kommen thematisch macht" (Angehrn 1985, 37).

¹⁷Diesen Worten möchte man fast ein 'leider' hinterherschicken, wenn man an die akademische Praxis denkt: Die Aufgabe, Vorträge zu halten und Artikel zu veröffentlichen, in denen über Ergebnisse empirischer Forschungen berichtet werden soll, ist in aller Regel an formale Auflagen gebunden, die der soeben zitierten Charakteristik des Erzählers diametral entgegengesetzt sind. 'Summarys', Tabellen, Graphiken und ähnliche Formen der reduktiven Ergebnisdarstellung sind allemal erwünschter als platzraubende Entfaltungen von Geschichten und Analysen, die auf den narrativen Bezugsrahmen nicht verzichten können. Was aber, wenn sich die 'Inhalte' von Erzählungen nicht in drei Worten zusammenfassen lassen, was aber, wenn psychologische Analysen narrativer Selbstthematisierungen die Narration als Referenz und Medium voraussetzen?

Das Erzählen ist, wenn es aussagekräftig sein soll, auf den Vollzug und/oder den Nachvollzug angewiesen. Es ist als Mimesis an die Bewegung selbst noch eine Bewegung, durch die ein diachrones Geschehen (Prozesse des Handelns und Erleidens, Ereignisse, Zufälle) sukzessive und in seinem inneren Zusammenhang, in seiner Konsistenz und Kontinuität narrativ entfaltet werden soll.¹⁸ Die Erfüllung dieser Funktion einer Synthesis des Heterogenen (Ricoeur) und einer integrierenden Darstellung von Prozessen in ihrem diachronen Ablauf und in ihrem (Sinn-) Zusammenhang bedarf der narrativen Ausführung. Erst in der temporal verfaßten Erzählung selbst kommt die thematisierte Wirklichkeit in ihrer temporalen Struktur zur Sprache. 'Erzählen' bedarf der 'Zeit', und die 'Zeit' bedarf der 'Erzählung', insofern sie als 'menschliche Zeit' (Ricoeur) Erfahrungen in den Horizont einer sprachlich vermittelten und in der Sprache reflektierbaren und gestaltbaren 'Geschichte' stellen soll.

Das Erzählen ist also, in dem skizzierten Sinn, durchaus als konstitutive Bedingung von sprachlich vermittelter Zeiterfahrung zu verstehen. Dies bedeutet nicht allein, daß die autobiografische Selbstthematisierung als die zeitbezogene Form der Selbstpräsentation und Selbstvergewisserung sich zwangsläufig im Medium der narratio bewegt – auch wenn sie sich darin keineswegs vollkommen erschöpft. Darüberhinaus ist nämlich auch die wissenschaftlich-psychologische Thematisierung und Analyse individueller Lebensgeschichten, wenn sie diese in ihrer Temporalstruktur bewahren und erforschen will, im Medium der Erzählung angesiedelt – auch wenn sie darin keineswegs vollkommen aufgehen muß.

¹⁸ Zum Konzept der narrativen Konsistenz vgl. die an Stempel (1971) und Stierle (1973) orientierten Anmerkungen von Angehrn (1985, 38f.). Zur 'Kontinuitäts'-Thematik (in ihren durchaus auch problematischen Aspekten) vgl. ebenfalls Angehrn (1985, 68ff.) sowie Kapitel 3.5.3. der vorliegenden Arbeit.

3.4. PRÄZISIERENDE ÜBERLEGUNGEN ZUR DARSTELLENDEN FUNKTION VON ERZÄHLUNGEN: DAS KONZEPT DER DICHTEN ERZÄHLUNG

Erzählungen erfüllen immer auch eine darstellende Funktion. Erzählungen stellen temporal komplexe Phänomene dar und sie tun dies in einer für diese Sprachform spezifischen Weise. Ich habe dies im voranstehenden Kapitel bereits (ansatzweise) ausgeführt, als es um die Begründung der konstitutiven Funktion des Erzählens ging, die, wie gezeigt, im Kern in der Eröffnung der Zeitdimension und des Geschichtsraumes besteht.

Ich rekapituliere in Kürze die bereits angeführten Bestimmungen: Erzählungen schildern eine zeitliche, in aller Regel chronologisch geordnete Abfolge bestimmter Geschehnisse (Ereignisse, Handlungen, Widerfahrnisse, Prozesse des Erleidens); Erzählungen skizzieren sukzessive den Übergang eines jeweils näher bestimmten Zustandes (eines 'Subjektes') in einen anderen. Erzählende Darstellungen von Prozessen sind kognitive Rekonstruktionen von Zustandsveränderungen, Transformationen oder Übergängen, deren Kenntnis für das Verständnis dessen, was geworden ist (und vielleicht heute noch ist) von zentraler Bedeutung sein kann. Erzählende Darstellungen sind als Mimesis ans Werden zu verstehen, durch die das Gewordene durch die Rekonstruktion seiner Genese dargestellt, verstanden oder erklärt wird.

Erzählte Lebensgeschichten dokumentieren biographisch relevante Veränderungsprozesse, sie illustrieren in autobiographischer oder subjektorientierter Perspektive und in concreto die zeitlich-prozessuale Dimension der menschlichen Lebens- und Handlungswirklichkeit, die sie durch ihre grundlegende Konstitutionsfunktion 'zunächst einmal' eröffnen und zur Sprache bringen. Auch für die folgenden Ausführungen, in denen die Erzählung als ein 'poetologisches' Prinzip der Darstellung temporal komplexer Phänomene behandelt wird, gilt es im Auge zu behalten, daß Erzählungen Konstruktionen sind: Wirklichkeitsdarstellungen sind prinzipiell Wirklichkeitskonstruktionen, die nicht auf bloße Abbildungs- oder Repräsentationsfunktionen reduzierbar sind. Bleibt dies unberücksichtigt, führt die Frage, was denn nun Erzählungen darstellen, allzuleicht in die Irre. Die 'subjektive Wirklichkeit', die eine biographische Erzählung darzustellen beansprucht, ist a priori eine sprachlich vermittelte Praxis, von der die (retrodiktiven) Erzählungen, die sich auf diese Praxis

beziehen, um sie in ausgewählten Aspekten besser artikulieren, verstehen oder erklären zu können, nicht einfach abgetrennt werden können.¹⁹

Das Konzept der Erzählung als Darstellung temporal komplexer Phänomene, kurz: den Begriff der darstellenden Erzählung möchte ich nun, in lockerer Anlehnung an den von Schwemmer explizierten Terminus der 'darstellenden Beschreibung', genauer bestimmen. Erzählungen erfüllen genau in dem von Schwemmer formulierten Sinn eine darstellende und nicht nur eine hinweisende Funktion, wie es eben auch die darstellenden Beschreibungen im Unterschied zu den hinweisenden Beschreibungen tun:

"Eine Beschreibung stellt einen Gegenstand dar, wenn sie dessen Struktur, seine Merkmale, so mitteilt, daß man sich - im Rahmen der jeweils gewählten

¹⁹Vgl. zur angesprochenen Problematik die Ausführungen von Carr, der sowohl objektivistische Repräsentationsmodelle kritisiert als auch die Versuche (z.B. von H. White und Ricoeur), sämtliche Erzählungen nicht nur als Konstruktionen, sondern als Fiktionen zu begreifen und demzufolge einen unüberbrückbaren Hiatus zwischen Wirklichkeit (Praxis) und Erzählung zu installieren ("escape from reality"). Demgegenüber insistiert Carr auf einer "continuity between narrative and everyday life" (Carr 1986, 16), die allerdings nicht objektivistisch eingeholt werden kann. Die Verbindung zwischen Wirklichkeit und Erzählung begründet Carr vielmehr auf der Basis eines Konzeptes der "human reality", das den Rekurs auf Sprache erfordert (vgl. Carr, insb. 18ff.). In diesem Zusammenhang verweise ich auch auf die interessanten Bemerkungen von Geertz, der sozialwissenschaftliche (hier: ethnologische) Erkenntnisse zwar als 'Fiktionen' bezeichnet, damit aber genau meint, was ich, um den Unterschied zu literarischen 'Als-ob-Darstellungen' nicht zu verwischen, lieber Konstruktionen nenne: Sozialwissenschaftliche Erkenntnisse "sind Fiktionen, und zwar in dem Sinn, daß sie 'etwas Gemachtes' sind, 'etwas Hergestelltes' - die ursprüngliche Bedeutung von fictio -, nicht in dem Sinne, daß sie falsch wären, nicht den Tatsachen entsprächen oder bloße Als-ob-Gedankenexperimente wären" (Geertz 1973/1987, 23). Geertz konzeptualisiert das Verhältnis zwischen Sprache und Wirklichkeit in einer nicht-objektivistischen Weise, ohne die Frage für müßig zu erklären, "wie man einen guten Bericht von einem schlechten unterscheiden kann" (a.a.O., 24). Seine Antwort verweist auf die unterschiedliche Kraft wissenschaftlich-kreativer 'Imagination' - was gar nichts mit methodenfeindlicher Spekulation oder bloß subjektiver Sensibilität und Einfühlungskraft zu tun hat! -, die uns eben mehr oder weniger "mit dem Leben von Fremden in Berührung zu bringen vermag" (a.a.O., 24).

Darstellungsmöglichkeiten - eine Vorstellung von ihm machen kann. Eine Beschreibung weist auf einen Gegenstand hin, wenn sie die Möglichkeiten nennt, wie man diesen Gegenstand identifizieren kann: man kann eine solche hinweisende Beschreibung dann sozusagen als eine 'Suchvorschrift' lesen, die einen zu dem entsprechenden Gegenstand hinführt. Wenn wir etwa von 'der dritten Tür links hinten im Gang' reden, dann verwenden wir eine hinweisende Beschreibung, die uns zwar die entsprechende Tür finden läßt, im Übrigen aber keine Vorstellung von dieser Tür vermittelt. Wenn wir dagegen von 'der Tür mit dem Glaseinsatz in dem Eichenholzrahmen und den hellen Stahlbeschlägen und -türgriffen' reden, dann versuchen wir, das Aussehen der Tür so zu beschreiben, daß wir uns auch eine Vorstellung davon machen können" (Schwemmer 1987, 121).

Schwimmers Überlegungen zur darstellenden Funktion von Beschreibungen lassen sich unschwer auf die Sprachform der Erzählung übertragen. Während es Ausdrücke und Formulierungen gibt - z.B. 'vergangenheitsbezogene Ausdrücke' (Danto) oder Metaphern -, die lediglich auf eine Geschichte hinweisen, bieten uns ausformulierte Erzählungen eine Darstellung genau im explizierten Sinn. Darstellende Erzählungen liefern uns eine Vorstellung von den thematisierten, temporal komplexen Phänomenen, sie lassen uns - zumindest - gedanklich an der dargestellten Geschichte teilhaben, sie ermöglichen uns den kognitiven Nachvollzug der thematisierten Prozesse, in denen Erfahrungsstrukturen durch die genetische Explikation der relevanten 'Vorgeschichten' (und möglicherweise durch den antizipatorischen Vorgriff auf Künftiges) zur Sprache gebracht werden.

Das Erzählen als eine zeitlich affizierte Sprachform erweist sich als unverzichtbares und unersetzbare 'poetologisches' Prinzip, sobald es um eine Darstellung zeitlich strukturierter Phänomene geht, die uns die jeweils thematisierten Geschehnisse ihren spezifischen Charakteristika und in ihren konkreten Sinngehalten vermitteln soll.

Diese Behauptung möchte ich - sozusagen aus einer gegenüber meinen bisherigen Ausführungen präziseren Sichtweise - kurz verdeutlichen und begründen, indem ich auf Schwimmers Unterscheidung zwischen funktionalen und historischen Handlungsdarstellungen Bezug nehme. Schwemmer macht in seinen 'phänomenologischen' Bestimmungen des 'Handlungs'-Begriffs zunächst darauf aufmerksam,

"daß unser Handeln in den theoretischen Erklärungen vielfach (oder zumeist)

nicht einmal als es selbst, als dieses Handlungs-Geschehen, sondern als Funktion von etwas anderem erscheint: so insbesondere als Mittel zu einem Zweck, als besonderer, aber im Prinzip mit anderen besonderen Fällen austauschbarer Fall einer allgemeinen Regel, als Wirkung einer Ursache. In jeder dieser funktionalen Handlungsdarstellungen wird das Handeln in seinem konkreten Ablauf und seinen besonderen Umständen übersehen und durch eine auswechselbare Handlungseinheit ersetzt, die ihre Identität alleine durch ihre Beziehung zu dem Zweck, der Regel oder der Ursache erhält. (...) Um bestimmte Erklärungsweisen unseres Handelns – durch Zwecke, Regeln, Ursachen – anwenden zu können, entlastet man sich von Handlungsbeschreibungen, die dem Handlungsgeschehen in seinem Ablauf folgen. (...) Um Gesetze des Handelns finden (oder konstruieren) zu können, verzichtet man auf eine Bemühung um die Erschließung der Handlungs-Tatsachen" (Schwemmer 1987, 53).²⁰

Handlungen können wir als Handlungen darstellen, insofern wir sie, wie Schwemmer fortfährt, detailliert als zeitliche Prozesse ausschreiben. Für Schwemmer ist bereits jede einzelne Handlung ein zeitlich strukturiertes und damit ein geschichtliches Phänomen.²¹ Das Handeln gehört zu jenen

"Wirklichkeitsformen, die den Gesetzen der Reproduzierbarkeit nicht gehorchen, sondern der Flüchtigkeit des Augenblicks oder der Unstetigkeit historischer Entwicklungen ausgeliefert sind, die in diesem Sinne die 'Zeit' zur Definition ihres 'Seins' verlangen" (Schwemmer 1987, 40).

Die Forderung einer narrativen Darstellung temporalisierter Wirklichkeitsformen ist unverträglich mit jeder Reduktion der Dar-

²⁰Selbstverständlich beziehen sich Schwemmers Formulierungen nicht allein auf Handlungen, sondern auch auf Prozesse des Erleidens, auf biographische Entwicklungen etc.; das menschliche Handeln begreift er als den exemplarischen Musterfall, an dem sich seine Überlegungen zur Begriffs-, Theorie- oder – ganz allgemein gesprochen – zur Wissensbildung sowie zur Methodologie und Methodik in den Kultur- oder Sozialwissenschaften am besten darlegen lassen.

²¹Schwemmer spricht schon von einer einzelnen Handlung als einer 'Geschichte'. In diesem Zusammenhang sei erwähnt, daß es zahlreiche Handlungen gibt, deren bloße Bezeichnungen eher Abbreviaturen oder Titel für Geschichten als Benennungen einfacher Akte sind. Ihre Darstellung erfordert demgemäß ganz offensichtlich eine Erzählung. So wird man den Akt einer Heirat kaum in zwei Sätzen darstellen können, wenn man die Darstellung nicht von vorneherein auf ganz spezifische Aspekte einschränken möchte (– etwa das 'Ja-Wort' im Standesamt).

stellung auf die Beschreibung und 'Aneinanderreihung' isolierbarer oder diskreter Momente und Zustände. Darauf insistiert auch Danto (1965/1980) in seinen wegweisenden, analytischen Untersuchungen der temporalen Sprache, wenn er darauf aufmerksam macht, daß die (historische) Erzählung keinesfalls mit einer bloßen Aufzählung verwechselt werden dürfe. Eine narrative Darstellung einer Geschichte läßt sich nicht auf eine Aufzählung in der Form des "und dann ... und dann ... und dann" reduzieren. Eine Geschichte darzustellen ist mehr als ein bloßes, chronologisch geordnetes Nacheinander von punktuellen, isolierbaren oder diskreten Elementen zeitlicher Abläufe. In einer (lebens-) geschichtlichen Erzählung (re-) konstruiert der Autor eine Geschichte, das heißt: er expliziert und verdeutlicht einen prozesuellen Entwicklungszusammenhang, er verdeutlicht, wie es zu diesem oder jenem der dargestellten Sachverhalte gekommen ist und auf welche Weise die einzelnen der dargestellten Ereignisse und Handlungen - aus der Perspektive des Erzählers - sinnvoll aufeinander bezogen oder miteinander verbunden werden können. Die narrative Darstellung einer Geschichte ist nicht reduzierbar auf eine Abfolge diskreter Elemente, ohne daß die Worte 'Geschichte' und 'Erzählung' ihren spezifischen Sinn verlieren würden. Eine Chronologie vereinzelter Momente oder Elemente einer (Lebens-) Geschichte kann zwar einen geschichtlichen Veränderungs- oder Entwicklungsprozeß anzeigen, sie stellt aber diesen Prozeß keineswegs schon dar. Von einer Darstellung einer Geschichte können wir erst sprechen, wenn es diese Darstellung ermöglicht, den zeitlichen Verlauf des thematisierten Veränderungsprozesses im einzelnen und in inhaltlicher Bestimmtheit nachzuvollziehen, wenn wir uns also eine Vorstellung davon machen können, wie es vom Anfang einer Geschichte durch bestimmte Geschehnisse schließlich zu einem bestimmten Ende gekommen ist.

Betrachten wir uns als Beispiel noch die folgenden Formulierungen:

1. Am 15. Februar 1950 ist Herr Z. durch eine satzungsgemäße Beitrittserklärung Mitglied der A-Partei geworden.
2. Am 15. Februar 1960 hat Herr Z. seine Mitgliedschaft bei der A-Partei aufgekündigt und ist als Mitglied in der B-Partei aufgenommen worden.

Mit diesen Sätzen haben wir ganz offensichtlich noch keinen

zeitlichen Entwicklungs- oder Veränderungsprozeß dargestellt. Wir können zwar zur Kenntnis nehmen, daß sich im Leben des Herrn Z. im Zeitraum zwischen 1950 und 1960 'etwas' in einer ganz bestimmten Hinsicht verändert hat. Gleichwohl wissen wir nicht, was sich denn - über den formalen Akt des Parteiwechsels hinaus - verändert hat, wie der angezeigte biographisch relevante Übergang darzustellen wäre und was er - für Herrn Z. und/oder für den psychologischen Interpreten - im einzelnen bedeutet (- mit welchen anderen Veränderungen er verbunden, mit welchen Orientierungen, Intentionen, Wünschen etc. er verbunden ist).

Dem zeitlichen Charakter temporal komplexer Phänomene und damit der Bedeutung dieser Phänomene werden Darstellungen nur dann gerecht, wenn sie in einer temporalen, also narrativen Sprache formuliert sind. Dies gilt für die alltagsweltliche und genauso für die wissenschaftlich-psychologische Erfahrungs- und Erkenntnisbildung. Insofern wissenschaftlich-psychologische Erzählungen eine Darstellungsfunktion im skizzierten Sinn erfüllen, haben wir es, wie ich in Anlehnung an Geertz' (1973/1987) Begriff der 'dichten Beschreibung' sagen möchte, mit dichten Erzählungen zu tun. Dichte Erzählungen geben uns eine konkrete Vorstellung des in wissenschaftlicher Absicht thematisierten, temporal komplexen Phänomens, und sie vermögen dies nicht nur, weil sie selbst noch temporal verfaßt sind, sondern weil sie darüberhinaus, wie ich an anderer Stelle genauer darlegen werde, an die Erzählungen der 'Forschungspartner' (an deren autobiographische Selbstthematisierungen) anschließen. Dichte Erzählungen rekonstruieren und interpretieren Aspekte des Selbst und damit der Welt eines Menschen - zumindest auch oder zunächst - aus der Innenperspektive des jeweiligen 'Forschungspartners'.²²

²²Vgl. Geertz (1973/1987), der den Begriff der 'dichten Beschreibung', den er von Ryle übernimmt, in den Mittelpunkt seiner - nicht bloß 'abstrakt-methodologischen'! - Rekonstruktion ethnologischer Forschung und Erkenntnisbildung stellt. Um Mißverständnissen vorzubeugen: Das Konzept der dichten Beschreibung impliziert den Begriff der Interpretation: Das Konzept der dichten Beschreibung ist in der Einsicht begründet, daß "das, was wir als unsere Daten bezeichnen, in Wirklichkeit unsere Auslegungen davon sind, wie andere Menschen ihr eigenes Tun und das ihrer Menschen auslegen" (a.a.O., 14). Dichte Beschreibungen beruhen demnach nicht so sehr auf Beobachtungen - was immer das sei -, sondern auf Interpretationen, ja: sie sind Interpretationen.

3.4.1. GRENZEN DES NARRATIVISMUS: ZUM VERHÄLTNIS VON ERZÄHLUNG UND BESCHREIBUNG

Ich möchte nun noch einen Aspekt der Darstellung temporal komplexer Phänomene diskutieren, der, obwohl er keineswegs zu einer Korrektur meiner bisherigen Ausführungen führen wird, diese doch erweitert und ergänzt. Dieser Aspekt betrifft das Verhältnis von Erzählung, Beschreibung und anderen Sprachformen. Erzählungen eröffnen, wie gezeigt, im konstitutiven Sinn des Wortes die Dimension der Zeit, und sie stellen temporal komplexe Phänomene auch angemessen in ihrer Temporalstruktur dar. Aber: Erzählungen, gerade auch (auto-) biographische Erzählungen, enthalten nicht nur 'erzählende Sätze'. Die Geschichte bedarf mehr als nur ihrer narrativen Entfaltung, um als verständliche Geschichte gelten zu können. Die Darstellung temporal komplexer Phänomene ist zwar zunächst und in einem grundlegenden Sinne auf narrative Sprachformen angewiesen. Jedoch ist die narrative Darstellung - genau genommen - 'nur' als ein (besonders wichtiges, besondere Aufmerksamkeit verdienendes) konstituierendes Element der Bildung und der Präsentation der Historie aufzufassen, und nicht als die alleinige und hinreichende Konstitutionsbedingung des Geschichtlichen - wie es radikale Narrativisten bisweilen behauptete(n) (z.B. Baumgartner 1972, Danto 1965/1980).

Ein Gesichtspunkt, der zu einer Relativierung dieser radikal-narrativistischen Position führt, wird überlicherweise unter dem Titel der Komplementarität von Erzählung und Beschreibung abgehandelt.²³ Vorausgesetzt wird in diesen Erörterungen, was ich ohnehin nie anders formuliert habe: daß nämlich die um eine Theorie der historischen Wissenschaften bemühten erzähltheoretischen Überlegungen das Erzählen oder die Erzählung nicht auf der Ebene von 'erzählenden Sätzen' ansiedeln dürfen, wie das z.B. im Buch von Danto streckenweise geschieht, sondern auf der Ebene erzählender 'Diskurse' oder 'Texte' verorten müssen (vgl. Angehrn 1985, 24).

Der Grundgedanke des erwähnten Komplementaritäts-Theorems lautet: In 'narrativen Diskursen' spielen Beschreibungen eine nicht nur marginale Rolle, die, wie radikale Narrativisten meinen, mit der

²³ Ich orientiere mich im folgenden im Wesentlichen an den konzisen Ausführungen von Angehrn (1985, insb. 24ff., 28ff.)

sprachlichen Konstitution des Geschichtlichen nichts zu schaffen habe. Im Gegenteil: In Erzählungen, in denen ein temporal komplexes Phänomen in Form einer verständlichen und plausiblen Geschichte dargestellt werden soll, die zeigt, daß und wie es zu einer bestimmten Veränderung gekommen ist, sind Beschreibungselemente unerlässlich.²⁴

Mit dem Ausdruck 'Beschreibung' wird, ganz allgemein gesprochen, zunächst einmal darauf hingewiesen, daß "die Erzählung keinen für sich autonomen Sprachmodus darstellt. Auch wenn sie den letzten Bezugsrahmen der historiographischen Darstellung bilden mag" (Angehrn 1985, 25), müssen die narrativen Elemente einer Erzählung durch andere, nicht unmittelbar dem narrativ konstruierten Fluß der Geschichte zugehörige Bestimmungen ergänzt werden, "welche die Elemente einer narrativen Sequenz auf inhaltlicher Ebene so in Beziehung setzen, daß ihre Abfolge über die zeitliche Ordnung hinaus intelligibel wird. Dies geschieht etwa durch Einfügen von Informationen, die nicht selber 'Stationen' der Ablaufkette darstellen, aber deren Zusammenhänge einsichtig und damit die Erzählung verständlich werden lassen" (a.a.O., 25).

Solche Zusatzinformationen oder Beschreibungselemente 'unterstützen' die Erzählung, indem sie sie plausibilisieren und nachvollziehbar machen. 'Beschreibungselemente', das sei der terminologischen Klarheit wegen gleich gesagt, können auch 'Erklärungs-' oder 'Argumentationselemente' sein, Zusatzinformationen also, die nicht bestimmte 'Sachverhalte' (Situationsaspekte, Personenmerkmale etc.) näher qualifizieren, sondern eine explanative oder argumentative Funktion erfüllen, indem sie eine

²⁴ Vgl. hierzu die an Benveniste (und andere) anknüpfenden Anmerkungen von Barthes (1966/1988, 106ff.) zur 'Theorie der Ebenen', nach der "die Erzählung eine Hierarchie von Instanzen bildet. Eine Erzählung verstehen heißt nicht nur, dem Abspinnen der Geschichte folgen, sondern auch 'Stufen' darin erkennen, die horizontalen Verkettungen des Erzähl-'fadens' auf eine implizit vertikale Achse projizieren; eine Erzählung lesen (hören) heißt nicht nur, von einem Wort zum anderen übergehen, sondern auch von einer Ebene zur anderen" (a.a.O., 107f.). Erst im Zusammenspiel zwischen der horizontalen ('distributionellen') und der vertikalen ('integrativen') Achse, erst im wechselseitigen Bezug von temporalen und logischen Relationen (narrative 'versus' deskriptive, explanative, argumentative Elemente) wird eine Erzählung und das Verstehen einer Erzählung möglich.

'warum-Frage' beantworten oder bestimmte Geltungsansprüche eines Textes begründen, die allein mit narrativen Mitteln nicht adäquat behandelt werden können. All diese nicht-narrativen Elemente, die in dem angesprochenen Diskussionskontext üblicherweise unter dem Titel 'Beschreibungselemente' zusammengefaßt werden, untermauern, wie Angehrn in Anlehnung an Stempel konstatiert und erläutert, den der Erzählung immanenten Anspruch auf Verständlichkeit oder auch den Anspruch

"auf Begründbarkeit und Rationalität (...) des Erzählten. Der durch die Narration 'horizontal' vorgezeichnete Zusammenhang wird erst durch die 'vertikale' Integration wirklich verstehtbar. Die beschreibende Rede bringt in all ihren Formen 'das Prinzip zur Geltung, nach dem sich ihre Ordnung bemäßt: das Prinzip der gedanklichen Kohärenz' (Stempel 1973a, 344). Zwar leistet bereits die narrative Organisation (...) mehr als die zeitreferentielle Abbildung des Geschehens; sie interpretiert dieses anhand 'bestimmter vorgegebener Verlaufsmuster' (a.a.O., 336) und konstituiert so etwas wie eine 'resultative Beziehung' (a.a.O., 328) - eine in bestimmtem Sinne 'logische' und einsichtige, aber als solche nicht notwendige Beziehung ('X wurde krank und starb'). Die 'innere Notwendigkeit' ist demgegenüber 'Gegenstand der Beschreibungsrede, die gerade auf Fragen eingeht, die sich auf der narrativen Achse ergeben, indem sie durch entsprechende Qualifikationen Quasi-Syllogismen ... nahelegt oder gar formuliert'. (...) Stempel nennt drei Grundtypen der in der Erzählung vorkommenden Beschreibungsrede: die Qualifikation, die Explikation und die explizite Stellungnahme (a.a.O., 332). Die erste ergänzt das Ereignis durch Zustandscharakterisierungen, nennt nähere Umstände seines Zustandekommens; es sind Daten, die nicht selber in die Ereigniskette eintreten und nicht im selben Maß zeitreferentiell gebunden sind wie die Ereignisse. Der zweite Typus, die Explikation, kann als Umkehrung der Narration, als Erzählung 'von hinten' aufgefaßt werden, welche durch Bezug auf ein vorausgehendes Geschehen ein Ereignis näher charakterisiert, in seiner Genese verständlich macht. In der interpretatorischen Stellungnahme schließlich wird der metanarrative Status und performative Index der Beschreibung explizit artikuliert. Auf der inhaltlichen Ebene ist der Unterschied zwischen den beiden ersten Stufen, die eine 'gedankliche Vertiefung der Erzählung' (a.a.O., 343) intendieren - und in deren Fluchtlinie das steht, was üblicherweise als 'Erklärung' in der Geschichte thematisiert wird - und der dritten Stufe augenfällig. Er widerspiegelt sich in einem verbreiteten Selbstverständnis der Geschichtswissenschaft, welches zwar die Explikation des Geschehens als Aufgabe der Historie betrachtet, aber jede urteilende oder wertende Stellungnahme ablehnt. Gemeinsam ist allen drei Formen, die zeitlich-resultative Beziehung durch eine andere Verhältnisweise zu ergänzen und sie gege-

benenfalls in dieser zu fundieren (oder etwa im negativen Fall das Fehlen einer solchen Fundierung und damit die Zufälligkeit des Verlaufs zu indizieren). Offenkundig aber ist, daß diese 'Fundierung' ganz verschiedene Gestalt annimmt, je nachdem ob sie eine Verlaufsschilderung nur genauer vorstellig macht, sie plausibler macht, sie durch eine Kausalanalyse als notwendig erweist oder gar durch rationale Begründungen als gerechtfertigt oder 'vernünftig' erscheinen läßt. (...) Die narrativ nicht integrierten Momente der Erzählung stellen insgesamt 'potentielle Faktoren der Erklärung und des Verständnisses' (Stempel 1973b, 525) dar und bilden so die Voraussetzung dafür, daß die Geschichte aufgearbeitet, angeeignet und in das Selbstverhältnis von Personen und Gesellschaften integriert werden kann" (Angehrn 1985, 28f.).

Die ausführlich zitierte Passage aus Angehrns Kritik zeigt deutlich, daß Geschichte eben nicht nur in narrativen Sprachformen beziehungsweise in den narrativen Sequenzen eines Textes konstituiert und dargestellt werden kann, sondern daß ein narrativer Text, in dem Geschichtliches zur Sprache kommt, nicht-narrativer Sprachformen bedarf. Sowohl deskriptive Elemente im engeren Sinne des Wortes, als auch explikative und argumentative Elemente gehören zur Erzählung selbst, sie gehören zum sprachlichen Prozeß der Konstitution und der Darstellung von Geschichte(n). Diese Elemente, die den spezifisch narrativen Passagen einer Erzählung gleichsam 'äußerlich' sind - weswegen sie Angehrn zusammenfassend als 'narrativ nicht integrierte Elemente' bezeichnet -, treten dennoch der Erzählung (i.S. eines Erzähltextes) nicht etwa wie von außen hinzu. Sie sind notwendiger Bestandteil jeder Erzählung, insofern Ansprüche auf Vollständigkeit und Verständlichkeit oder auch auf die Begründbarkeit und Rationalität des Erzählten gestellt werden. Die sprachliche Basis einer Erzählung (eines 'narrativen Diskurses' oder 'narrativen Textes') läßt sich nicht auf die temporalen Elemente einengen. So berechtigt es ist, die temporalisierende und temporalisierte Sprachform des Erzählers in den Vordergrund der Reflexion zu stellen, sobald es um die Analyse der Geschichtssprache und die Formulierung einer Theorie, Methodologie und Methodik der historischen Wissenschaften geht, so unangebracht ist es, diese Fokussierung zu verabsolutieren.

An der kritisierten Einseitigkeit und Fundamentalisierung des Erzählers leidet m.E. auch Schützes theoretische Begründung des 'narrativen Interviews' - und damit freilich die 'Technik' dieser Datenerhebungsmethode selber und noch manche Empfehlung

für die Auswertung narrativer Texte. Ich werde diese Kritik wegen der großen Bedeutung, die Schützes Überlegungen in der Theorie-Diskussion und in der Forschungspraxis besitzen, in aller Kürze ausführen.

Bei Schütze erscheint die Erzählung als eine von der Beschreibung und der Argumentation strikt zu unterscheidende 'Textsorte' (Sprachform); Erzählen, Beschreiben und Argumentieren sind die drei fundamentalen 'Schemata der kommunikativen Sachverhaltsdarstellung', die sich durch jeweils eigentümliche, formale Charakteristika in ihrem schemenhaften Ablauf näher kennzeichnen lassen (vgl. z.B. Kallmeyer & Schütze 1977). Darüberhinaus können die einzelnen 'Kommunikationsschemata' dadurch näher bestimmt werden, daß sie sich zur sprachlichen Vermittlung von jeweils spezifischen Typen von Informationen über bestimmte Sachverhalte eignen (vgl. Kap. 3.1, Fußnote 1). Dies ist bekanntlich der Hauptgrund dafür, daß die unterscheidbaren Kommunikationsschemata für spezifische Zielsetzungen der empirischen Sozialforschung genutzt werden können.²⁵

Problematisch ist, wie meine obenstehenden Überlegungen zum komplementären Verhältnis von Erzählung, Beschreibung und Argumentation nahelegen, daß Schütze das Erzählen fundamentalisiert und autonomisiert. Wie ich zu zeigen versuchte, bedarf die Erzählung notwendigerweise der Beschreibungs-, Erklärungs- und Argumentationselemente, wenn die erzählte Geschichte nachvollziehbar, verständlich und akzeptabel erscheinen soll. Wir können Handlungs- und Ereignisabläufe nur dann als Transformationen bestimmter Zustände darstellen, wenn wir – beispielsweise – die zeitlich aufeinanderfolgenden, verschiedenen Zustände in ihren qualitativen Besonderheiten – im Schütze'schen Sinne des Wortes – beschreiben. Wenn man erzählen möchte, daß und wie sich ein bestimmter 'Sachverhalt' verändert oder entwickelt hat, muß man – unter anderem – auch darstellende Beschreibungen der Zustände vor

²⁵Meine 'instrumentalistischen' Formulierungen dürfen nicht suggerieren, als sei Sprache in ihren einzelnen Modi nichts weiter als ein in sich differenziertes Mittel zur 'Sachverhaltsdarstellung' oder 'Informationsübermittlung'. Schützes theoretische Begründung für eine Verwendung des narrativen Interviews ist freilich wesentlich vielschichtiger, als es meine für die vorliegenden Zwecke genügenden Formulierungen vielleicht nahelegen (vgl. z.B. die ausführlichen Darlegungen in Schütze 1987).

und nach dem thematisierten Veränderungsgeschehen liefern. Dies gilt auch im Hinblick auf (auto-) biographische Erzählungen, die nicht allein aus 'narrativen Sequenzen' bestehen können. Es ist - wenn überhaupt - nicht nur so, daß die "Kommunikationsverfahren des Beschreibens, des Argumentierens und des Beurteilens (...) die vom Stegreiferzählen eigener Erlebnisse geleistete Rekonstruktions- und Kommunikationsgrundlage (zumindest implizit) immer schon voraus(setzen). (...) Ohne diese Basisfunktion des Erzählverfahrens wäre auch das Funktionieren der anderen elementaren Kommunikationsformen (wie die des Beschreibens und Argumentierens) nicht möglich" (Schütze 1987, 83). Ich halte Schützes These in der vorgetragenen Form bereits aus rein logischen Gründen für unhaltbar. Es ist nicht nur so, daß z.B. Beschreibungen - in vielen Fällen - auf irgendeine Weise Erzählungen 'voraussetzen'. Umgekehrt 'zerfallen' nämlich Erzählungen ohne Beschreibungs-, Erklärungs- und Argumentationselemente in inkohärente Teile, die auch zusammengenommen noch keine vollständige Erzählung ergeben. (Systematisch gesehen können Beschreibungen sogar sehr wohl ohne Erzählungen auskommen; umgekehrt ist das schwer denkbar.) Das Erzählen ist, ganz egal, was erzählt wird, keineswegs eine Kommunikationsform, die ohne das Beschreiben auskäme. Es ist deshalb mehr als fraglich, das Stegreiferzählen dadurch vom Beschreiben (und allen anderen Kommunikationsformen) abzugrenzen, daß man es ganz allgemein als autonomes, fundamentales, ursprüngliches oder, wie Schütze (1987, 83) formuliert, "als gattungsgeschichtlich ursprünglichstes Arrangement der fokussierten Kommunikation über Weltsachverhalte" bezeichnet.

Die Unhaltbarkeit derartiger 'Theoreme' hat m.E. problematische Konsequenzen, wenn Schütze die wohl begründete und sicherlich sinnvolle Konzentration auf erzählerische Sprachformen in der Konzeption des narrativen Interviews - zumindest in einigen Formulierungen - zu verabsolutieren scheint. Manchmal müssen vom Interviewer wohl auch Beschreibungen, Erklärungen und Argumentationen evozierende Fragen gestellt werden - und zwar nicht erst nach Abschluß aller 'narrativen Phasen' -, wenn eine Erzählung verständlich und nachvollziehbar erscheinen soll. Die Trennung zwischen Textsorten ist zu analytischen Zwecken berechtigt; im Hinblick auf die Praxis des Erzählens kann sie wohl kaum in 'reiner' Form aufrechterhalten werden. Dies gilt nicht nur für die Durchführung von narrativen Interviews. Auch die Analyse von Erzähltexten ist kaum auf sinnvolle Weise durchzuführen, wenn nur

die im engeren Sinne narrativen Sequenzen Berücksichtigung finden. Diese Sequenzen informieren häufig auch nicht über Ereignis- und Handlungsabläufe, insofern nicht andere Textsorten in die Analyse einbezogen werden, wodurch die interessierenden Handlungs- und Ereignisabläufe erst verständlich werden können.

3.5. DIE AUTOEXPLIKATIVE FUNKTION DES ERZÄHLENS: ERZÄHLUNGEN ALS TYPUS DER PSYCHOLOGISCHEN ERKLÄRUNG

3.5.1. VORBEMERKUNGEN: ÜBERWINDUNG DES EINHEITSWISSENSCHAFTLICHEN 'ERKLÄRUNGS-DOGMAS'

Die Erzählung besitzt nicht nur eine konstitutive und eine darstellende Funktion, sobald es um die Thematisierung temporal komplexer Phänomene geht, sondern darüberhinaus, wie nun zu zeigen ist, auch eine erklärende Funktion. Die Begriffe 'Erzählung' und 'Erklärung' derart miteinander in Verbindung zu bringen - und nicht als einen diametralen Gegensatz zu begreifen -, widerspricht einer weitverbreiteten Vorstellung von der (möglichen) 'Funktion' der Erzählung oder der 'historischen Handlungsdarstellung', um noch einmal den Ausdruck von Schwemmer aufzufreien. Wie Schwemmer hervorhebt, verdankt sich die Suche nach den historischen Elementen des Handelns vorwiegend der Frage nach einer phänomengerechten Darstellung von Handlungen, wogegen sich die Bemühung, kausale Elemente unseres Handelns zu identifizieren, auf das Ziel der Handlungserklärung zurückführen lässt.²⁶

²⁶Schwemmer nennt historische Handlungsdarstellungen auch Handlungsbeschreibungen. Ich vermeide diese Redeweise aus terminologischen Gründen. Was Schwemmer historische Handlungsdarstellung nennt, ist in meiner Begrifflichkeit eine Erzählung (in aller Regel ein komplexer 'narrativer Diskurs'/'narrativer Text'), mit der 'eine Geschichte ausgeschrieben wird' (Schwemmer). Wenn die historische Handlungsdarstellung als 'Beschreibung' bezeichnet wird, kann nicht mehr stringent zwischen Erzählung und Beschreibung und/oder zwischen narrativen und deskriptiven Sprechakten oder Textpassagen und/oder zwischen temporalen und logischen Bestandteilen eines Erzähltextes unterschieden werden. Schwemmers Verwendung des 'Beschreibungs-Begriffs' im angesprochenen Zusammenhang lenkt m.E. von den narrativ-temporalen Bestandteilen der Geschichtssprache ab. - Zum Begriff der 'Elemente' in der hier verwendeten Bedeutung vgl. Schwemmer (1987, 35ff.). - Was in Thomaes Ansatz phänomenale 'Beschreibung' heißt (vgl. Kap. 1.2.), ist im wesentlichen eine Erzählung, die ja die phänomengerechte Darstellung von Zeitphänomenen ist.

Historische Handlungsdarstellungen und Handlungserklärungen erscheinen nach dieser Auffassung als zwei unterschiedliche sprachlich-kognitive Operationen, die nichts - oder wenig - miteinander verbindet. Auch bei Schwemmer bleibt die Unterscheidung zwischen Darstellung/Beschreibung und Erklärung unangetastet. Schwemmer legt die historische Handlungsdarstellung auf deren - wie er sagt - 'Beschreibungsfunktion' fest. Ich werde im folgenden einige kritische Argumente gegen diese einseitige Festlegung anführen und zu zeigen versuchen, daß es ungerechtfertigt sein kann, darstellende und erklärende Akte grundsätzlich zwei völlig unterschiedlichen 'sprachlichen Welten' zuzuordnen. Dadurch wird auch Schwemmers Unterscheidung zwischen einem Interesse an einer phänomengerechten Darstellung und einem Interesse an der Erklärung eines Phänomens tendenziell fragwürdig.²⁷

Zu zeigen ist, daß man historischen Handlungsdarstellungen unter der Voraussetzung eines erweiterten 'Erklärungs'-Begriffs mit guten Gründen auch eine explikative oder explanatorische Funktion zusprechen kann. Die Behauptung einer autoexplikativen Funktion der Erzählung läßt sich plausibilisieren und rechtfertigen, wenn wir uns von den Monopolansprüchen des deduktiv-nomologischen Modells und den damit (häufig auf lediglich implizite Weise) verbundenen Erwartungen lösen, was denn eine 'wissenschaftliche Erklärung' zu leisten habe. Sobald es nicht mehr als eine unumgängliche, logische Implikation 'des' 'Erklärungs'-Begriffs angesehen wird, daß Erklärungen zwangsläufig Aufschluß darüber geben, wieso ein Ereignis "mit Notwendigkeit eingetreten ist, warum es mit Gewißheit zu erwarten war" (Angehrn 1985, 119), ist

²⁷In Schwemmers Ausführungen finden sich einige Formulierungen, die auf die autoexplikative Funktion von historischen Handlungsdarstellungen (Erzählungen) hinweisen. So sieht Schwemmer natürlich, daß aktuelle Verhaltensweisen von Menschen dadurch in ihrer Genese und in ihrem spezifischen Sinngehalt verständlich gemacht werden können, daß man die "historischen Elemente über die Rekonstruktion einer verständlichen, aber kontingenten Geschichte mit gegenwärtigen Verhaltensweisen" verbindet (Schwemmer 1987, 51). Schwemmer diskutiert allerdings das Erzählen nicht als eine Form des Erklärens; vgl. hierzu auch seine frühere Kritik an Danto (Schwemmer 1976, 95), in der er der Erzählung den Status einer wissenschaftlichen Erklärung abspricht. M.E. leidet jedoch Schwemmers 'Theorie der rationalen Erklärung' an einem zu 'engen' Erklärungskonzept. So bindet Schwemmer beispielsweise den Erklärungsbegriff prinzipiell an die Möglichkeit von Prognosen (1976, 154).

nicht mehr einzusehen, daß Erklärungen grundsätzlich nach dem deduktiv-nomologischen Modell (re-) konstruiert und - im negativen Fall - als defiziente und minderwertige Abweichungen von diesem Modell begriffen werden müssen.

Wenngleich es richtig ist, eine Erklärung nach dem deduktiv-nomologischen Modell in logischer Hinsicht als 'stärkste' Variante zu betrachten, weil sie als einzige eine Antwort auf die sogenannte 'warum-notwendig-Frage' liefert, legitimiert das keineswegs irgendeine Absolutsetzung dieses Modells. Es gibt Fragen, mit denen ebenfalls Erklärungsansprüche gestellt sind, ohne daß eine Antwort im Sinne des deduktiv-nomologischen Modells erwartet würde oder gar dringlich wäre; in manchen Fällen ist eine derartige Antwort gar nicht möglich. All das ändert nichts daran, daß die jeweils vorliegenden Fragen sinnvoll sind und einer erklärenden Antwort bedürfen. Welche Form eine Erklärung im konkreten Fall besitzen (soll), ist dabei nicht allein mit wissenschaftstheoretischen oder methodologischen Argumenten im engeren Sinne zu entscheiden. Die Antwort auf diese Frage nach der logischen Struktur einer Erklärung ist zum Beispiel unmittelbar von pragmatischen Aspekten abhängig, die eben mitbestimmen, was wir - in alltagsweltlichen oder wissenschaftlichen Handlungskontexten - auf welche Weise und zu welchem Zweck in Erfahrung und in Erkenntnis zu bringen versuchen. Es gibt keine 'Erklärung an sich', und schon gar nicht müssen wir die deduktiv-nomologische Erklärung als einzige mögliche, 'korrekte' oder wissenschaftliche Erklärung begreifen.²⁸

²⁸ Literaturhinweise zur Debatte über alternative Formen des Erklärens (und Verstehens) habe ich bereits in Kapitel 3.2. gegeben (vgl. insb. Fußnote 6 und 7). Ich nenne hier noch den von Apel, Manninen & Tuomela (1978) herausgegebenen Sammelband, der einen informativen Überblick bietet; eine systematische, allerdings am 'Ideal' des H-O-Schemas der Erklärung orientierte Übersicht liefert Stegmüller (1983); eine anders akzentuierte, historische und systematische Diskussion über die Erklären-Verstehen-Debatte bietet Riedel (1978). - Vorab möchte ich erwähnen, daß Danto - entgegen der Auffassung einiger Interpreten seiner analytischen oder "deskriptiven Metaphysik der historischen Existenz" (Danto 1965/1980, 8) - keine unversöhnliche Konkurrenz zwischen deduktiv-nomologischer und erzählender Erklärung sieht. Er bestreitet keineswegs, daß auch in historischen Erklärungen allgemeine Gesetze eine Rolle spielen können, selbst wenn es sich bei diesen Gesetzen in aller Regel um triviale Allgemeinplätze handelt, die als selbstverständliche Bestandteile

Wir können – im Alltag und in der Wissenschaft – beispielsweise danach fragen, wie der Eintritt eines Ereignisses (einer Handlung etc.) möglich war, ohne dadurch wissen zu wollen, warum dieses Ereignis mit Notwendigkeit eingetreten sei. Wie Angehrn nachdrücklich betont (und ausführlich begründet), erscheint es eigentlich gezwungen, dogmatisch und unnötig, die 'wie-möglich-Frage' (und die entsprechenden Erklärungsversuche) "in die Schablone der warum-notwendig-Frage zu pressen. Es gibt keinen Grund, die spezifische Intelligibilität einer 'partiellen Erklärung' (...) an ihr selbst als mangelhaft aufzufassen, auch wenn sie logisch gesehen durch eine 'stärkere' Erklärung ergänzt werden kann. Es gibt zahlreiche Situationen, in denen die Beantwortung einer wie-möglich-Frage als zureichende, keiner Ergänzung bedürftige Erklärung empfunden wird" (Angehrn 1985, 121).

Erzählungen sind, wie ich zeigen möchte, explanative Antworten auf warum-Fragen, die wir (häufig) als wie-möglich-Fragen rekonstruieren können. Erzählungen gehören demzufolge, wie ich im Anschluß an Angehrn (1985, 120ff.) sagen möchte, zur Gruppe der wie-möglich-Erklärungen. Solche Erklärungen "scheren grundsätzlich aus dem Deduktionsmodell aus. Es geht ihnen, auch idealiter, nicht darum, aus gegebenen Antezedentien Folgen abzuleiten, sondern umgekehrt, gegebene Resultate durch den Rückgriff auf bestimmte Antezedentien verständlich zu machen" (Angehrn 1985, 120). In wie-möglich-Erklärungen geht es nicht um eine unumstößliche deduktive Beweisführung, sondern um eine an die Retrospektive gebundene, intersubjektiv nachvollziehbare Argumentation, die die Entstehung eines Ereignisses oder einen Prozeß in seiner Entwicklung rekonstruiert, nachvollzieht, verständlich macht oder – bisweilen – auch rechtfertigt.²⁹

eines kulturellen Wissenssystems angesehen werden können. Danto bestreitet auch nicht absolut, daß man erzählende Erklärungen (in manchen Fällen) in die Form eines deduktiven Argumentes bringen könne. Andererseits aber könnte man auch deduktiv-nomologische Erklärungen als Erzählungen rekonstruieren.

²⁹ Darin liegt auch die Asymmetrie der wie-möglich-Erklärung begründet, die eben nicht als eine 'auf den Kopf gestellte Prognose' verstanden werden kann. Zukunftsbezogene Aussagen auf der Basis eines nicht dem deduktiv-nomologischen Modell subsumierbaren Erfahrungs- und Erklärungswissens stellen zwar begründete Erwartungen dar (oder auch begründete Hoffnungen, Befürchtungen), keinesfalls aber Sicherheit gewährende Vorgriffe auf Künftiges.

Es ist der Rekurs auf 'externe' Gesichtspunkte, der eine nicht allein mit wissenschaftstheoretisch-methodologischen Argumenten operierende Kritik der Absolutheitsansprüche des deduktiv-nomologischen Modells zu begründen und damit die gesamte Debatte über das Erklären erheblich zu rationalisieren vermag.³⁰ Zu solchen - im weitesten Sinne des Wortes - 'externen' Gesichtspunkten gehören die mit dem wissenschaftlichen Handeln 'verbundenen' Erkenntnisinteressen, praktisch-normative Orientierungen und andere pragmatische Aspekte der Erkenntnisbildung, und hierzu gehören auch die gegenstandskonstituierenden ontologischen und anthropologischen Vorannahmen sowie die theoretischen Grundbegriffe einer wissenschaftlichen Disziplin. Nur wenn unter Berücksichtigung dieser externen Aspekte die mit einer Erklärung verbundenen Ansprüche und Erwartungen geklärt und begründet werden, läßt sich die Diskussion über unterschiedliche Erklärungsformen jenseits von der szientistisch-dogmatischen Absolutsetzung eines einzigen Modells und jenseits von einem willkürlich erscheinenden Erklärungspluralismus führen.

Wenn ich im folgenden das Konzept einer narrativen Erklärung (Erklärung durch Erzählung) vorstelle, sind diese Ausführungen auf die gegenstandskonstituierenden und pragmatischen Überlegungen der voranstehenden Kapitel bezogen und in diesen gleichsam fundiert. Selbstverständlich darf auch die Einsicht in die Berechtigung narrativer Erklärungen im Bereich der psychologischen Biographieforschung nicht zu einseitigen Verabsolutierungen führen. Die Erzählung ist eine eigenständige Erklärungsform mit spezifischen Stärken; in gewisser Weise ist sie unersetzbar. Gleichwohl ist sie ergänzbar und, je nach der Beschaffenheit des Untersuchungsgegenstandes und den Erwartungen und Ansprüchen, die an eine Erklärung gestellt werden, auch ergänzungsbedürftig. 'Psychologisches Erklären' muß dementsprechend als eine Vielfalt möglicher Erklärungsformen verstanden werden, die sich nicht ohne weiteres in eine nach eindimensional-abstrakten Kriterien konzipierte Rangreihe bringen lassen. Die vorgenommene Konzentration auf die Erzählung als Erklärungsform hängt nicht nur damit zusammen, daß dieser Variante in der Psychologie kaum Aufmerksamkeit zuteil wurde. Darüberhinaus ist diese Konzentration natürlich in der Sache begründet, die hier zur Diskussion steht. Das

³⁰Vgl. hierzu z.B. die kritische Analyse des Streitgespräches zwischen Hempel und Dray bei Angehrn (1985, 115ff.).

Erzählen ist eben die Form der Erklärung temporal komplexer Phänomene. Das erzählende Erklären läßt die Temporalstruktur des Gegenstandes in einer einzigartigen Weise unangetastet.

3.5.2. DAS SCHEMA DER NARRATIVEN ERKLÄRUNG

In der psychologischen Biographieforschung sind wir primär an zeitlichen Veränderungsprozessen interessiert. Im Hinblick auf die wissenschaftliche Aufgabe der Erklärung der jeweils thematisierten Phänomene bedeutet dies unter anderem, daß das Explanandum nicht als singulärer Sachverhalt aufgefaßt werden kann. Was in der psychologischen Biographieforschung erklärt werden soll, sind zeitliche Prozesse, die narrativ präsentiert werden: Im Explanandum ist in diesem Fall implizit und notwendigerweise ein Bezug auf einen zeitlichen Ablauf enthalten. In 'erzählenden Sätzen' (oder besser: Sprechakten) ist grundsätzlich ein Bezug zu einem vergangenen Zustand des 'Subjektes' der Erzählung impliziert (vgl. Danto 1980, 371ff.). Wenn wir als Biographieforscher beispielsweise daran interessiert sind, warum bestimmte Individuen an politisch-sozialen Bewegungen partizipieren, setzen wir implizit voraus, daß diese Menschen zu einem früheren Zeitpunkt ihres Lebens nicht an kollektiv-politischen Aktivitäten teilnahmen. Wir setzen voraus, daß das politisch-soziale Engagement von Menschen das Resultat eines biographischen Entwicklungsprozesses ist, an dessen 'Beginn' der betreffende Mensch sein Selbst- und Weltverhältnis mehr oder weniger unabhängig von politischen Aktivitäten formulierte. Wenn wir, um ein zweites Beispiel anzuführen, als Biographieforscher daran interessiert sind, den Drogenkonsum von Jugendlichen zu 'erklären', so setzen wir implizit voraus, daß es in jedem einzelnen Fall einmal eine Zeit gegeben hat, in der diese Menschen keine Drogen einnahmen. Der Wissenschaftler interessiert sich in solchen Fällen also nicht für einen zeitlich isolierbaren Sachverhalt, sondern für einen lebensgeschichtlichen Prozeß, der verständlich macht und erklärt, wie und warum es zu der angesprochenen - oder zumindest implizit vorausgesetzten - Veränderung gekommen ist.

Der Anfang und das Ende der (thematisch eingegrenzten) lebensgeschichtlichen Prozesse, für die sich der Biographieforscher interessiert, sind gleichermaßen Bestandteile des Explanandums und nicht - wie dies im Modell der deduktiv-nomologischen

Erklärung und ebenso in einigen der 'revisionistischen' Varianten vorausgesetzt wird - in Antecedensbedingungen einerseits und Konsequenzen andererseits auftrennbar. Wie Danto überzeugend ausführt, möchte man in historisch orientierten Forschungsprojekten nicht allein wissen, 'wieso 'etwas' so und so ist, sondern warum es zu einem bestimmten Zeitpunkt so ist, wo es doch früher anders war. Es kommt nicht darauf an, ein singuläres Ereignis oder einen zeitlich isolierbaren Zustand zu erklären, sondern die Verbindung zwischen verschiedenen Ereignissen oder Zuständen. Nach Danto kann

"die Form eines Explanandums in der Geschichtswissenschaft folgendermaßen wiedergegeben werden:

E: x ist F in t-1 und x ist G in t-3.

F und G sind Prädikatsvariable, die jeweils ersetzt werden müssen durch entgegengesetzte Prädikate; und x ist eine individuelle Variable, die durch einen Eigennamen zu ersetzen ist, der das Subjekt der Veränderung bezeichnet" (Danto 1980, 375).

Der entscheidende Punkt in der weiteren Argumentation von Danto ist, daß die Sätze, mit denen wir das Explanandum formulieren (d.h.: mit denen wir den zu erklärenden Sachverhalt darstellen), zu einer Erzählung gehören, die die Erklärung des thematisierten Phänomens bereits in sich enthält. Die Erzählung liefert also sowohl die zeitlich affizierte Darstellung des interessierenden temporal komplexen Phänomens und zugleich auch die Erklärung desselben. Die Erzählung stellt (lebens-) geschichtliche Veränderungsprozesse nicht nur phänomengerecht dar, sie hat auch, wie Danto in der im folgenden zitierten Passage näher ausführt, autoexplikativen Charakter:

"Der Wandel von F-G ist die Veränderung in x, die Erklärung verlangt. Doch um den Wandel zu erklären, bedarf es der Beziehung auf etwas, das in t-2 mit x geschieht, ein Ereignis (von beliebigem Komplexitätsgrad), das die Veränderung in x verursachte. Ich biete daher folgendes Modell, das die Struktur einer erzählenden Erklärung wiedergeben soll:

- (1) x ist F in t-1.
- (2) H ereignet sich mit x in t-2.
- (3) x ist G in t-3.

(1) und (3) bilden zusammen das Explanandum, (2) ist das Explanans. Die Hinzuziehung von (2) ergibt die Erklärung für (1)-(3). Ohne mich im Augenblick mit der Frage nach allgemeinen Gesetzen belasten zu wollen, möchte ich hervorheben, daß es jetzt eigentlich vollkommen klar sein müßte, in welchem Sinne eine historische Erklärung die Form einer Erzählung annimmt. Einfach in dem Sinne nämlich, daß (1), (2) und (3) bereits die Struktur der Erzählung eigentlich ist. Sie hat einen Anfang (1), einen Mittelteil (2) und ein Ende (3)" (Danto 1980, 376).³¹

Die Erzählung hat einen autoexplikativen Charakter, weil sie die Zusammenhänge und wechselseitigen Verweisungen zwischen den im einzelnen thematisierten Sachverhalten (bzw. den qualitativ verschiedenen 'Gestalten' eines Phänomens) in einer nachvollziehbaren und verständlichen Weise entfaltet. Dabei ist zu beachten, daß die in der Erzählung

"dargestellten Ereignisse ohne Bezüge auf außerhalb der Erzählung liegende Elemente (erklärt werden). Jede Narration ist auf implizite Weise erklärend, weil sie die logische Struktur einer Aufeinanderfolge von Ereignissen beleuchtet - und aus dieser und keiner anderen Vorgehensweise resultiert ihre Verständlichkeit" (Rossi 1987, 13f.).

Narrative wie-möglich-Erklärungen entfalten ihre explanatorische Kraft durch die Explikation von Verhältnissen oder Relationen, die sich, wie wir in theoretischer Perspektive sagen können, als Beziehungen zwischen einzelnen Teilen eines Ganzen oder zwischen Teil und Ganzem rekonstruieren lassen. Narrative Erklärungen stellen einzelne Elemente in Beziehung zu anderen Elementen und schließlich in den Zusammenhang eines umfassenderen Ganzen. Durch die (interpretative) Relationierung einzelner Elemente und die Explikation von Verhältnissen zwischen Teil(en) und Ganzem wird die Funktion oder - in allgemeiner Formulierung - der Stellenwert und der Sinn dieser einzelnen Elemente (Teile) bestimmt - was wiederum nicht folgenlos bleibt für den Sinn des Ganzen, womit wir es mit einem, wie es heißt, gesunden hermeneutischen Zirkel zu tun haben. (Ein derartiger Zirkel ist kein erkenntnishemmender circulus vitiosus, sondern der einzige Weg, auf dem sich sachliche Interdependenzen als intelligible Zusammenhänge ausweisen

³¹In Dantos Schema steht wiederum x für das Subjekt der Geschichte, F für den Anfangszustand, G für den Endzustand und H für ein Geschehen, das zeitlich zwischen F und G liegt, wie die Zeitpunkte t-1 bis t-3 anzeigen.

lassen.)

Die Tatsache, daß einzelne Elemente dadurch, daß sie in erklärender Absicht zu anderen (zeitlich früheren oder späteren) Elementen in Beziehung gesetzt werden, zugleich in ihrem Sinn bestimmt und damit auf präzisere Weise in ihrer besonderen Qualität (in ihrem So-sein) identifiziert und dargestellt werden können, plausibilisiert im Übrigen die bereits skizzierte These, daß die Darstellung/Beschreibung und die Erklärung von Sachverhalten – pragmatisch und logisch gesehen – nicht unbedingt zwei völlig auseinanderzuhaltende Angelegenheiten sind. Wir stellen bestimmte Phänomene gerade dadurch genauer dar, daß wir sie narrativ erklären – vice versa. In diesem Sinne bezeichnet Angehrn die (narrative) wie-möglich-Erklärung oder die integrative Teil/Ganzes-Erklärung auch als eine 'was-Erklärung'. Solche was-Erklärungen erklären nicht nur die Genese und Entwicklung bestimmter Phänomene, sie bringen gerade dadurch auch die qualitative Beschaffenheit dieser Phänomene zur Sprache. Durch Angehrns Rückgriff auf das Konzept der was-Erklärung wird sowohl die Nähe der angesprochenen Erklärungsmodelle zum hermeneutischen Konzept des Verstehens, als auch der unüberbrückbare Abstand zum deduktiv-nomologischen Modell verdeutlicht. Wenn wir die integrative Erklärung oder die wie-möglich-Erklärung

"statt von der logischen Form von ihrer intentionalen Ausrichtung her betrachten, scheint es ebenfalls sinnvoll, sie als eine was-Erklärung zu bezeichnen: Wir verstehen, was es ist, das uns zunächst unverständlich war, worum es sich bei der unverständlichen Erscheinung in Wahrheit handelt. (...) die originäre Leistung (...) scheint in diesem Sinn eine 'Identifikation' vorzunehmen, den Gegenstand in verständlicherer Form zu qualifizieren oder neu zu benennen. In alledem ist es nichts anderes als die Möglichkeit einer solchen 'was'-Ergänzung – oder der Umstand, daß eine solche Ergänzung sinnvoll oder naheliegend ist –, welche die Affinität zum 'Verstehen' schafft. (...) Eine was-Erklärung geht intentional auf etwas anderes als auf die Subsumtion eines Phänomens unter empirische Gesetzmäßigkeiten" (Angehrn 1985, 135).

Es ist nun evident, daß wir es bei den behandelten Erklärungsformen mit Typen des 'erklärenden Verstehens' zu tun haben. Damit wird freilich die traditionelle Unterscheidung zwischen Erklärung und Verstehen partiell in Frage gestellt und überwunden. Die nicht dem deduktiv-nomologischen Modell folgenden Erklärungsformen sind in aller Regel Varianten des Verstehens, zumindest

stehen sie dem Verstehen durch ihre Berücksichtigung der Sinndimension der Handlungs- und Lebenswirklichkeit nahe.³²

Für die narrative Erklärung, wie sie in der psychologischen Biographieforschung vorkommt, gilt die Behauptung einer Komplementarität von Erklären und Verstehen m.E. in besonderem Maße, da sie sich - wie das Verstehen - "(idealtypisch) auf Gegenstände richtet, die durch Intentionalität gekennzeichnet sind und zu denen das verstehende Subjekt (idealiter) in einem kommunikativen Bezug steht" (Angehrn 1985, 199). Wenn Angehrn es als 'Spezifikum des verstehenden Zugangs' bezeichnet, daß jedes Verstehen idealiter auf einer kommunikativen Beziehung beruht, kann man die narrativen Erklärungen, wie sie in der Psychologie gebildet werden, durchaus auch 'hermeneutische Erklärungen' nennen. Narrative Erklärungen sind Verständnis schaffende was-Erklärungen im

³² Dabei interessieren mich, wie deutlich geworden sein dürfte, nicht die Überlegungen zum psychologistischen Modell des 'einfühlenden Verstehens' (Nacherleben seelischer Prozesse), sondern hermeneutische Ansätze zum (psychologisch relevanten) Verstehen von Texten und Textanalogia (z.B. Handlungen). - Natürlich könnte man anstatt von narrativen Erklärungen auch vom narrativen Verstehen reden (vgl. z.B. Johnson 1984). Ich tue dies (im Anschluß an Danto u.a.) nicht, weil dadurch den dogmatischen Monopolansprüchen monistischer Wissenschaftskonzeptionen, die allein im Erklären, nicht aber im Verstehen eine wissenschaftlich-objektive 'Operation' erkennen können, auf subtile Weise Vorschub geleistet wird. Demgegenüber können wir argumentieren, daß z.B. intentionalistische und narrativistische Perspektiven Möglichkeiten eröffnen, jeweils bestimmte Aspekte der menschlichen Lebenswirklichkeit zu erklären, indem wir - ohne dem Schema des deduktiv-nomologischen Modells zu folgen - bestimmte warum- oder wie-möglich-Fragen auf eine intersubjektiv kontrollierbare und für spezifische Zwecke vollständig befriedigende Weise beantworten. Daß dieses Erklären eine hermeneutische Dimension enthält und demgemäß immer auch ein Verstehen ist, hindert uns nicht daran, es auf der Basis eines erweiterten, von dogmatischen Verengungen befreiten 'Erklärungs'-Begriffs weiterhin als eine Form der wissenschaftlichen Erklärung zu bezeichnen. Vgl. hierzu auch Angehrn (1985, 199ff.), der noch vom 'hermeneutischen Verstehen' als einer 'Erklärungsform sui generis' spricht.

Ich komme zu einem letzten Aspekt dieser Erklärungsform, indem ich die explanatorische Kraft von Erzählungen abschließend durch den Begriff der Integration erläutere. Was-Erklärungen erklären, wie angedeutet, durch das rekonstruktive Verstehen eines Zusammenhangs. Die narrative Explanation als eine Bestimmung von Relationen (zwischen Teilen (Elementen) oder Teil und Ganzem) ist eine Integration - die Teile gehören zum Ganzen - (vgl. Angehrn 1985, 125ff.), und sie zielt, da ihre integrative Leistung zeitbezogen ist, auf die Präsentation geschichtlicher Konsistenz und Kontinuität. Im Blick auf die Lebensgeschichte eines Menschen läßt sich sagen: Die historischen Elemente dieser Geschichte erhalten ihren Stellenwert, ihre Bedeutung, ihren Sinn durch die anderen Elemente, zu denen sie in Beziehung gesetzt werden, und durch das Ganze der Geschichte, zu der sie gehören. Um auf eines meiner Beispiele zurückzukommen: Der Drogenkonsum eines Menschen - den wir als Bestandteil der aktuellen Lebenspraxis und als historisches Element der Lebensgeschichte begreifen können - wird in der Narration dadurch erklärt, daß er in seiner Bedeutung (in seinem Stellenwert, seinem Sinn) innerhalb eines zeitlich strukturierten Lebenszusammenhangs thematisiert wird. Dies geschieht dadurch, daß der Gebrauch von Drogen mit anderen lebensgeschichtlich relevanten Erfahrungen und Orientierungen in Zusammenhang gebracht wird. Der Drogenkonsum erscheint dadurch zwar nicht als notwendige Folge (Wirkung) vorausliegender Bedingungen (Ursachen). Eine Erklärung ist die Erzählung in diesem Fall vielmehr dadurch, daß sie - aus der Sicht des Betroffenen, sodann auch aus der Sicht eines Interpreten - nicht-kontingente Relationen zwischen dem Drogengebrauch und anderen Ereignissen, Handlungen oder Orientierungen expliziert: Der erst seit kurzem eingeübte Gebrauch von Rauschmitteln mag dann etwa als eine Handlung verstanden werden, die mit dem bereits lange Zeit

³³Es ist m.E. nicht unbedingt angemessen, die narrative Erklärung (und auch andere Erklärungsformen, die nicht dem deduktiv-nomologischen Modell folgen), vom 'hermeneutischen Erklären' abzugrenzen. Wie soeben exemplarisch gezeigt wurde, sind auch Angehrns Abgrenzungskriterien nicht absolut trennscharf. Daß die psychologische Erkenntnisbildung einer subjektorientierten Biographieforschung notwendigerweise vor die hermeneutische 'Problematik des Sinnverständens' gestellt ist, werde ich im 4. Kapitel der vorliegenden Arbeit ausführlicher diskutieren.

zurückliegenden Tod der Mutter des Betreffenden, mit einer seit längerem verspürten Abscheu gegenüber der in unserer Kultur etablierten, auf Disziplin und Selbstkontrolle ausgerichteten Lebensführung und - um ganz willkürlich noch einen dritten denkbaren Aspekt zu nennen - mit den im Rausch erlebaren Lustgefühlen in Zusammenhang steht. (Ich kann im vorliegenden Argumentationskontext vernachlässigen, daß wir es - in der Terminologie von Alfred Schütz gesprochen - beim zuletzt genannten Erklärungsaspekt mit einem 'Um-zu-Motiv', bei den beiden zuerst genannten Aspekten jedoch mit 'Weil-Motiven' zu tun haben.)

Dieser Zusammenhang ist ein Sinn-Zusammenhang. Seine Kenntnis qualifiziert die in Frage stehende, gewohnheitsmäßige Handlung (Drogenkonsum) und sie erklärt diese Handlung, indem sie sie im skizzierten Sinne verständlich macht. Die narrative Explikation der angedeuteten Zusammenhänge erklärt die Handlung in ihrem (komplexen) Konstitutionsgrund, indem sie in der Retrospektive Bedingungen und Umstände zur Sprache bringt, die die Möglichkeit dieser Handlung erhellen und ihre Wirklichkeit nachvollziehbar erscheinen lassen. Dadurch integriert sie die thematisierte Handlung (Drogengebrauch) und die Bedingungen, Umstände oder Erfahrungen, zu denen diese Handlung in Bezug gesetzt wird, zu einem lebensgeschichtlichen Ganzen.

Die biographische Erzählung erklärt durch die Explikation von zeitlichen Relationen und integriert dadurch das lebensgeschichtlich (scheinbar) Differentia oder Heterogene. Die biographische Erzählung erklärt durch die Konstruktion eines einheitlichen Sinnzusammenhangs oder, wie wir ebenso sagen können, durch die Konstruktion einer (subjektiv) sinnhaften, bedeutungsstrukturierter Einheit, die zugleich als Einheit einer Lebensgeschichte sowie als Einheit und Besonderheit eines geschichtlich konstituierten individuellen Selbst verstanden werden kann.

3.5.3. GRENZEN DES NARRATIVISMUS: BRÜCHE IN DER REGULATIVEN IDEE DER KONTINUITÄT UND EINHEIT DES LEBENSZUSAMMENHANGS

Ich habe soeben festgestellt, daß die Erzählung – in ihrer irreduziblen Doppelfunktion der Darstellung und Erklärung temporal komplexer Phänomene – auf eine Integration des Heterogenen abzielt. In der (auto-) biographischen Retrospektive zeigt sich, wie sich das eine mit dem anderen, unabhängig von der qualitativen Beschaffenheit und dem Ort und Zeitpunkt des Auftretens der biographisch relevanten 'Einzelheiten', miteinander verbinden läßt. Die retrodiktive Konstruktion sinnhafter Bezüge schafft eine Erfahrungswirklichkeit, die als einheitliche Gestalt zu einem Individuum (oder einem Kollektiv) 'gehört'. Im Erzählen erscheint der Lebensvollzug – trotz der permanent wechselnden Geschehnisse – als konsistenter und kontinuierlicher Prozess, in dem vollständig Disparates nicht mehr vorkommt, es sei denn als vorläufig Disparates, das es im Fortgang der biographischen Entwicklung und der damit verbundenen Veränderung des Selbstverhältnisses in die Struktur und die Praxis einer geschichtlichen Existenz zu integrieren gilt.

Die skizzierte These ist, so berechtigt sie als ein wichtiges Teilergebnis einer Analyse und Deskription logischer und praktischer Funktionen des Erzählens erscheint, m.E. verfehlt, sobald sie verabsolutiert wird oder aber einen überwiegend normativen Sinn enthält. Beide Tendenzen sind für den narrativistischen Diskurs durchaus typisch.

So führt zum Beispiel Baumgartner (1972b; vgl. dazu Angehrn 1985, 68ff.) die Praxis des Erzählens umstandslos und gleichsam absolut auf ein anthropologisches Interesse an Kontinuität zurück. Geschichte und mit ihr die Erzählung ist allein in einem praktischen Interesse an Kontinuität konstituiert, die es in narrativen Sprechakten hervorzubringen gilt. In den Worten von Angehrn, der Baumgartners Grundposition prägnant skizziert: "Das Erzählen konstruiert einen zeitlichen Zusammenhang im Horizont der gewählten Sinnperspektive und verleiht dieser gerade dadurch lebensweltliche Bedeutsamkeit, daß es im Hinblick auf sie Geschichte als Kontinuität darstellt. Das Interesse am Erzählen ist das Interesse an Kontinuität" (Angehrn 1985, 70). Es ist die narrative Sprachform, die die Kontinuität des Erzählten verbürgt und damit das anthropologisch begründete 'Streben nach Totalität'

(Baumgartner) erfüllt. Dieses Streben nach Totalität versteht Baumgartner als "Index einer letzten und strukturellen Fragwürdigkeit und Gebrochenheit des menschlichen Wesens (Baumgartner 1972b, 323; zit. n. Angehrn 1985, 73) und damit zugleich als ein Bemühen um die Bewältigung dieser Gebrochenheit, des Zerfalls, der Vergänglichkeit und Endlichkeit des Daseins. Das Geschichtsbewußtsein und mit ihm das Erzählen zielt auf die Überwindung von Brüchen, das Erzählen zielt auf einen 'Sinn der Geschichte', der erst in der integrativen Einheit eines Lebenszusammenhang möglich erscheint, es zielt auf die Synopsis und Versöhnung des Heterogenen, auf die Konstruktion eines Zusammenhangs des (zunächst) Zusammenhangslosen.

In dieser anthropologisch-psychologischen Perspektive scheint allein die Erfahrung eines Einheit verbürgenden Zusammenhangs 'befriedigend' zu sein. Nach dieser Auffassung finden erst in der kontinuierenden Verbindung des (zeitlich) Disparaten (angeblich) zutiefst menschliche Interessen ihre Erfüllung; erst in der Erzählung, die eben diese Verbindung konstruiert, findet der Mensch zu sich und fühlt sich mit sich selbst identisch – ganz im Sinne von Eriksons (1959/1973) klassischer Identitätstheorie, die Angehrn an dieser Stelle völlig zurecht ins Spiel bringt. Das Interesse an Kontinuität erweist sich nämlich als ein Interesse an Identität.³⁴

Im Hinblick auf die Frage nach der Konstitution der individuellen Identität, die mich hier ausschließlich interessiert, ist mit der skizzierten These zweifellos viel Richtiges gesagt. Das Bemühen, sich in Akten der (lebens-) geschichtlich-narrativen Selbstthematisierung der Kontinuität der biographischen Entwicklung zu

³⁴ Ich passe mich im folgenden den einschlägigen Diskursen an und rede von 'Identität', wenngleich ich diesen Begriff, um terminologische Komplikationen zu vermeiden, bislang weitgehend vermieden und vom 'Selbst' geredet habe. Ich brauche mich für meine Zwecke nicht auf terminologische Erörterungen einzulassen. 'Identität' verstehe ich als Selbigkeit einer Person nicht nur im formallogischen, sondern im empirischen Sinne. Identität ist im wesentlichen bestimmbar über die zwei zentralen Dimensionen: "die biographisch-vertikale der Nämlichkeit über Zeit hinweg, i.e. Kontinuität und die sozial-horizontale der Nämlichkeit in allen Rollenkontexten, i.e. Konsistenz" (Nunner-Winkler 1987, 165). Für Erikson sind allerdings inhaltliche Festlegungen wichtiger als die genannten formalen Kriterien (knapp in: Nunner-Winkler 1983, 153ff.).

vergewissern, kann sicherlich als 'Identitätsarbeit' verstanden werden:

"Im Verhältnis des Einzelnen zu seiner Geschichte erscheint es (das Interesse an Kontinuität, J.S.) in einem allgemeinsten Sinne als ein Interesse an Identität, als ein Interesse, im Lauf seiner Geschichte, 'sich selber', 'mit sich identisch' zu bleiben. Damit ist mehr als die bloße Selbigekeit-in-der-Zeit angesprochen, wie sie zum Begriff realer Identität als solcher gehört. Zur Frage steht eine Reidentifikation, die mit der inneren Einheitlichkeit der Geschichte zu tun hat und die in einem bestimmten Sinn auf der eigenen Leistung dessen beruht, der sich in der Geschichte als derselbe erhalten soll" (Angehrn 1985, 71).

Trotz der Plausibilität der skizzierten These ist an dieser Stelle Kritik angebracht.³⁵ Der Punkt, der mich interessiert, hat mit m.E. problematischen Aspekten des angesprochenen und kurz erläuterten 'Identitäts'-Begriffs und einer damit zusammenhängenden Anthropologisierung und Überbetonung des praktischen Interesses an Kontinuität, Einheit und Totalität zu tun. Damit aber werden, wie zu zeigen ist, gleichsam 'indirekte Leistungen' des Erzählens verdeckt, denen eine erzähltheoretisch reflektierte Biographieforschung Aufmerksamkeit schenken muß.

In der vorgestellten Auffassung (Baumgartners) wird die praktische Funktion des Erzählens letztlich auf die Bewahrung oder 'Herstellung' von Kontinuität reduziert, die wiederum als Aspekt des anthropologischen Interesses an Totalität aufgefaßt wird. Im

³⁵ Ich werde nicht mehr näher darauf eingehen, daß Baumgartners These zum Zusammenhang der Interessen an Kontinuität, Identität und Erzählen die bereits diskutierte Verabsolutierung narrativer Sprachformen impliziert; im Gegensatz zu dieser Einseitigkeit wäre zu erörtern, inwieweit die in (lebens-) geschichtlicher Selbstbesinnung verwurzelte Identitätsbildung mehr ist als lediglich eine - im engeren Sinne des Wortes - narrative Konstruktion. Diesbezüglich wäre insbesondere fragwürdig, ob Baumgartner in angemessener Weise der Vielfalt von Motiven und Zielen (lebens-) geschichtlicher Reflexion gerecht wird, insbesondere, ob er die Rolle vernunftorientierter Argumentationen in narrativen Diskursen hinreichend bedenkt und damit das Interesse an Identität hinreichend als Interesse an der Idee einer vernünftigen Identität thematisieren kann (vgl. Angehrn 1985, 77f.). Das Interesse an Geschichte auf ein 'bloßes' Interesse an zeitbezogener Kontinuität zu reduzieren, erscheint mir unnötig reduktionistisch.

Gegensatz zu dieser Ansicht halte ich es keineswegs für ausgemacht, umstandslos und in anthropologisierender Sicht ein Interesse an Kontinuität und ein ebenso fundamentales Interesse an einer Identität, die vorwiegend oder gar ausschließlich in Kontinuitäts erfahrungen begründet zu sein scheint, vorauszusetzen und zur Norm zu erheben. Die aktuelle Kritik an 'traditionellen' Identitätstheorien, wie sie derzeit in neueren Ansätzen zu einer empirisch anspruchsvollen, zeitgemäßen Theorie der Identität formuliert wird, legt es nahe, Identität nicht (mehr) strikt als 'personale Einheit' zu konzeptualisieren. Identität als 'Einheit der Person', die über formale Konsistenz- und Kontinuitätskriterien oder gar - wie bei Erikson (1959/1973) - über inhaltliche Kriterien bestimmt wird, erscheint als ein nicht mehr oder nurmehr eingeschränkt adäquates sozialwissenschaftliches Konstrukt (vgl. z.B. Gross 1985, Heinze 1987, Keupp 1988, Sampson 1985).³⁶

Gegenwärtig wird 'Identität' in viel stärkerem Maße, als dies bislang geschehen ist, als eine fragmentierte Struktur begriffen, die sich durch formaltheoretische Begriffe wie 'Konsistenz' und 'Kontinuität' nicht (vollständig, nicht mehr) angemessen beschreiben und konzeptualisieren lässt. Das Konzept einer mit Konsistenz und Kontinuität gekoppelten 'Einheits-Identität' erscheint nicht mehr als idealtypischer Normalfall. 'Abweichungen' werden dementsprechend nicht mehr als defiziente oder pathologische Deformationen eines 'psychologischen Standards' beschrieben, wie ihn z.B. Eriksons Identitäts-Konstrukt formuliert. Neben das auch von Baumgartner betonte Interesse an Kontinuität tritt in den aktuellen sozialwissenschaftlichen Debatten über 'Identität' das Interesse an Diskontinuität, neben das Interesse an Identität tritt das Interesse an Distanz, Ambiguität, Ambiva-

³⁶ Ich bin mir darüber im Klaren, daß diese Diskussionen nicht selten etwas Modisches an sich haben und bisweilen eher von der Suggestionskraft der These vom 'Zerfall der rigiden Einheits-Identität' leben als von empirisch fundierten Diagnosen und Analysen oder Überzeugenden begrifflich-theoretischen Konstruktionen. Vieles bewegt sich noch auf einer ausschließlich metaphorischen Ebene, womit ich Metaphern wie 'Crazy-Quilt-Patchwork-Identität' (Keupp), 'Bastimentalität' (Gross) und dergleichen mehr keineswegs jeglichen Erkenntniswert absprechen will. Nur: nicht nur die Identität ist, wofür einiges spricht, im Umbruch, sondern auch die Identitätstheorie. Vgl. dazu auch den informativen, von Frey und Haußer (1987) herausgegebenen Sammelband.

lenz oder Polyvalenz, kurz: an einer Vielheit, die sich auch in narrativen Selbstthematisierungen nicht mehr zwanglos zur Kontinuität und Einheit verbürgenden Identität integrieren läßt.³⁷

Damit schwindet die Berechtigung der Anthropologisierung und Fundamentalisierung der Begriffs-Trias 'Erzählen-Kontinuität-Identität'. Um Mißverständnissen vorzubeugen: Es schwindet damit nicht die Relevanz dieser Begriffs-Trias für eine (auch psychologisch anspruchsvolle) Theorie der historisch-narrativen Selbstvergewisserung und Identitätsbildung des Menschen. Es fragt sich jedoch, ob nicht die genannten Komplementärbegriffe - Distanz, Diskontinuität, Vielheit und dergleichen - einen möglicherweise gleichberechtigten Status erhalten müssen, wenn es um eine Beschreibung der Struktur des menschlichen Selbstverhältnisses geht, das in (lebens-) geschichtlich-narrativen Selbstthematisierungen zweifellos auch weiterhin ein zentrales sprachliches Konstitutionsmedium besitzt. Damit aber würde der Blick frei für

³⁷ In aller Regel werden diese neuen Identitätstheoretischen Entwürfe mit historisch-soziologischen und sozialpsychologischen Diagnosen in Zusammenhang gebracht. Nicht selten beziehen sich diese Diagnosen ohne Umschweife auf das 'Projekt der Moderne', das eben im Umbruch oder Zerfall begriffen sei - und mit ihm diejenige Struktur des modernen Selbstverhältnisses, die wir 'Identität' nennen. Wo den Individuen der Rückhalt in einem klar und eindeutig verfaßten Sozialen fehlt, weil die Gesellschaft längst in vielfältige, disparate und für den Einzelnen nicht mehr überschaubare Teilsysteme zersplittet ist, sei, so heißt es, auch keine Form des subjektiven Selbstverhältnisses im Sinne einer 'traditionellen' Ich-Identität mehr aufrechtzuerhalten. Das zeitgenössische Subjekt steigert sich in dieser Sicht mehr und mehr zum Konvergenzpunkt von nicht synthetisierbaren Widerspruchserfahrungen. Ich lasse die Frage offen, ob es nicht möglich wäre, ein revidiertes Identitäts-Konzept zu formulieren, ohne gleich 'das Kind mit dem Bade auszuschütten' und alles und jedes für prinzipiell unverbindbar und unverbindlich erklärt. In diesem Zusammenhang wäre m.E. an einen - durchaus im Anschluß an Meads Theorie konzeptualisierbaren - Typus eines 'dezentralisierten' Subjektes zu denken, dem man eine (extrem) flexibilisierte Organisationsform des Psychischen zuschreiben könnte. Die Identität dieses dezentrierten Subjektes wäre gleichsam ein 'kommunikativ verflüssigtes' Selbst, in dem sich Disparates und Nicht-Integrierbares bewegen kann, ohne unbedingt zu einem einheitlichen Ganzen zusammengezwängt werden zu müssen. Daß dies auf eine Relativierung der Identitätstheoretischen Begriffe der 'Konsistenz' und 'Kontinuität' hinausläuft, versteht sich von selbst.

'Leistungen' des Erzählens, die paradoxerweise gerade im Versagen jener erzählerischen Intentionen begründet sind, wie sie von Baumgartner beschrieben werden. Das Mißlingen der in Erzählungen 'angestrebten' Konstruktion von Kontinuität, das Scheitern der in der Narration intendierten Präsentation einer einheitlichen Identität, ist selber noch eine - quasi indirekte - Leistung narrativ angelegter Selbstthematisierungen.

Grenzen des Erzählbaren werden im Akt der Erzählung sichtbar. Grenzen der narrativ strukturierten Bildung konsistenter und kontinuierlicher Lebenszusammenhänge werden im Erzählen deutlich. Zäsuren, Brüche, Diskontinuitäten, Fragmente, Dispersionen in der geschichtlichen Praxis werden erkennbar - unumgänglich erkennbar -, sobald das Erzählen keinen Zusammenhang mehr darzustellen vermag, sobald es als Erklärung im eigentlichen Sinne versagt und nurmehr auf die Existenz von Disparatem verweisen kann. Dann mag in der Erzählung von Zufällen die Rede sein, von Widerfahrnissen und Widerspruchserfahrungen, die vielleicht im Erzählen in den Kontext eines geschichtlichen Prozesses gestellt werden können, ohne jedoch ihre eigentliche Charakteristik zu verlieren: Sie bleiben Störungen, Nicht-Identisches, und sie werden in der Erzählung als solches thematisiert. Das Subjekt, das 'seine' Geschichte erzählt und damit seine geschichtlich konstituierte Identität präsentiert, mag das Nicht-Identische im Akt der narrativen Selbstthematisierung als zu-sich-selbst-gehörend 'anerkennen', und dennoch: Zumindest in bestimmten Fällen ist diese Anerkennung kein Verständnis und/oder Einverständnis; in der 'eigenen' Geschichte bleibt das Fremde, das Nicht-Integrierbare, das die irreduzible Diskontinuität eines mehr oder weniger einheitlichen Lebenszusammenhangs markiert. In anderen Fällen mag man mit dem Verschiedenen, mit dem Heterogenen und Widersprüchlichen im eigenen Leben einverstanden sein: in einen Konsistenz und Kontinuität stiftenden Zusammenhang lässt es sich gleichwohl nicht bringen. Es steht irreduzibel für Diskontinuität. Diskontinuität aber lässt sich im Baumgartner'schen Sinne nicht mehr erzählen, wenn Erzählen definitionsgemäß an die Negation und Überwindung von Diskontinuität gebunden ist. Und gleichwohl ist, wie auch in den angesprochenen Überlegungen zu einer Transformation der (psychologischen) Identitätstheorie mit Nachdruck behauptet wird, die Erfahrung des Diskontinuierlichen real - heute mehr denn je, wie die einschlägige Gegenwartsdiagnose lautet: wir alle kennen - mehr oder weniger -

"die reale Erfahrung einer Geschichte, die nicht mehr erzählbar ist, da sie weder Kontinuität noch Überschaubarkeit noch einen durchgehenden Subjektbezug enthält; es ist die Erfahrung eines Zerfalls der narrativen Zeit (...), einer Entsubjektivierung und Desintegration der geschichtlichen Lebenswelt, die nicht mehr in einer 'narrativen Harmonisierung' überspielt werden kann (Szondi 1973, 542). Der Verzicht auf eine 'Gesinnung zur Totalität' geht einher mit dem Versuch, das Defizit an narrativer Verbindlichkeit durch Beschreibung, Reflexion und Dokumentation auszugleichen (Lämmert 1973, 511f.). Ob es sich hierbei um einen irreversiblen Vorgang handelt, mag dahingestellt bleiben" (Angehrn 1985, 96f.)

Ob es sich beim skizzierten Prozeß um einen irreversiblen Vorgang handelt, ist nicht die einzige Frage, die sich in diesem Kontext aufdrängt. Für meine Argumentationsinteressen noch wichtiger ist die Frage, ob wir realistischerweise - d.h. mit einem empirisch gehaltvollen Blick auf die psychosoziale Alltagswirklichkeit - zurecht von einem vollständigen Zerfall der 'narrativen Zeit' sprechen können, oder ob es vielmehr nicht angemessener wäre, von einer - mehr oder weniger starken - Relativierung der narrativen Zeit und der damit verbundenen Formen der narrativ strukturierten Selbstthematisierung und Selbstreflexion zu sprechen. Damit liefern wir nicht Gefahr, eine Einseitigkeit gegen eine andere zu vertauschen. Und damit liefern wir auch nicht Gefahr, das eine ohne das andere - Erzählung ohne nicht-narrative Sprachformen, Kontinuität ohne Diskontinuität, Identität ohne Distanz, Einheit ohne Vielheit, Eindeutigkeit ohne Polyvalenz - denken zu wollen.

Für die Biographieforschung sind diese Überlegungen bedeutsam. Wenngleich an einer erzähltheoretisch reflektierten Fundierung und Konzeptualisierung biographischer Forschung aus den ausführlich dargelegten Gründen festzuhalten ist, ist jede Absolutsetzung der Erzählung in der Theorie und empirischen Forschungspraxis zu vermeiden. Für die Erkenntnisbildung der psychologischen Biographieforschung ist das Erzählen zwar der 'äußerste Rahmen' der Forschung und in methodologisch-methodischer Hinsicht von größter Wichtigkeit, aber: Erkenntnisse sind nicht nur in narrativen Darstellungen und Erklärungen - der Informanten und der Wissenschaftler - begründet, sondern gerade auch in der Tatsache, daß das Erzählen im Bemühen um die Konstruktion von Kontinuität und sinnhafte Zusammenhänge an seine Grenzen kommt. Die Beachtung und Thematisierung dieser Grenzen, die narrativ nicht harmonisierbare Brüche im Lebenszusammenhang

und im Selbst eines Menschen indizieren können, sind für das psychologische Verständnis eines Menschen ebenso wichtig wie die Beachtung der narrativ konstruierten Zusammenhänge, die die in der Zeit versprengten Erfahrungen zur Einheit einer (Lebens-) Geschichte verbinden.

Mit der vorgenommenen Relativierung der möglichen und unmittelbaren Leistungen der Erzählung machen wir uns zugleich frei von den normativen Implikationen vieler narrativistischer Geschichtskonzeptionen, in denen Kontinuität und eine Art 'Einheits-Identität' nicht nur zum menschlichen Grundbedürfnis hochstilisiert, sondern als solches auch noch - mehr oder weniger - begrüßt und 'verordnet' wird. Ob Kontinuität und Identität im skizzierten Sinn 'sein soll', sei dahingestellt. Ich begnüge mich an dieser Stelle mit dem Hinweis, daß bereits Erikson - was im übrigen von manchen seiner heutigen Kritiker übersehen oder nur unzureichend berücksichtigt wird - vor den 'Gefahren' einer 'rigiden Identität', die er keineswegs zufällig mit dem Begriff der 'Totalität' zu fassen versuchte, gewarnt hat.³⁸

Sobald das Erzählen nur an das praktische Interesse an Kontinuität, Identität und Totalität gebunden wird, ist ein Vorbehalt angebracht. Dieser Vorbehalt lenkt unsere Aufmerksamkeit auf die nicht-narrativen Sprachformen, die für die historische Selbstvergewisserung des Menschen ebenso unerlässlich sind; und dieser Vorbehalt richtet unser Augenmerk auf das im Erzählen - gleichsam gegen das Interesse an Kontinuität und Totalität - zur Sprache kommende Nicht-Identische und Nicht-Erzählbare. Vielleicht können wir sogar mit diesem narrativ Nicht-Integrierbaren ein mögliches Interesse von Menschen in Verbindung bringen: Ein Interesse an Vielheit und Uneindeutigkeit, das in radikaler Weise das Leben in seiner Offenheit und Fragwürdigkeit annimmt und noch in jedem Bemühen, einen Zusammenhang zu wahren oder zu bilden, die

³⁸ Im Gegensatz zur erstrebenswerten Identität als 'Ganzheit', "die besonders die fortschreitende Wechselbeziehung zwischen verschiedenartigen Funktionen und Teilen ausdrückt", kritisiert Erikson die Identität als 'Totalität', "bei der die Betonung auf den starren Umrißlinien liegt: bei an sich willkürlich gewählten Grenzen darf nichts, was hineingehört, draußen bleiben, und nichts, was nach draußen gehört, kann innen geduldet werden. Totalität ist ebenso absolut exklusiv wie absolut inklusiv: ein Zustand des Entweder-Oder, der ein Element der Gewalt enthält" (Erikson 1959/1973, 168).

Einsicht aufrecht erhält, daß auch Zusammenhänge labile Konstruktionen sind, die allerdings, sobald sie erstarrte Formen annehmen, Entwicklungschancen blockieren. Wenn diese Relativierungen Berücksichtigung finden, spricht nichts gegen den besonderen Status des Erzählens in der psychologischen Biographieforschung, und es spricht insbesondere nichts dagegen, das Erzählen nicht nur in seiner Darstellungsfunktion, sondern auch in seiner Erklärungsfunktion als eine Sprachform aufzufassen, die dem Gegenstand der historischen Sozialwissenschaften in besonderer Weise gerecht wird. Diese These soll zum Abschluß meiner Überlegungen zum narrativen Erklären noch einmal verdeutlicht werden.

3.5.4. DER BESONDERE STATUS NARRATIVER ERKLÄRUNGEN IN DEN HISTORISCHEN (SOZIAL-) WISSENSCHAFTEN

Die erzählende Erklärung wurde als als eine Erklärungsform sui generis vorgestellt, die von anderen Erklärungstypen unterschieden werden kann, ohne daß eine dieser Erklärungsformen von vornehmerein als einzige rationale oder wissenschaftliche angesehen werden könnte. Ohne einem völlig willkürlichen Erklärungseklettizismus das Wort zu reden, habe ich dafür plädiert, in der psychologischen Biographieforschung verschiedene Erklärungsformen 'zuzulassen' und einzusetzen: je nach den gegenstandskonstituierenden Vorannahmen, nach den besonderen Anforderungen der zu behandelnden Forschungsfrage und je nach den Erwartungen, die eine Erklärung vernünftigerweise erfüllen soll. Trotz dieser grundsätzlich pluralistischen Option habe ich nur das Konzept der narrativen Erklärung ausführlich diskutiert, und zwar nicht nur wegen ihres extrem geringen Bekanntheitsgrades in der Psychologie, sondern auch wegen ihrer sachlich begründeten, vordringlichen Relevanz für die psychologische Biographieforschung.

Dieser besondere Status der Erzählung als Erklärung soll durch ein gegenstandsreflexives Plädoyer abschließend noch einmal verdeutlicht werden, womit auch einige wichtige Argumente für die narrative Erklärung zusammengefaßt werden. Das folgende Plädoyer, das in einer vergleichenden Kritik 'alternativer' Erklärungsformen fundiert ist, stützt sich im wesentlichen auf einige Formulierungen von Rüsen, die sich kritisch gegen den "Monopolanspruch des nomologischen Erklärungsverfahrens" wenden (Rüsen 1986, 23).

Rüsens unterscheidet zwischen nomologischem, intentionalem oder quasi-teleologischem und narrativem Erklären und kommt, um das Ergebnis vorwegzunehmen, nach einer kritischen Diskussion dieser Varianten zum Schluß, daß allein in der narrativen Erklärung die 'Logik' des "besonderen Wissenschaftstyp(s) beschlossen liegt, der die Geschichtswissenschaft auszeichnet und von anderen Wissenschaften unterscheidet" (Rüsens 1986, 34). Dies heißt zum einen, daß der deduktiv-nomologischen Erklärungsform, wenngleich nomologisches Wissen in der historischen Forschung zweifellos eine wichtige Rolle spielen kann, nur eine Art sekundäre Hilfsfunktion zukommt, wenn die spezifische Logik historischer Forschung - darunter subsumiere ich an dieser Stelle wiederum die psychologische Biographieforschung - expliziert werden soll:

"Sieht man sich die verwendeten nomologischen Theorien genauer an, dann läßt sich feststellen, daß mit ihnen diejenigen Phänomene gerade nicht erklärt werden, die als spezifisch historische gelten müssen. Spezifisch historisch sind Phänomene der menschlichen Vergangenheit dann, wenn es um ihre Zeitqualität geht, um ihren Stellenwert in einem als sinn- und bedeutungsvoll angesehenen Zeitverlauf. Von eben dieser Zeitqualität, die Tatsachen der Vergangenheit im Lichte einer umgreifenden Kontinuitätsvorstellung gewinnen, wird aber in den nomologischen Theorien abgesehen. (...) Sie verwenden (beispielsweise, J.S.) solche Gesetze zur nomologischen Erklärung konkreter ökonomischer Tatsachen in einem historischen Prozeß (z.B. für eine Inflation durch eine Münzverschlechterung in einer bestimmten Zeit), nicht aber zur Erklärung dieses Prozesses selber. Ihr Status in der historischen Erkenntnis muß als sekundär bezeichnet werden, wenn man berücksichtigt, daß es in dieser Erkenntnis um die zeitliche Qualität von Tatsachen geht, von denen im nomologischen Erklärungsvorgang abgesehen wird" (Rüsens 1986, 27).

Andererseits läuft die Argumentation Rüsens darauf hinaus, auch der intentionalen Erklärung menschlichen Handelns lediglich einen untergeordneten Stellenwert im historischen Forschungsprozeß beizumessen, obwohl dieser dem hermeneutischen Verstehen verwandte Typus des Erklärens der spezifischen Charakteristik des historischen Denkens bereits sehr viel näher zu kommen scheint als jede Subsumptionstheorie der Erklärung:

"Das Schema des intentionalen Erklärens scheint bedeutend besser geeignet zu sein, die Denkweise der Geschichtswissenschaft zu charakterisieren als dasjenige des nomologischen Erklärens. Denn es entlastet das historische Denken genau dort von den Zumutungen eines nomologischen Wissens und einer Prognose-

fähigkeit, wo es um die Intentionalität des menschlichen Handelns geht. Da diese Intentionalität die zeitliche Verfassung der menschlichen Vergangenheit konstituiert, der als 'Geschichte' die Anstrengung des historischen Denkens gilt, läßt sich mit dem Schema des intentionalen Erklärens deutlich machen, warum es im historischen Erkennen nicht primär um nomologisches Wissen geht. Zugleich läßt sich auf eine Eigenart des historischen Denkens aufmerksam machen, die seine Unfähigkeit zur Prognose betrifft: Sein rekonstruktiver Charakter gerät in den Blick, mit dem es dem geschichtlichen Charakter der zeitlichen Veränderung des Menschen und seiner Welt gerecht wird. Dem historischen Denken geht es nicht darum, ein Wissen um gesetzmäßige Zusammenhänge zwischen Absichten und Exekutionen von Handlungen zu erwerben. Es will vielmehr vergangene Handlungen, deren Resultate Bedeutung für gegenwärtiges Handeln haben, im Lichte ihrer Absichten verständlich machen. Dann nämlich kann gegenwärtiges Handeln an Vergangenes intentional anknüpfen. (...) Vergangenes, für die Gegenwart (noch oder wieder) wichtiges Handeln wird durch Rekurs auf seine Intentionen, also verstehend, erklärt und damit zugleich in einer Form denkend präsentiert, in der es auf der gleichen Ebene liegt wie die leitenden Absichten und das Selbstverständnis derjenigen, die die Erinnerungsleistung des historischen Denkens brauchen, um sich in ihrer Gegenwart zurechtzufinden und die Zukunft für sich zu haben. Mit dem Schema des intentionalen Erklärens, das diese hermeneutische Denkweise zum Ausdruck bringt, läßt sich also der nicht-nomologische Charakter der Geschichtswissenschaft positiv als rekonstruktiver und hermeneutischer bestimmen" (Rüsen 1986, 32f.).

Gleichwohl hat auch das intentionale Erklärungsschema seine Grenzen, wenn die spezifische Logik und Eigenart historischen Denkens verdeutlicht werden soll. Zum einen ist es offensichtlich, daß die Explikation der Gründe, Motive oder Motivationsstrukturen, die dem menschlichen Handeln zugrundeliegen (bzw. zugrunde gelegen haben), keine für die Geschichtswissenschaft charakteristische Erkenntnisaufgabe darstellt (- hier betreten wir vielmehr die Domäne der Psychologie). Außerdem aber, und dies ist - allerdings auch für die psychologische Biographieforschung - das entscheidende Argument, lassen sich geschichtliche Prozesse nur in bestimmten, sehr spezifischen Fällen durch den Rekurs auf die intentionalen Handlungen von eindeutig identifizierbaren Akteuren erklären oder verständlich machen. Rüsen spitzt diese Einsicht in einem scheinbaren Widerspruch zu seiner gerade zitierten Argumentation dahingehend zu, daß er den spezifisch historischen Aspekt der menschlichen Handlungs- und Lebenswirklichkeit gerade darin erkennt, daß sie nicht (vollkommen) als

aktionale Realisation der Intentionen von Handlungssubjekten begriffen werden kann:

"Intentionale Erklärungen reichen (grundsätzlich) nicht aus, um die zeitlichen Veränderungen zu erklären, die als 'Geschichte' thematisiert werden, weil diese Veränderungen als historische nicht beabsichtigt sind. Zugespitzt ließe sich sagen: 'Historisch' ist an vergangenen Handlungen das, was sich nicht intentional erklären läßt, nämlich eine Konstellation von Ergebnissen, die sich als Resultat einer Absicht verständlich machen lassen, die genau auf das abzielte, was erfolgt ist. So verführerisch es immer wieder ist, geschichtlichen Abläufen (...) ein Subjekt zu unterstellen (...) und den Ablauf dann als Realisation der Absichten dieses Subjektes zu erklären, - verführerisch deshalb, weil intentionale Erklärungen bei menschlichen Handlungen so einleuchtend sind und sich mit solchen Erklärungen die geschichtliche Erfahrung umstands- und bruchlos mit Handlungsabsichten in die Zukunft verrechnen läßt -, so wenig überzeugend ist dies allemal. (...) Es ist eine triviale, aber nichtsdestoweniger für das historische Denken äußerst wichtige, ja konstitutive Erfahrung, daß die zeitliche Veränderung, die Menschen handelnd an sich selbst und ihrer Welt bewirken, zumeist den Absichten nicht entspricht, die das verändernde Handeln geleitet hatten. Es kommt fast immer etwas anderes heraus, als jeweils beabsichtigt war" (Rüsen 1986, 35).

Dies gilt für die kollektive Geschichte von Menschen natürlich ebenso wie für die Lebensgeschichte eines Individuums. Ein Individuum ist keineswegs der alleinige Urheber seines Handelns und schon gar nicht seiner Lebensgeschichte. Die Lebensgeschichte eines Menschen ist letztlich immer auch als ein kontingenter Prozeß zu begreifen, der nicht darstellbar und erklärbar ist, indem man ausschließlich die für die bewußte Lebensgestaltung dieses Menschen relevanten Orientierungen, Gründe und Absichten rekonstruiert.

Jene Entwicklungspsychologen, die zurecht betonen, daß das Individuum seine Lebenswirklichkeit nach seinen eigenen Entwürfen willentlich mitgestalten kann (z.B. Brandstädter 1984, 1985, 1986), argumentieren - implizit - für die Etablierung oder Aufrechterhaltung eines Mythos, sobald sie diese Sichtweise, in der der Mensch als 'producer of his own development' erscheint, überbetonen oder verabsolutieren. Wie bereits die Alltagserfahrung lehrt, weiß niemand, wer er werden wird; und schon gar nicht kann ein Subjekt willentlich jene Erfahrungen herbeiführen, die es schließlich zu jenem Menschen machen, der es einst werden

wollte. Die - im weitesten Sinne des Wortes - psychische Entwicklung eines Individuums muß als ein Prozeß verstanden werden, über den einzelne Subjekte als sozial konstituierte Wesen in erheblichem Maße nicht verfügen, an dessen Gestaltung sie sich allenfalls beteiligen können (vgl. Schwemmer 1983, 89f.). Daß Über das eigene Leben nicht absolut verfügt werden kann, bedeutet darüberhinaus, daß die freilich mögliche 'Arbeit an sich selbst' eine Praxis ist, die nicht nach der Logik instrumentellen Handelns strukturiert ist. Wenn zum Beispiel Foucault (1986a, 1986b, Foucault 1987) mit einem Blick auf die griechisch-römische Antike von einer 'Technologie' oder 'Technik des Selbst' und des Lebens spricht, denkt er dementsprechend natürlich nicht daran, daß Menschen in derselben Weise an der Gestaltung ihres Selbst oder ihres Lebens arbeiten, in der sie z.B. eine technische Maschine konstruieren, bauen oder verbessern. Diesen Redeweisen liegt vielmehr die Vorstellung "des bios als Stoff eines Kunstwerks" zugrunde (Foucault 1987, 272). Es ist diese in der Antike relevante Vorstellung des Lebens als eines künstlerisch auszugestaltenden Stoffes, die nach Foucault untrennbar mit der Idee einer kreativen Praxis verbunden ist, in der der Mensch sich selbst als ein 'lebendiges Kunstwerk' erschaffen kann - ohne hierbei jemals an ein definitives Ende gelangen zu müssen oder, ganz im Sinne Meads, auch nur jemals zu wissen, was denn das 'wahre' oder 'authentische' Selbst' sei. Diese kreative Praxis ist vornehmlich an ästhetischen und ethischen Prinzipien orientiert.

Jenen unvorhersehbaren und nicht willentlich 'produzierbaren' Zeiterfahrungen, die die Kontingenz jeder (Lebens-) Geschichte dokumentieren, können allein rekonstruktive Erzählungen gerecht werden. Pragmatisch oder psychologisch betrachtet, kann man die Funktion des historischen und biographischen Erzählers gerade in der Bewältigung von Kontingenzerfahrungen durch die Bildung von Kontinuitätserfahrung sehen. Dies muß allerdings, wie gesagt, nicht bedeuten, daß in den narrativen Rekonstruktionen die (theoretische) Annahme der Kontingenz der Geschichte nicht aufrechterhalten oder bewahrt würde. Während die deduktiv-nomologischen und intentionalen Erklärungsformen auf eine radikale Eliminierung von Kontingenz abzielen, wird mit der historischen und autobiographischen Erzählung zwar ebenfalls die Überwindung jener überraschenden Neuheit (Mead) angestrebt, mit der Menschen im geschichtlichen Prozeß immer wieder konfrontiert werden; dies

bedeutet allerdings gerade nicht, daß sich durch das Erzählen sämtliche Geschehnisse in einer Art und Weise darstellen und erklären ließen, die der erzählten Geschichte jedweden Aspekt des Zufälligen, des Neuen, des Unvorhergesehenen und des auch im Nachhinein nicht Integrierbaren nähme. Auch wenn das Neuartige und Überraschende durch das Erzählen in einen insgesamt sinn- und bedeutungsvollen Kontext eingebettet wird, der – trotz der erlebten Diskontinuitäten – eine Geschichte als mehr oder weniger einheitlich und verständlich ausweist, wird in der Erzählung das Bewußtsein der Kontingenz des Geschichtlichen bewahrt und diese Kontingenz möglicherweise auch "als Freiheitschance gedeutet: Kontingenz ist gleichsam der empirische Schatten, den die menschliche Freiheit wirft" (Rüsen 1986, 42).

Sensibilität gegenüber Kontingenzerfahrungen ist ein wesentliches Kriterium für die Angemessenheit (Rationalität) jeder Darstellung und Erklärung (lebens-) geschichtlicher Prozesse. Die Erzählung ist jene Form des Erklärens, die den 'Zufall als Motivationsrest der Geschichte' (Koselleck 1968/1985) anerkennt und zur Sprache bringt, sobald es um die Identifizierung jener historischen Elemente geht, die der menschlichen Existenz ihren Erfahrungsgehalt, ihre Richtung und ihre Form verliehen haben.³⁹

³⁹Koselleck analysiert in wissenschaftsgeschichtlicher Perspektive, welche Rolle dem 'Prinzip Zufall' in der Geschichtswissenschaft für die Umschreibung "des Bestürzenden, des Neuen, des Unvorhersehbaren und was immer dieser Art in der Geschichte erfahren wird" (Koselleck 1968/1985, 159), zugesprochen wurde. Die von ihm analysierten Entwicklungen in der Geschichtswissenschaft führen schließlich zum Geschichtsbegriff des Historismus, in dem – auf der Grundlage komplexer theologischer, philosophischer und ästhetischer Prämissen – "die Bedingungen eines Zufalls" in der historischen Forschung nicht mehr reflektiert oder berücksichtigt wurden: "Die ästhetische Komponente des Historismus verhinderte Motivationsreste wie den Zufall weit über ihre einstmals theologischen Begründungen hinaus. Ob damit der geschichtlichen Erkenntnis Genüge getan wird, und zwar mehr als ehedem, als noch Fortuna im Spiel war, das ist eine Frage, die heute erneut gestellt werden muß. Vielleicht könnte sich dann zeigen, daß gerade das Ausräumen jeder Zufälligkeit zu hohe Konsistenzansprüche stellt, und zwar gerade deshalb, weil im Horizont geschichtlicher Einmaligkeit durch die Beseitigung jeden Zufalls die Zufälligkeit verabsolutiert wird. Was im Raum der vorhistoristischen Geschichtsauffassung von Fortuna geleistet wurde, das wird in der Moderne zur Ideologie, die in dem Maß zu immer neuen Manipulationen nötigt, als sie im Gewande unverrückbarer

Rüsen resümiert demgemäß, daß die narrative Erklärungsform für die Vorgehensweise in den historischen Wissenschaften typisch und in besonderer Weise angemessen ist:

(Narratives Erklären) "ist so typisch für die Erklärungsart der Geschichtswissenschaft, wie historisches Erzählen konstitutiv ist für die historische Erkenntnis. Aus ihm läßt sich plausibel machen, daß und warum Prognosen im historischen Denken keine Rolle spielen, ohne daß ihm damit die Dimension der Zukunft schon abgesprochen wäre. Historische Erklärungen sind deshalb grundsätzlich rekonstruktiv und können deshalb grundsätzlich nicht durch eine Zeitverschiebung des Explanandum in die Zukunft zu einer Prognose werden, weil das historische Explanandum selber bereits die Zeitedifferenz enthält, von der in einer Geschichte Gebrauch gemacht werden könnte; die Zeitedifferenz zwischen t-1 und t-3 verläuft nicht - wie im Schema einer nomologischen Erklärung (wenn man dort Antezedentsdaten und Explanandum mit Zeitkoeffizienten versieht) - zwischen Explanans und Explanandum, sondern im Explanandum selber. Natürlich ist es möglich, sich t-3 als in der Zukunft liegend vorzustellen, aber dann ergibt sich noch keine Prognose, sondern lediglich ein historischer Verlauf: Es wird dargelegt, was mit x, das die Eigenschaften F jetzt (noch) hat, geschehen müßte, damit es nicht mehr F, sondern G sein soll. Diese Vorstellung eines fiktiven historischen Verlaufs ist nicht selten, sondern Bestandteil jedes Geschichtsbewußtseins in der Form einer Zukunftsperspektive oder -erwartung, die auf Erinnerungen an die Vergangenheit bezogen und durch normative Absichten bestimmt ist. Der Symmetrie zwischen Erklärung und Prognose im nomologischen Denkschema entspricht die Symmetrie zwischen Erinnerung und Erwartung im narrativen Denkschema, und der übergreifenden Gesetzmäßigkeit dort entspricht die übergreifende Kontinuitätsvorstellung hier. 'Erwartung' heißt aber nicht Voraussicht im Sinne einer Voraussage. Es handelt sich eher um eine begründete Hoffnung" (Rüsen 1986, 45).

Auch diese Sätze lassen sich zwanglos auf die psychologische Biographieforschung übertragen, in der lebensgeschichtliche Erfahrungszusammenhänge individueller Subjekte zur Debatte stehen. Auch in dieser wissenschaftlichen Disziplin behandelt man einen Gegenstand, der sich allein in der narrativ strukturierten Retrospektive angemessen benennen, darstellen und erklären läßt. Dies gilt schon für das autobiographische Material, das die

Gesetzlichkeit auftritt" (Koselleck 1968/1985, 175). - Nach meinen Darlegungen versteht es sich von selbst, daß sich auch Biographieforscher mit einer auf ihren Forschungsgegenstand zugeschnittenen Modifikation der von Koselleck gestellten Frage zu befassen haben.

empirische Basis der wissenschaftlich-psychologischen Erkenntnisbildung abgibt.

3.6. AUTOBIOGRAPHISCHES ERZÄHLEN

3.6.1. VORVERSTÄNDIGUNG: ERSTE UNTERScheidungen

Es ist trivial, darauf hinzuweisen, daß sich mündliche Erzählungen lebensgeschichtlich relevanter Erfahrungen in ihrem Umfang und Inhalt sehr unterscheiden können. Je nach den spezifischen Forschungsinteressen wird man die Forschungspartner bitten, thematisch oder zeitlich eingegrenzte Geschichten aus ihrem Leben oder aber die Geschichte ihres Lebens zu erzählen, wie sie sich aus dem vom Erzählenden konstruierten, sinnhaften Gesamtzusammenhang biographisch bedeutsamer Erfahrungen ergibt. Je nach Forschungsinteresse und entsprechendem methodischen Vorgehen wird man schließlich einen Text erhalten, der sich mehr oder weniger dafür eignet, die Lebensgeschichte eines Menschen in einer ganz bestimmten, inhaltlich-thematisch spezifizierten Untersuchungsperspektive zu analysieren. Und ebenso kann der produzierte Text entweder für die Analyse einer ausgewählten zeitlichen Phase einer Lebensgeschichte (Statuspassage) oder aber für die analytische Rekonstruktion und Interpretation einer individuellen Lebensgeschichte in ihrer gesamten zeitlichen Erstreckung geeignet sein - soweit dies das Protokoll der Erzählung eben zuläßt. Um solche gesamtbiographischen Erzählungen wird man sich in aller Regel auch dann bemühen, wenn man an spezifischen Erfahrungsinhalten gar kein besonderes Interesse hat, sondern die wissenschaftlichen Untersuchungsperspektiven (primär) auf strukturelle oder formale Aspekte der Biographie oder des autobiographischen Erzählens gerichtet sind.⁴⁰

Unabhängig von diesen selbstverständlichen Unterscheidungen lassen sich autobiographische Erzählungen in einer allgemeineren Weise charakterisieren, wenngleich eine solche nähere Bestimmung

⁴⁰Einige von Schützes Arbeiten sind unmittelbar an derartige Untersuchungsperspektiven gebunden. Die biographie- und handlungstheoretischen Konzepte, mit denen er verschiedene biographische Prozeß- und Ordnungsstrukturen begrifflich zu fassen versucht, sind das Resultat einer umfangreichen Analyse narrativer Texte, die letztlich vom thematischen Gehalt der von den Informanten dargestellten Erfahrungen abstrahierte (vgl. Schütze 1981).

nicht in einer knappen Definition geleistet werden kann.⁴¹ 'Autobiographisches Erzählen' bedeutet jeweils etwas Anderes, je nachdem ob wir bei der Verwendung dieses Ausdruckes - zum Beispiel - an eine literarische Erzählung, an eine konversationelle Alltagserzählung, an eine narrative Selbstthematisierung in einer psychologischen Therapiesitzung oder an eine lebensgeschichtliche Erzählung im pragmatischen Kontext einer wissenschaftlichen Studie denken.⁴² Wenn man also genauer explizieren möchte, was unter einer autobiographischen Erzählung zu verstehen sei, ist man gut beraten, sich auf eine spezifische Interaktions- und Erzählpraxis zu beziehen, in der Menschen auf die eine oder andere Weise ihr Leben zur Sprache bringen.

Im folgenden werde ich mich auf die Klärung einiger Gesichtspunkte des Ausdrucks und der Praxis des 'autobiographischen Erzählens' beschränken, die mir für die Grundlegung und die methodische Gestaltung der psychologischen Biographieforschung besonders bedeutend erscheinen. Hierzu beziehe ich mich - ohne dies noch ausdrücklich zu sagen - primär auf Situationen, in denen ausgewählte Gesprächspartner aufgefordert werden, zu (primär) wissenschaftlichen Zwecken aus ihrem Leben zu erzählen. Wenn ich hin und wieder auf konversationelle Alltagserzählungen rekurriere, um bestimmte Bedeutungsaspekte des Erzählens zu explizieren, so tue ich dies in der Annahme, daß die dabei gewonnenen Einsichten ohne Umstände auch auf jenen Typus des autobiographischen Erzählens übertragen werden können, mit dem man es in wissenschaftlichen Handlungszusammenhängen zu tun hat. Vorweg sei noch angemerkt, das ich der Einfachheit halber häufig vom 'Erzählen' spreche, ohne jedesmal darauf hinzuweisen, daß meine Überlegungen grundsätzlich auf Ex-tempore-Erzählungen bezogen sind. Solche autobiographischen Stegreiferzählungen sind vom Autor nicht in dem Sinne vorbereitet, daß er nach einer entsprechenden Aufforderung des Interviewers eine vollständig kalkulierte, bereits vorformulierte oder gar schriftlich fixierte

⁴¹Vgl. dazu auch Ehlichs (1980, 19) Warnung davor, dem Begriff des Erzählens vorschnell eine vermeintlich allgemeinverbindliche Bedeutung zuzuschreiben.

⁴²Zum Verhältnis von literarischen Erzählungen einerseits, Alltagserzählungen und autobiographischen Stegreiferzählungen andererseits vgl. die einschlägigen, mittlerweile sehr ausführlichen Diskussionen. Einen Einblick vermittelt z.B. der von Ehlich (1980) herausgegebene Sammelband. Weitere Literaturangaben finden sich bei Schütze (1987, 61).

Erzählung präsentiert. Auch wenn in autobiographischen Stegreif-erzählungen Erfahrungen und Orientierungen thematisiert werden, über die der Informant schon öfters gesprochen hat und die er immer wieder in einer ihm mehr oder weniger vertrauten Weise artikuliert, so zeichnen sich solche Stegreiferzählungen dennoch durch eine gewisse Spontaneität und durch die Offenheit gegenüber Revisionen des bisherigen Selbst- und Wirklichkeitsverständnisses des Erzählenden aus. Autobiographisches Erzählen in diesem Sinne darf nicht mit einem bereits abgefaßten, nicht mehr korrigierbaren Bericht über das eigene Leben verwechselt werden. Vielmehr ist die autobiographisch-erzählerische Selbstthematisierung ein sprachlicher Prozeß, in dem sich ein Subjekt auf eine immer wieder neue, von gegenwartsbezogenen Perspektiven und Relevanzsetzungen abhängigen Weise seiner selbst vergewissert – ohne jemals mit Sicherheit das Ergebnis dieses Prozesses prognostizieren zu können. Die autobiographisch-narrative Selbstthematik und Selbstreflexion ist, wie man im Anschluß an Mead formulieren kann, geradezu ein ideales Beispiel dafür, die Emergenz von Neuem in der sprachlich-kommunikativen Praxis des Menschen zu illustrieren (vg1. auch Schütze 1987, 204). Ob wir im Prozeß der autobiographischen Selbstthematik unsere Erfahrungen nicht in einer ganz ungeahnten Weise auslegen und dadurch unser handlungsleitendes Selbst- und Wirklichkeitsverständnis modifizieren, wissen wir nicht, bevor wir die Erzählung und die damit verbundenen Prozesse der Selbstreflexion nicht auch zu Ende geführt haben. Zu welchem Ende eine einmal begonnene Stegreiferzählung kommen wird, weiß niemand, der seine Gedanken erst während des Redens allmählich fertigstellt, wie Heinrich von Kleist (1977) treffend bemerkte: *l'idée vient en parlant.*

3.6.2. AUTOBIOGRAPHISCHES ERZÄHLEN ALS KONSTRUKTIVE ERINNERUNG LEBENSGESCHICHTLICHER ERFAHRUNGEN IN GESCHICHTEN

Wiedemann bestimmt den Begriff des Erzählens zunächst folgendermaßen: "Das Erzählen bezieht sich auf einen Gegenstand, der, als kognitiver Inhalt gegeben, in einer interaktiven Kommunikations-situation dargestellt wird" (Wiedemann 1986, 45).

Den 'Gegenstand', auf den sich Erzählungen 'beziehen', den Erzählungen – im konstruktivistischen Sinn – zur Sprache bringen, nennt man gemeinhin eine Geschichte, in der Veränderungsprozesse

dokumentiert werden. Schütze ist der Auffassung, daß solche erzählten Geschichten den 'faktischen' Handlungs- und Ereignisabläufen am nächsten stehen:

"Erzählungen eigenerlebter Erfahrungen sind diejenigen vom thematisch interessierenden faktischen Handeln abgehobenen sprachlichen Texte, die diesem am nächsten stehen und die Orientierungsstrukturen des faktischen Handelns auch unter der Perspektive der Erfahrungsrekapitulation in beträchtlichem Maße rekonstruieren" (Schütze 1977b, 1).

Der rationale Kern dieser These wird m.E. deutlich, insofern man berücksichtigt, daß das Erzählen, wie dargestellt, in der Tat diejenige Kommunikationsform ist, in der in einer exklusiven Weise die temporale Struktur unserer Handlungs- und Lebenswirklichkeit mitkonstituiert und zur Sprache gebracht wird. Insofern (!) wir das Sein des Menschen in seiner temporalen Sinnstruktur thematisieren wollen, führen Erzählungen "am dichtesten an die tatsächliche lebensweltliche Erfahrung heran (...) und (spiegeln) die hier auftretenden Handlungs- und Orientierungsprobleme sowie deren Lösungsversuche wider" (Matthes 1984, 285). Schützes Formulierungen, die häufig eine vollkommene Homologie zwischen erzählter und erlebter Wirklichkeit unterstellen, implizieren m.E. allerdings nicht nur eine problematische Fundamentalisierung des Erzählers⁴³, sondern auch Reste einer unhaltbaren objektivistischen Metaphysik. Eine autobiographische Lebensgeschichte begreife ich demgegenüber als einen Text, den ein reflexives Subjekt im Rückblick auf sein gelebtes Leben produziert; dieser Text ist als sprachliches Produkt menschlicher Erinnerungsakte prinzipiell für Revisionen offen.

Dies bedeutet zwangsläufig: Wenngleich uns unsere Erinnerungen täuschen können, wenngleich wir lügen können, wenngleich sich unsere Gedächtnisleistungen durch Lücken und bloß fiktionale

⁴³Vgl. hierzu Bude (1985), der als gleichberechtigt-alternative Formen der Erfahrungsrekapitulation das Erzählen, die Collage und den Begriff thematisiert. Vgl. hierzu auch meine Bemerkungen zur Komplementarität narrativer und nicht-narrativer Sprachformen innerhalb eines Erzähltexthes. - Budes Kritik trifft partiell: Der Fundamentalisierungs-Vorwurf ist m.E. berechtigt, jedoch muß in diesem Kontext auch der Zusammenhang zwischen Temporalität und Erzählung reflektiert werden, wodurch sich die Behauptung des besonderen Status des Erzählers in abgewandelter Form 'aufrechterhalten läßt.

Gehalte auszeichnen können, erscheint es verfehlt, 'Gedächtnisbilder' lediglich als bloße, mehr oder weniger unzulängliche Abbilder einer 'früheren Wirklichkeit' zu begreifen (vgl. Kapitel 2.4.). Wir erkennen die kreativ-konstruktive Eigenart unserer Erinnerungen, sobald wir das menschliche Gedächtnis, wie Fischer (1986) mit einer prägnanten Metapher sagt, als einen mangelhaften oder 'defizienten Audio- und Videorecorder' konzeptualisieren.⁴⁴

Autobiographische Erzählungen sind, wie ich im Anschluß an die Ausführungen der voranstehenden Kapitel formulieren kann, prozesuale Darstellungen und autoexplikative Rekonstruktionen der temporal strukturierten Handlungs- und Lebenswirklichkeit eines Subjektes durch dieses Subjekt. Autobiographische Erzählungen geben uns eine Vorstellung davon, wie der Autor seine lebensgeschichtlichen Erfahrungen im einzelnen qualifiziert, sie liefern eine darstellende Charakterisierung des biographischen Werdegangs des Autors. Autobiographische Erzählungen zeigen uns aber auch,

⁴⁴Ich kann an dieser Stelle nicht näher auf die komplexe Diskussion über das 'biographische Gedächtnis' eingehen, wenngleich dieser auch grundlagentheoretisch relevanten Thematik höchste Aufmerksamkeit gebührt. Einen zusammenfassenden Überblick über einschlägige, gedächtnispsychologische Beiträge geben Weinert & Strube (1987); detailliertere Ausführungen finden sich bei Strube (1985), Strube, Gehringer, Ernst & Knill (1985). Die soeben zitierten Beiträge von Strube et al. leiden m.E. jedoch gerade daran, daß sie das menschliche Gedächtnis in der angesprochenen objektivistischen Weise modellieren. Hiermit soll nicht bestritten werden, daß Überlegungen sinnvoll sind, die auf eine Verbesserung von Gedächtnisleistungen abzielen. Nur muß man sich bewußt bleiben, welche grundlegenden und möglicherweise unzulänglichen Vorstellungen vom Gedächtnis vorausgesetzt werden, wenn man von solchen Verbesserungen redet. Sobald man Erinnerungsleistungen als kreativ-interpretative Akte begreift, wird die Begrenztheit eines solchen Anliegens deutlich: Es sind nicht alle 'Erinnerungsgegenstände' objektiv memorierbar. Wir können vielleicht eine einmal gehörte Zahlenreihe mehr oder weniger perfekt memorieren: Wie aber sollten wir den Beginn einer Ehekrise in demselben Sinne wahrheitsgetreu erinnern, wo wir doch erst heute wissen, daß es sich damals um den Anfang vom Ende eines ehelich geteilten Lebens handelte? – Eine Theorie des Gedächtnisses, die den konstruktiven Charakter jeder Erinnerung betont und zudem noch die soziale Verfaßtheit von Erinnerungen begründet und illustriert, hat Halbwachs (1925/1985) vorgelegt. Hieran wäre m.E. anzuknüpfen, wenn man Meads intersubjektivitäts- und zeittheoretische Überlegungen mit einer Soziologie und Psychologie der Erinnerung verbinden möchte.

wie sich ein Mensch den Gang seiner eigenen Entwicklungsgeschichte plausibilisiert, erklärt und wie er sich in normativevaluativer Hinsicht zu seiner Geschichte verhält.

3.6.3. ASPEKTE DES FORMAL-STRUKTURELLEN AUFBAUS EINER ERZÄHLTEN GESCHICHTE: DIE ROLLE VON KOMPLIKATIONEN

Die erzählte Lebensgeschichte kann als ein Text begriffen werden, der aus mehreren, häufig miteinander verbundenen oder aufeinander verweisenden Geschichten besteht. Autobiographische Erzähltextr, wie sie zu sozialwissenschaftlichen Studienzwecken erhoben werden, bestehen aus einer Vielzahl von Geschichten. Dies gilt auch für jene Fälle, in denen in wissenschaftlichen Untersuchungen lediglich eine zeitlich eingegrenzte Phase der biographischen Entwicklung der Informanten thematisiert werden soll und hierzu eher kurze narrative Interviews geführt werden.

Jede in autobiographischen Erzählungen formulierte Geschichte kann nicht nur durch die Identifizierung der jeweils thematisierten Ereignis- und Handlungsabläufe, sondern auch durch eine Analyse ihrer formal-strukturellen Merkmale von den anderen Geschichten unterschieden werden. Jede einzelne Geschichte besitzt nicht allein ein spezielles Thema, das sie charakterisiert; eine Geschichte ist auch als eine geschlossene Gestalt identifizierbar, die durch einen für Erzählungen typischen, formal-strukturellen Aufbau bestimmt ist.⁴⁵

⁴⁵Labov und Waletzky (1973/orig. 1967) haben als erste empirisch fundierte Explikationen des strukturellen Aufbaus von Erzählungen vorgelegt. Sie unterscheiden einzelne, chronologisch angeordnete Erzählsegmente einer Geschichte (Abstract, Orientierung, Komplikation, Evaluation, Auflösung, Koda) und weisen diesen Phasen jeweils spezifische, pragmatische Funktionen zu (Ankündigung und Legitimation, Schauplatzcharakteristik, Ereignisdarstellung, Bewertung, Ergebnisdarstellung, Auflösung der Erzählung). Freilich entspricht nicht jede erzählte Geschichte dieser idealtypischen Normalform einer Erzählung. Vielmehr können Erzählungen von dieser Normalform auch erheblich abweichen, wobei die spezifische Formgestalt nicht nur vom Erzähler selbst, sondern in gewissem Maße auch vom Zuhörer (Interaktionspartner) beeinflußt werden kann (vgl. z.B. Cuff & Francis 1978; zusammenfassend Wiedemann 1986, 71ff.). - Für die Begründung der methodischen Regeln eines narrativen Interviews ist die Kenntnis eines solchen Erzählaufbaus nicht unwichtig: so

Das Zentrum einer erzählten Geschichte stellt, wie bereits Labov und Waletzky (1967) hervorgehoben haben, in aller Regel eine Art Komplikation dar. Die Erzählung steuert von Anbeginn an auf diesen Erzählkern zu, der den dramatischen Höhepunkt der Erzählung darstellt und die gesamte Erzählung gewissermaßen erst als der Rede wert erscheinen läßt. Autobiographische Erzählungen haben, wie Wiedemann (1986, 37) in Anlehnung an Politzers (1974) Entwurf einer 'konkreten Psychologie' betont, eine dem erzählten Leben analoge, dramatische Struktur. Autobiographische Texte artikulieren dramatisch strukturierte Erfahrungen, die in 'Krisen und Inkompetenzen' (Wiedemann 1986, 37) begründet sind. Auch Alheit (1985, 18) betont, daß sich biographische Erzählungen um eine Komplikation herum aufbauen. An irgendeiner Stelle der Erzählung werden Schwierigkeiten erwähnt, die der Erzählung (und damit natürlich dem in der Erzählung dargestellten Ereignisablauf) eine mehr oder weniger eigentümliche, nicht selten auch eine überraschende Wendung geben. Es kommt zum 'Plan-Bruch' (Quasthoff 1980): die Geschichte nimmt einen anderen Gang, als es vom Zuhörer und insbesondere von den am damaligen Geschehen beteiligten Aktautoren erwartet wurde. Durch einen solchen eigentümlichen Höhepunkt der Erzählung, der eine Zäsur oder zumindest einen besonderen Moment in dem dargestellten Handlungs- und Ereignisablauf markiert, zeichnet sich jede Geschichte aus. Jede Geschichte erfüllt nämlich, wie Quasthoff formuliert,

"bestimmte Minimalbedingungen von Ungewöhnlichkeit. 'Ungewöhnlichkeit' wird dabei relativ zu den Erwartungen des in der Geschichte Beteiligten und/oder den an allgemeinen Normen orientierten Erwartungen verstanden" (Quasthoff 1980, 112).

kann der entsprechend geschulte Interviewer z.B. bewußt auf die Koda einer Erzählung warten und diese als Signal begreifen, daß der Informant die Geschichte nun abgeschlossen hat und bereit ist, die vorhergehende Kommunikation wieder aufzunehmen, neue Themen aufzugreifen, Fragen des Interviewers zu beantworten und dgl. mehr: "Bei der Durchführung von narrativen Interviews hat sich der Interviewer an solchen Abschlußkonsequenzen zu orientieren; sie zeigen ihm die Stellen, wo er Nachfragesequenzen plazieren kann, um seine Informationsbedürfnisse zu befriedigen. Auch für die Auswertung von Interviewtexten sind derartige Strukturen von Bedeutung. Erst die Beachtung solcher Gliederungsmerkmale wie Ein- und Ausleitungssequenzen ermöglichen eine Delimitierung von narrativen Passagen und anderen Diskuseinheiten" (Wiedemann 1986, 86).

Durch dieses Moment des Ungewöhnlichen oder Unerwarteten zeichnen sich die Geschehnisse und Aktivitäten aus, die als dramatische Höhepunkte einer erzählten Geschichte imponieren und die Geschichte erst erzählerswert erscheinen lassen.⁴⁶ Dies bedeutet freilich nicht, daß in autobiographischen Erzählungen nicht auch längere Erzählpassagen vorkommen, die sich durch keinerlei Besonderheiten, Höhepunkte und Pointen auszeichnen. Solche Passagen tauchen etwa auf, wenn der Alltag als Ort des Gewöhnlichen und der monotonen Wiederkehr des immer Gleichen zum Gegenstand des Erzählens wird; und solche Passagen können auch auftreten, wenn der persönliche Werdegang als ein in weiten Teilen institutionalisierter und damit gesellschaftlich normierter Lebenslauf dargestellt wird.⁴⁷ Allerdings sind solche Passagen nicht als selbständige 'Geschichten' im skizzierten Sinne aufzufassen, sondern als Vorbereitung für die Thematisierung von Geschehnissen und Aktivitäten, die eben dann aus dem Alltäglichen und Normalen herausragen und die gewöhnlichen Routinen der Lebenspraxis eines Menschen stören. - Solche Ereignisse und Aktivitäten, die der erzählten Wirklichkeit eine besondere Qualität verleihen und dem weiteren Leben möglicherweise eine neue Richtung und einen neuen Inhalt geben, werden in der Entwicklungspsychologie seit einiger

⁴⁶In der Erzählforschung wird dieses Kriterium der Reportabilität häufig diskutiert. Ein Erzähler muß etwas zu erzählen haben, was das Privileg eines überwiegend monologischen Redebbeitrages und die zurückhaltende Aufmerksamkeit des Zuhörers rechtfertigt. In alltäglichen, konversationellen Gesprächen wird dieses Privileg nicht nur durch den Einsatz strategischer Anstrengungen erworben (vgl. z.B. Sacks 1971, 307), sondern auch durch den 'Wert', den die Erzählung für den Zuhörer besitzt, beständig legitimiert (vg. z.B. Michel 1985, 32ff., Krafft, Nikolaus & Quasthoff 1977, 300). Ist eine Erzählung für den Zuhörer vollkommen belanglos und uninteressant, führt dies nicht selten zu Störungen oder gar zum Abbruch der Erzählungen. - Auch narrative Interviews kommen erfahrungsgemäß nur in Gang, wenn der zum Erzählen Aufgeforderte selbst der Auffassung ist, etwas Interessantes oder Erzählerswertes präsentieren zu können. Nicht selten bestehen zu Beginn eines narrativen Interviews gerade diesbezüglich Unsicherheiten. Dem Interviewer kommt dann die Rolle zu, sein Interesse an einer 'ganz normalen' Lebensgeschichte zu bekunden und dieses Interesse während des Gesprächs auch fortlaufend zu signalisieren. Wer seine eigene Geschichte für vollkommen uninteressant hält, wird hierüber verständlicherweise eher schweigen.

⁴⁷Zur terminologischen Differenz zwischen 'Lebenslauf' und 'Lebensgeschichte' vgl. Schulze (1985).

Zeit als kritische Lebensereignisse bezeichnet. Kritische Lebensereignisse markieren Zäsuren, Diskontinuitäten, Wendepunkte und Modifikationen in der Lebensgeschichte eines Menschen. In der Entwicklungspsychologie – und natürlich auch in der Biographieforschung – werden kritische Lebensereignisse geradezu durch ihre entwicklungsregulative oder biographiesteuende Funktion definiert (z.B. Hoerning 1987).⁴⁸

Ich halte es für angemessener, nicht von 'Komplikationen' als dem Zentrum einer Geschichte zu sprechen, sondern diesen Begriff durch das terminologisch hinreichend bestimmte Konzept des kritischen Lebensereignisses zu ersetzen. Kritische Lebensereignisse können – definitionsgemäß – Komplikationen darstellen, sie müssen es jedoch nicht. Entgegen der alltagssprachlichen Verwendungsweise besitzt der Ausdruck 'kritisch' hier nicht unbedingt einen negativen Bedeutungsgehalt: 'Kritische Lebensereignisse' sind außergewöhnliche, subjektiv bedeutsame und faktisch entwicklungsregulative Geschehnisse. Dies heißt, daß solche Ereignisse, selbst wenn das betroffene Subjekt an ihrem Zustandekommen gar nicht beteiligt gewesen sein mag, dennoch auch begrüßt und positiv bewertet werden können (vgl. z.B. Filipp 1981). Es ist sicherlich richtig, daß Erzählungen – analog zum dargestellten Lebensprozeß – um handlungshemmende Komplikationen herum aufgebaut sein können. In der Tat stehen auch langfristige, biographische Entwicklungsprozesse häufig in unmittelbarem Zusammenhang mit den praktischen Schwierigkeiten, für die wir in unserem Leben

⁴⁸Kritische Lebensereignisse machen es dementsprechend erforderlich, das 'biographische Projekt' umzustrukturieren. Hoerning typisiert diesen Vorgang der Umstrukturierung im Anschluß an Bude (1985) als Prozeß der 'evolutionären' beziehungsweise der 'konservativen Transformation': Konservative Transformationen können als Prozesse der Reproduktion von subjektiven Deutungs- und Handlungsmustern charakterisiert werden, die dem betroffenen Individuum aufgrund seiner bisherigen lebensgeschichtlichen Erfahrungen bereits zur Verfügung stehen. Dagegen bezieht sich der Begriff der evolutionären Transformation auf die Entfaltung subjektiv neuer Handlungs- und Entwicklungsmöglichkeiten. Wenn man kritische Lebensereignisse in dem beschriebenen Sinne definiert, ist es selbstverständlich, daß solche Ereignisse immer wieder im Mittelpunkt autobiographisch-narrativer Texte stehen. – Da ich an anderer Stelle ausführlich auf dieses Forschungskonzept eingegangen bin, erspare ich mir nähere Hinweise und Erörterungen (vgl. Straub 1987, Meier & Straub 1987).

irgendwelche Lösungen oder Antworten finden müssen.⁴⁹

Aber: nicht jede derartige Veränderung, nicht jede Entwicklung unseres Denkens, Fühlens und Handelns ist auf Schwierigkeiten zurückzuführen. Bisweilen ändern wir unsere Orientierungen und Aktivitäten auch aufgrund eines besonders freudigen Ereignisses, das uns keineswegs mit Schwierigkeiten konfrontiert. Es wirkt zumindest etwas gekünstelt, zum Beispiel einen hohen Geldgewinn in einem Lotteriespiel, der möglicherweise das Leben eines Menschen durch die gewährte finanzielle Unabhängigkeit radikal verändert, unbedingt -mit dem Begriff der 'Komplikation' in Zusammenhang zu bringen. Entsprechend werden wir auch nicht (unbedingt) von Schwierigkeiten oder von 'Handlungshemmungen' berichten, wenn wir in einer autobiographischen Erzählung auf einen derartigen Lotteriegewinn zu sprechen kommen. Selbstverständlich werden in solchen Fällen bisher verfolgte Pläne aufgegeben und neue Ziele gesetzt etc. Die Anlässe für jede denkbare Veränderung im erzählten Leben des Informanten - und damit die Anlässe für die präsentierte Geschichte selbst - sind in solchen Fällen jedoch keineswegs bloß Komplikationen, Krisen oder Inkompetenzen - auch wenn es sogar im angeführten Glückfall einige Aufgaben zu lösen geben mag, mit denen der Betroffene bislang wenig vertraut ist. Im Mittelpunkt von autobiographischen Geschichten stehen nicht unbedingt Komplikationen, Krisen und Inkompetenzen, sondern kritische Lebensereignisse, die das Subjekt auch als (unverhoffte) Glücksfälle betrachten kann, die ihm sein Dasein erleichtern. Aber auch in solchen Fällen stellen kritische Lebensereignisse Zäsuren oder Abweichungen von den alltäglichen Routinen und Gewohnheiten dar: autobiographische Erzählungen thematisieren solche Zäsuren und Abweichungen und stellen zugleich das sprach-

⁴⁹ Ich habe in der Diskussion von Meads pragmatistischem Ansatz bereits herausgestellt, daß praktische Schwierigkeiten und Hindernisse als Basis für die Entwicklung des Selbst eines Menschen aufgefaßt werden können. Diese pragmatistische Perspektive ist - bisweilen eher implizit - in zahlreiche Ansätze in der Psychologie eingegangen. Ein Beispiel hierfür ist der von der konstruktivistischen Philosophie - die selbst wieder pragmatistische Orientierungen aufgenommen hat - inspirierte Ansatz, wie er in der Arbeitsgruppe um Werbik elaboriert wurde (vgl. z.B. Aschenbach, Billmann-Mahecha, Straub & Werbik 1983). Wie der Pragmatismus selbst leidet auch dieser Ansatz unter der Einseitigkeit, soziale und individuelle Entwicklungsprozesse ausschließlich auf das Auftreten von Handlungsschwierigkeiten zurückzuführen.

liche Medium dar, innerhalb dessen "solche abweichenden Geschehnisse bearbeitet und in den Sinnhorizont des eigenen Weltbildes zurückgeholt werden" (Wiedemann 1986, 48).

3.6.4. DIE PERSPEKTIVE DES ERZÄHLENDEN SUBJEKTES ALS AKTANT: ZWISCHEN IDENTIFIKATION UND DISTANZIERUNG

Im Falle des autobiographischen Erzählers sind die erzählten Ereignisse und Handlungen meistens unmittelbare Bestandteile der Lebensgeschichte des Erzählers, der Erzähler ist also mit einem der Aktanten (Handelnder, Erleidender, Betroffener, Beobachter etc.), die in der erzählten Geschichte vorkommen, identisch; er artikuliert dem Zuhörer primär seine eigenen Erlebnisse. Ist dies nicht der Fall, so muß der Erzähler zumindest deutlich machen, in welcher Weise die Geschehnisse, an denen er nicht selbst als Aktant beteiligt war, gleichwohl mit seinem Leben und seiner biographischen Entwicklung in Zusammenhang gebracht werden können (vgl. Schütze 1987, 60ff.).

Die narrativ repräsentierten Geschehnisse stehen in aller Regel mit einer Veränderung des erzählenden Subjektes in Zusammenhang. Nach Schütze (1987, 27ff.) besteht der Kern jeder autiobiographischen Erzählung gerade in einer solchen Artikulation der Veränderung des Selbst eines Menschen. Schütze spricht von 'Identitätswandlungsprozessen' und begreift hierunter sowohl die Veränderung individueller als auch kollektiver Identitäten. Festzuhalten ist also, daß autobiographisches Erzählen als ein Prozeß der zeitlich strukturierten Selbstthematisierung verstanden werden muß, in dem das erzählende Subjekt (primär) die Entwicklung seines eigenen Denkens, Fühlens und Handelns rekonstruiert. Autobiographische Erzähltexte kann man als Objektivationen sprachlichen Handelns betrachten, die in eminenter Weise auch die psychische Entwicklung von Subjekten aus deren eigener Perspektive dokumentieren. Hierbei ist zu berücksichtigen, daß der Autor in seinen Erzählungen nicht allein die bereits durchlebten Wandlungsprozesse seines Selbst rekonstruiert. In autobiographischen Erzählungen können durch die Thematisierung und Reflexion vergangener und aktueller Erlebnisse durchaus auch neue Veränderungen des Selbst vorbereitet oder konstituiert werden. Autobiographische Erzählungen zeigen gerade dann, wenn sie bis an die Gegenwart des Erzählers heranführen, in welcher Weise sich

ein Subjekt heute zu verändern im Begriff ist.

Wenn jemand seine Lebensgeschichte erzählt, verhält er sich nicht wie ein distanzierter Berichterstatter, der lediglich bezeugt, was zu bestimmten Zeitpunkten geschehen ist. Vielmehr macht der Erzähler in seinen Geschichten deutlich, was während einer bestimmten Zeit, in der sich eben dies oder jenes ereignet hat, mit ihm geschehen ist, in welcher Weise er sich selbst unter dem Einfluß bestimmter Ereignisse verändert hat. Sein Leben zu erzählen heißt bis zu einem gewissen Grade immer auch, die kognitive Distanz zu seiner eigenen Vergangenheit zu transzendieren und jene noch einmal zu vergegenwärtigen, d.h.: sie als Bedingungen und 'Ort' bestimmter biographischer Veränderungen erneut zu erleben. Die lebensgeschichtliche Vergangenheit wird im Erzählen (auch) vom Standpunkt der "Handlungs- und Erleidenssituation des damaligen Erlebens" repräsentiert (Schütze (1987, 40), wenngleich die Vergangenheit in jedem Fall als eine in der Gegenwart verwurzelte Konstruktion verstanden werden muß.

Mit dem soeben erwähnten Aspekt hängt es auch zusammen, daß bestimmte Ausdrucksmitte für erzählerische Darstellungen besonders typisch sind (vgl. Quasthoff 1980, 112). An erster Stelle sind in diesem Zusammenhang die evaluativen und expressiven Sprechformen zu nennen, die in Erzählungen besonders auffallen. Zweitens imponiert in Erzählungen immer wieder die "direkte Rede, in der in Stimmführung und Formulierung eine Nachahmung der redenden Figuren (oder auch auftauchende Geräusche) versucht wird" (Quasthoff 1980, 112). Und schließlich wird in Erzählungen nicht selten das historische Präsens verwendet, wodurch deutlich wird, in welch hohem Maße die repräsentierten Ereignisse und Erlebnisse im retrospektiven Erzählen erneut 'durchlebt' werden können. Die kognitiv repräsentierten Szenen, die erzählerisch dargestellt und in ihren dynamisch-prozessualen Aspekten rekonstruiert werden, verschmelzen bisweilen geradezu mit der aktuellen Erzählsituation, so daß man von der Vergangenheit in sprachlichen Formen spricht, die diese Vergangenheit gleichsam in die Gegenwart transformieren.

In autobiographischen Erzählungen werden also die mit den 'damaligen' Erlebnissen verbundenen Orientierungen, Wünsche, Hoffnungen und Enttäuschungen, Befürchtungen etc. zum Ausdruck gebracht und möglicherweise gleichsam wiederbelebt, wenngleich

die in der aktuellen Erinnerung präsente Lebendigkeit des Vergangenen natürlich jederzeit 'durchbrochen' werden kann. Daß wir im Rückblick auf unser gelebtes Leben unsere Vergangenheit nicht nur (re-) konstruieren, sondern, wie wir sagen, daß wir von der Vergangenheit bisweilen auch 'erfaßt' werden können, heißt im Normalfall ja nicht, daß wir uns in der Erinnerung an vergangene Zeiten gleichsam 'verlieren' müssen. Der Prozeß des Erinnerns ist normalerweise durch eine eigentümliche Dialektik zwischen der Identifikation mit der lebensgeschichtlichen Vergangenheit ('Betroffenheit') und der Distanzierung von dieser Vergangenheit charakterisiert.

Wenngleich die autobiographisch-retrodkutive Thematisierung des eigenen Selbst den Erzähler in aller Regel emotional anspricht, ist es doch geradezu eine Voraussetzung jeder narrativen Selbstthematisierung, daß sich der Erzählende aus der Unmittelbarkeit der existentiellen Verstrickungen löst. Er braucht eine gewisse Distanz zu seinem gelebten Leben und auch zu seiner gegenwärtigen Praxis, um sich selber zum Objekt seiner Darstellungen und Reflexionen zu machen. In aller Regel ist dieser Abstand auch vorhanden, seine Möglichkeit ist bereits im Sprechen angelegt, da wir im Medium der Sprache unsere Vergangenheit nicht nur konstruktiv (re-) präsentieren, sondern auch verwandeln. Die erzählte Welt ist immer schon eine gegenüber der Unmittelbarkeit des Erlebens verandelte Welt. Dies bedeutet - in aller Regel - allerdings nicht, daß die Distanz des autobiographischen Erzählers derart absolut ist, daß wir die Haltung des Erzählers, wie das Fellmann tut (1973a, 137f.), der Haltung eines aus allen praktischen Verhältnissen gelösten, phänomenologisch eingestellten Ichs im Husserl'schen Sinn gleichsetzen könnten.

3.6.5. AUTOBIOGRAPHISCHES ERZÄHLEN ALS SZENISCHE DARSTELLUNGSFORM: SPUREN SOZIALER INTERAKTIONEN IN ERZÄHLTEN LEBENSGESCHICHTEN

Um den Kontext und die Hintergründe der Selbst-Veränderungen zu illustrieren und verständlich zu machen, reinszeniert der Erzählende die aus seiner Sicht für diese Veränderungen maßgeblichen Aspekte der vergangenen Lebenswirklichkeit. Die Erzählung ist eine szenisch vorführende Repräsentation ehemaliger Ereignisse und Erlebnisse. Durch die "Rückbindung an selbsterlebtes Interak-

tionsgeschehen" (Wiedemann 1986, 58) erscheinen die erzählten Erlebnisse des Informanten in ihren lokalen, situativen und insbesondere in ihren sozialen Bezügen:

"Eine Person, die erzählt, versetzt sich und den Zuhörer in eine vergangene Zeit zurück; diese Versetzung betrifft die Zeit, den Ort und die Situationscharakteristika, die als damalige Kontextbedingungen des erzählten Erlebnisses relevant waren und dem Zuhörer vermittelt werden müssen, damit er sich orientieren kann" (Wiedemann 1986, 63).

Erzählte Lebensgeschichten dokumentieren grundsätzlich auch den Prozeß der sozialen Konstitution eines Subjektes. Um die eigenen lebensgeschichtlichen Veränderungsprozesse plausibel darzustellen, ist der Erzähler angehalten, auch die Orientierungen und die aktionalen Stellungnahmen der jeweils relevanten Interaktionspartner zu explizieren. Darüberhinaus betrifft die soziale Dimension, die jeder erzählten Lebensgeschichte eigen ist, noch die Akte Erinnerung der erzählenden Subjekte. Das Gedächtnis kann, wie Halbwachs (1925/1985) gezeigt hat, mit guten Gründen als 'kollektives Phänomen' betrachtet werden. Nicht nur die vergangenen Erlebnisse sind sozial strukturiert. Auch noch die Erinnerung dieser Erlebnisse ist vom pragmatischen Kontext einer sozial verfassten Lebenswelt abhängig. Ohne die Anderen gäbe es keine Relevanzkriterien für Erinnerungswürdiges. Die erinnernde Rekonstruktion einer Lebensgeschichte, in der ein Subjekt die sozial vermittelte Genese seines Selbst in seiner temporalen Tiefenstruktur darstellt und erklärt, ist selbst noch ein in der Sozialität des Individuums verwurzelter Prozeß:

"Jede noch so persönliche Erinnerung, selbst von Ereignissen, deren Zeuge wir alleine waren, selbst von unausgesprochenen Gedanken und Gefühlen, steht zu einem Gesamt von Begriffen in Beziehung, das noch viele außer uns besitzen, mit Personen, Gruppen, Orten, Daten, Wörtern und Sprachformen, auch mit Überlegungen und Ideen, d.h. mit dem ganzen materiellen und geistigen Leben der Gruppen, zu denen wir gehören und gehört haben" (Halbwachs 1925/1985, 71).

3.6.6. AUTOBIOGRAPHISCHE ERZÄHLTEXTE UND DIE DARSTELLUNGSENTIONEN DES AUTORS: ZUGZWÄNGE DES ERZÄHLENS?

Ich möchte abschließend noch auf eine theoretisch gehaltvolle Charakterisierung mündlicher Stegreiferzählungen eingehen, wie sie insbesondere durch die Arbeiten von Schütze in den soziologischen Narrativismus Eingang gefunden hat (z.B. Kallmeyer & Schütze 1977, Schütze 1977a, 1977b). Schütze spricht von sogenannten 'Zugzwängen' des Erzählers und verweist damit auf bestimmte, diesem 'Kommunikationsschema' eigene Struktur- und Funktionsprinzipien. Diese Struktur- und Funktionsprinzipien regeln den Prozeß des Erzählers und bestimmen dadurch die innere Ordnung, aber auch den Umfang und den Inhalt der vom Erzähler präsentierten Geschichte - und zwar unabhängig von den bewußten Erzählintentionen des Sprechers. Für das Kommunikationsschema des Erzählers hat Schütze folgende, während jeder Stegreiferzählung kontinuierlich und simultan wirkende Zugzwänge beschrieben:

- Der Zugzwang zur Gestaltschließung: "Situationsbestimmungen des (erzählten) Ereignisses müssen übermittelt werden, alle für den Endpunkt der Geschichte relevanten Bedingungen, Zusammenhänge und Handlungsfolgen müssen benannt werden, die Erzählung thematisiert einen Anfangszustand, einen Prozeß und einen Endzustand" (Fischer 1976, 152).
- Der Zugzwang zur Detaillierung: "Fortlaufend muß die Darstellung einzelner Ereignisse und die Verknüpfung zwischen den Ereignissen (durch die Angabe äußerer Umstände oder persönlicher Motive und dgl., J.S.) an (für den Hörer vermeintlich oder faktisch) nicht plausiblen Stellen detailliert und plausibilisiert werden" (Schütze 1977a, 25f.).
- Der Zugzwang zur Kondensierung: "Die aktuelle Perspektive, Limitation der Erzählzeit, Definition der Erzählsituation (Anlaß der Kommunikation, Interesse des Hörers, Ort) zwingen den Erzähler, zwischen wichtigen und unwichtigen Ereignisträgern zu unterscheiden, die Akzente kongruent zu seiner Kommunikationsintention zu setzen" (Fischer 1976, 152).

Der Gestaltschließungs- und Detaillierungszwang auf der einen Seite, der Kondensierungszwang auf der anderen Seite stehen, was ihren jeweiligen 'Einfluß' auf die Erzählung anbelangt, in einer

gegenseitigen Konkurrenzbeziehung. Die erhöhte Wirksamkeit der zuerst genannten Zugwände impliziert notwendigerweise eine Einschränkung der Wirksamkeit des Zugwanges zur Kondensierung vice versa. Schützes normativ-idealisierte (!) Konzeption einer gelungenen Stegreiferzählung impliziert eine balancierte Ausgewogenheit der Wirksamkeit aller genannten Zugwände.

Unter anderem ist es gerade auf die Wirksamkeit dieser Struktur- und Funktionsprinzipien zurückzuführen, daß eine einmal begonnene Erzählung im Fluß bleibt. Wer A sagt, muß auch B sagen. Darüberhinaus wird nach Schütze, wie gesagt, auch die innere Ordnung sowie der Umfang und Inhalt der schließlich entfalteten Erzählung durch die beschriebenen Zugwände quasi mitbestimmt. Wer eine Geschichte zu erzählen begonnen hat, ist angehalten oder gar "getrieben" (Kallmeyer & Schütze 1976, 28), diese Geschichte fortzusetzen und in einer hinreichend detaillierten, konsistenten und für den Zuhörer interessanten Weise zu Ende zu bringen. Die dem kommunikativen Erzählprozeß inhärenten Zugwände bewirken, daß der Erzähler diesen Anforderungen gleichsam automatisch gerecht wird. (Insofern dies nicht der Fall ist, unterstützt der Zuhörer den Erzähler durch entsprechende Nachfragen, deren Erfolg wiederum nur durch den Rekurs auf die Wirksamkeit der Zugwände des Erzählens verständlich gemacht werden kann.) Die begonnene Erzählung evoziert also gewissermaßen eine "Sogwirkung, die die Geschichte voranbringt" (Hermanns 1982, 78). Der Erzähler ist dieser 'Sogwirkung' ausgesetzt und führt demgemäß seine Geschichte mit Rücksicht auf einen interessierten Zuhörer in der skizzierten Weise bis zum Ende fort. Er erzählt dabei, so die These Schützes, auch Dinge, über die er bei genauerem Überlegen lieber geschwiegen hätte. Eine Geschichte zu erzählen löst gleichsam eine Art Mechanik in Bewegung. Der Erzähler überläßt sich dem Gang der von ihm präsentierten Geschichte, er wird getrieben von einer seinem intentionalen Bewußtsein äußerlichen Kraft, die in jedem Erzählvorgang zur Geltung kommt. Wo erzählt wird, waltet der zwanglose Zwang der Zugwände.

Ich habe Schützes Theorem bewußt pointiert rekonstruiert. Die mögliche Kritik an der skizzierten Auffassung liegt auf der Hand. Bevor ich darauf eingeho, sei zugestanden: Schütze hat mit seiner Beschreibung der in jedem Erzählvorgang wirksamen Zugwände ohne Zweifel auf einen Gesichtspunkt aufmerksam gemacht, der für ein Verständnis der strukturellen Ordnung und der internen Dynamik

des Erzählvorgangs relevant ist. Autobiographische Erzählprozesse lassen sich sicherlich durch Schützes Konzept charakterisieren. Skeptischer bin ich jedoch, was einige Formulierungen von Schütze (und anderen, z.B. Hermanns 1982, 78ff.) betrifft, mit denen das dargestellte Theorem verabsolutiert und die Wirksamkeit der Zugzwänge des Erzählens quasi 'naturalisiert' wird. Was heißt es denn, daß jemand, der eine Geschichte zu Ende führen muß? Wenn hier von 'müssen' und 'Zwängen' die Rede ist, kann dies doch nicht bedeuten, als kämen im Erzählen einige in der Sprache angelegte Naturgesetze zur Geltung, die das Verhalten des Sprechers determinieren. Kurz: ich halte die These, daß jemand, der zu erzählen begonnen hat, gleichsam automatisch sich selbst (und seinen Gesprächspartner) 'vergißt' und über Dinge spricht, die er bei rechtem Hinsehen lieber für sich behalten hätte, für überzogen. Man darf die von Schütze beschriebenen Zugzwänge des Erzählens nicht als quasi naturwüchsige Zwänge begreifen, denen sich der Sprecher nicht willentlich entziehen könnte. Manche Formulierungen Schützes klingen gerade so, als ob sich die Geschichte selbst erzählen würde: durch den Mund eines Subjektes, dem die bewußte Kontrolle über sein Sprechen in bestimmter Hinsicht aus der Hand geraten ist, sobald es zu sprechen begonnen hat.

Natürlich kann es vorkommen, daß jemand mehr erzählt, als er 'eigentlich' hatte sagen wollen. Ob man diesen Übereifer des Erzählers ausschließlich auf die Wirksamkeit der im narrativen Kommunikationsschema angelegten Zugzwänge zurückführen sollte, sei einmal dahingestellt. Außerdem erscheint es mir fraglich, ob sich der Wissenschaftler über die Informationen freuen sollte, die jemand 'preisgibt', weil er eben eine einmal begonnene Geschichte hinreichend detaillieren oder zu Ende führen 'muß', obwohl ihm - beispielsweise - der gegenüberliegende Zuhörer mittlerweile extrem unsympathisch und nicht mehr vertrauenswürdig erscheint. Auch wenn ein Erzähler sich der Wirksamkeit der Zugzwänge nicht entzieht, so kann er diese Zugzwänge gleichwohl unterlaufen oder ad absurdum führen, sobald er 'eigentlich' nicht mehr erzählen möchte. Die Geschichte wird zwar in einer für den Zuhörer hinreichend verständlichen Weise zu Ende erzählt, aber das Sprechen des Erzählers wirkt leer, zurückhaltend, vorsichtig oder kalkuliert und bei aller Beredtsamkeit verschwiegen. Bude bemerkt zurecht, daß "der 'neurotische Erzähler'

erzählt und erzählt und erzählt, eine Geschichte nach der anderen. Er macht keine Fehler im Sinne der formalen Narrationspragmatik, im Gegenteil: er verfügt über eine hohe narrative Kompetenz. Nur, sein Sprechen ist leer" (Bude 1985, 333). Dies gilt bekanntermaßen nicht unbedingt nur für den 'neurotischen Erzähler'. Einer nicht vertrauenswürdigen, vielleicht unsympathischen Person gegenüber erscheint es durchaus angebracht, leer zu sprechen und vielleicht auch Geschichten geschickt zu manipulieren - wenn man schon erzählen oder zu Ende erzählen 'muß' etc. Ob solche Erzählungen noch als via regia zur subjektiven Erfahrungswelt des Erzählers betrachtet werden können, erscheint mir mehr als fragwürdig. Auch wenn das Erzählen eine Sprachform ist, die es dem Sprecher ermöglicht, seine Erfahrungen in einer fortlaufenden, von einer gleichsam inneren Dynamik bewegten und durch eine innere 'Logik' strukturierten Geschichte zu präsentieren, führt nicht jede formal korrekte Erzählung zu einer 'authentischen' Konstruktion der Lebenswirklichkeit des erzählenden Subjektes. Ob jemand spontan und wahrhaftig über sich und seine Erfahrungen spricht, hängt letztlich wohl immer auch von der 'Gesprächsatmosphäre' ab, die noch durch die unmerklichsten Gesten der Gesprächspartner konstituiert wird. Wer dem Zuhörer mißtraut, wird sich möglicherweise durch keine wie auch immer gearteten Zugzwänge zu Erzählungen hinreißen lassen, die mit der von Schütze so vielbeschworenen "tatsächlichen Handlungs- und Ereigniswirklichkeit" allzuviel gemeinsam haben. Wer sich in einer Situation, in der er erzählen soll, unbehaglich fühlt, kann auch die Wirksamkeit von Zugzwängen des Erzählens in einer Weise ad absurdum führen, die dem an wahrhaftigen Selbstdarstellungen interessierten Sozialforscher nicht recht sein kann. (Ob der Wissenschaftler immer merkt oder aus den Erzähltexten ersehen kann, daß jemand die Wirksamkeit der Zugzwänge ad absurdum führt, indem er leer spricht, fiktionale Momente in die Geschichten einbaut, eigentlich wichtige Details zurückhält etc., erscheint mir - im Gegensatz zu Schützes Optimismus - doch etwas zweifelhaft.) Und selbstverständlich kann der Erzähler, der eine bereits begonnene Geschichte nicht näher ausführen oder zu Ende bringen will, seine Erzählung auch abbrechen.

Zugzwänge des Erzählens sind also im Prinzip jederzeit willentlich außer Kraft zu setzen. Hierdurch wird ein weiterer Aspekt dieser Struktur- und Funktionsprinzipien der narrativen Kommunikation deutlich. Mit der Beschreibung der Zugzwänge macht Schütze

nicht zuletzt darauf aufmerksam, daß unsere kommunikative Verständigungspraxis normativen Regeln unterliegt. Wer einem anderen eine Geschichte zu erzählen beginnt, geht bestimmte Grundverpflichtungen ein, die 'normalerweise' auch eingehalten werden. Der Erzähler sollte seine Geschichte in einer hinreichend detaillierten, konsistenten und in einer für den Zuhörer interessanten und verständlichen Weise präsentieren - ohne mitten im Erzählfluß plötzlich abzubrechen. Unsere Sprechpraxis 'funktioniert' (unter anderem deshalb), weil Menschen, wenn sie sprechen, normalerweise bestimmte Regeln und Verpflichtungen immer schon anerkannt haben und eingegangen sind beziehungsweise in der jeweiligen Interaktionssituation in wechselseitigen Deutungsprozessen permanent anerkennen und eingehen. Andernfalls treten Kommunikationsstörungen auf, die im äußersten Fall eben zum Abbruch der Unterhaltung führen können. Mit der Explikation der Zugzwänge thematisiert Schütze auch diese normativen Aspekte der kommunikativen Praxis. Wer eine Erzählung begonnen hat, wird es bisweilen begründen müssen, wenn er diese Erzählung nicht in der skizzierten Weise fortsetzt und zu Ende bringt. Der Verstoß gegen soziale Konventionen bedarf in der Regel der Rechtfertigung. Selbstverständlich gibt es wohl gerade in sozialwissenschaftlichen Handlungszusammenhängen für den Informanten unter Umständen genügend Gründe, 'jetzt lieber nicht mehr zu reden'.

Wenn solche Widerstände des Informanten, seine begonnene Erzählung fortzusetzen, erkennbar werden, erscheint es - in aller Regel - aus moralischen Gründen angezeigt, daß der Interviewer diese Widerstände respektiert und nicht durch weitere 'erzählgenerierende' Nachfragen zu brechen versucht, nur um an weitere Informationen zu gelangen. So sehr der Interviewer sich von seinem Informanten auch ausführliche und 'vollständige' autobiographische Erzählungen wünschen mag, so wenig sollte die Technik des narrativen Interviews zu einer Täuschungs- und Überlistungstechnik degenerieren, die sich den zwanglosen Zwang der Zugzwänge des Erzählers zunutze macht, um gegen die 'eigentlichen' Absichten des Informanten zu Daten zu gelangen. Es kann in aller Regel gerade nicht darum gehen, in sozialwissenschaftlichen Handlungskontexten den Informanten als ein "Opfer zum Sprechen (zu) bringen" (Hermanns 1982, 78). Bekanntermaßen können Menschen auch bemerken, daß sie auf subtile Weise überrumpelt werden sollen. Es liegt auf der Hand, daß eine - theoretisch auch noch so gut 'begründete' - Überlistungs- und Verführungs-

technik letztlich kontraproduktive Folgen zeitigen wird. Die Vertrauensbasis zwischen Interviewer und Informanten, die für eine gelingende autobiographische Erzählung des Informanten ebenso wichtig ist wie jeder Zugzwang des Erzählers, wäre dadurch gefährdet. Und auch die Tatsache, daß es sich auf die Dauer herumspricht, daß Täuschungen, Überlistungen und Verführungen in der sozialwissenschaftlichen Forschungspraxis mit Methode betrieben werden, schadet dem Ruf und den zukünftigen Erfolgsaussichten der Wissenschaftler. Denn wer erzählt noch gerne aus seinem Leben, wenn ihm erst einmal bewußt ist, daß er im Grunde mehr oder anderes erzählen soll, als er selbst zu erzählen gewillt ist. Theoretische Überlegungen, die auf eine Unterminierung der Selbstbestimmungsmöglichkeiten potentieller Informanten abzielen, erscheinen in dieser Perspektive verdächtig; methodische Techniken, die diesem Ziel unmittelbar dienen, sind abzulehnen, solange sozialwissenschaftliche Forschung als kooperative Praxis mit den Betroffenen veranstaltet werden soll. Wenn diese moralische Problematik hinreichend reflektiert und die Forschungspraxis entsprechend gestaltet wird, ist freilich nichts dagegen einzuwenden, daß wir nicht zuletzt durch Schützes sprachtheoretische Analysen erkennen können, daß die narrative Kommunikation - im spezifizierten Sinn - durch Zugzwänge des Erzählers mitstrukturiert und mitgesteuert wird. Solange Interviewer ihre Informanten nicht durch subtile Verführungsstrategien solchen 'Zwängen' auszusetzen versuchen, kann Schützes Charakterisierung des Erzählers als eine plausible Analyse gelesen werden, durch die der Nutzen autobiographischen Erzählmaterials für die sozialwissenschaftliche Forschung noch einmal hervorgehoben wird.

4. DER PROZESS EMPIRISCH-PSYCHOLOGISCHER FORSCHUNG: ASPEKTE DER WISSENSCHAFTLICHEN ERFAHRUNGS- UND ERKENNTNISBILDUNG

4.1. ERFAHRUNGSBILDUNG ALS KOMMUNIKATIVER PROZESS

Die Sprache und das Gespräch werden für jene Psychologie, die das menschliche Leben als einen praktischen Sinnzusammenhang begreift, zum zentralen Medium wissenschaftlicher Bemühungen. In diesem Sinne kann Werbik (1986a) die Psychologie zurecht als 'Gesprächspsychologie' qualifizieren. Die Sprache ist eine grundlegende Bedingung der Möglichkeit psychologischer Erkenntnisbildung. Und zugleich ist die kommunikative Verständigung, wie nun auszuführen ist, ein zentrales methodisches Prinzip jeder empirisch-psychologischen Forschung, die die alltägliche, psychosoziale Wirklichkeit eben nicht als "eine irreflexive und verstehensfreie Ding-Sachverhalts-Wirklichkeit (...) in dem von Descartes bis zum frühen Wittgenstein, bis zu Carnap und Popper herrschenden Sinne" (Böhler 1985, 119) begreift, sondern als eine symbolisch vermittelte Welt, in der das Handeln der kommunizierenden und kooperierenden Subjekte an permanente Prozesse des Interpretierens und des Verstehens gebunden ist (vgl. Matthes & Schütze 1981, auch Schütze, Meinefeld, Springer & Weymann 1981). Nach diesem Verständnis psychosozialer Wirklichkeit darf auch die Psychologie nicht

"von einer hermeneutischen Erschließung des Handlungsverständnisses und einer hermeneutischen Berücksichtigung der Verstehenseigenschaft der sozialen Welt abstrahieren. Dann findet auch die für die Handlungswissenschaft konstitutive methodische Abstraktion an dem Charakter der sozialen Wirklichkeit als praktischem Sinnzusammenhang ihre prinzipielle Grenze. (...) Demzufolge darf sich die methodische Abstraktion der Handlungswissenschaften weder auf das reflexiv-sprachliche Verstehen- und Beurteilen-Können als handlungskonstitutive Fähigkeiten der Menschen und auf die Vermitteltheit sozialer Phänomene (Handlungen, Institutionen, Traditionen etc.) durch reflexives Verstehen und Beurteilen noch auf die untrennbar damit verbundene reflexive Redeform erstrecken. Vielmehr sollte sie gerade daran ihre Grenze finden; muß sie doch davor haltmachen, wenn der Anspruch empirisch gehaltvoller Theorien zu recht erhoben werden soll. Empirisch gehaltvolle Sozialforschung ist nur unter der Bedingung hermeneutischer Datenerhebung möglich; sie muß auf kommunikative Erfahrung, also auf Verstehen gründen, und zwar auf einem immanenten Verstehen, welches das Handlungsverständnis der Akteure bezüglich ihrer Situation nachkonstruiert" (Böhler 1985, 122f.).

Dies bedeutet: Auch die Wirklichkeit, die im empirischen Forschungsprozeß konstruiert wird,

"ist symbolisch vermittelt und kommunikativ bedingt (...) und wird von den Handelnden unter kognitiven, expressiven und normativen Gesichtspunkten aktiv hergestellt (...). Ihr Realitätsgehalt ist dementsprechend nicht subjektunabhängig, sondern die symbolisch vermittelte Empirie basiert auf einem grundsätzlich subjektbezogenen Modus der Erfahrungsverarbeitung" (Bonß 1982, 44).

Für die praktisch-hermeneutische Psychologie bildet die sinnhafte Struktur ihres Gegenstandes und damit die 'Problematik des Sinnverständens' (Habermas 1967a, insb. 203ff.; 1981 I, 152ff.) den zentralen Bezugspunkt der grundlagentheoretischen, methodologischen und methodischen Diskurse. Verstehen ist in dieser Disziplin an die intersubjektiv kontrollierbare Interpretation gebunden, die, mit Taylor gesprochen, als ein Versuch verstanden werden kann, "ein Studienobjekt klar zu machen. Dieses Objekt muß daher ein Text - oder ein Text-Analogon - sein, der in gewisser Weise wirr, unvollständig, verschwommen, scheinbar widersprüchlich, also auf die eine oder andere Weise unklar ist. Die Interpretation ist bestrebt, einen tieferen Zusammenhang ans Licht zu bringen" (Taylor 1975, 154; vgl. auch Ricoeur 1972).¹

Die skizzierte hermeneutische Grundeinsicht hat gerade in den letzten Jahren eine zunehmende Verbreitung gefunden.² Die Fragen, die sich im Anschluß an diese Einsicht stellen, betreffen nicht zuletzt die konkrete Gestaltung des empirischen Forschungsprozesses in der Psychologie. Darum soll es im folgenden gehen, wobei

¹Zum Zweck der terminologischen Präzisierung spreche ich von 'Deuten' immer dann, wenn es um Prozesse des Verstehens in alltagsweltlichen Kontexten geht. Als 'Interpretation' bezeichne ich dagegen jenes Bemühen um das Verstehen eines Textes oder Text-Analogons, wie es insbesondere in den hermeneutischen Wissenschaften vom Menschen anzutreffen ist. Die Interpretation begreife ich als ein in intentionaler und bewußter Einstellung realisiertes, explizites, methodisch kontrolliertes, auf Transparenz und intersubjektive Zustimmungsfähigkeit (Wahrheit) angelegtes Deuten.

²vgl. für die interpretative Forschung in der Soziologie z.B. Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (1976, 1981), Hoffmann-Riem (1980); speziell für die Psychologie vgl. z.B. Aschenbach (1984), Aschenbach et al. (1983), Groeben (1986), Jüttemann (1984, 1985), Legewie (1987), Leithäuser & Volmerg (1988), Werbik (1986a, 1987), Zitterbarth & Werbik (1987).

meine Ausführungen von theoretischen und methodologischen Argumentationen ebenso geprägt sein werden wie von forschungspraktischen und methodischen Vorschlägen.

Wie also muß der als soziale Kommunikation verstandene Prozeß der wissenschaftlichen Erfahrungs- und Erkenntnisbildung gestaltet werden, damit gewährleistet ist, daß reflexive Subjekte ihre lebensgeschichtlich relevanten Erfahrungen und Orientierungen aus ihrer Perspektive thematisieren und damit zum 'Gegenstand' wissenschaftlicher Erkenntnisbemühungen machen können? Im Bereich der kommunikativen oder interpretativen Sozialforschung ist erkannt, daß die Antwort auf die gestellte Frage zunächst einen Begriff der 'Erfahrung' und der 'Erfahrungsbildung' voraussetzt, der in der szientistischen Tradition sozialwissenschaftlicher Forschung diskriminiert und weitgehend verdrängt wurde (vgl. hierzu auch Seiler 1987).

4.1.1. ERFAHRUNG UND EMPIRIE: PLÄDOYER FÜR DIE REHABILITIERUNG EINES VERDRÄNGTEN ERFAHRUNGSBEGRIFFS

Wissen gründet in Erfahrungen. Ohne den Bezug zur Erfahrung gibt es keine zuverlässige Erkenntnis. Widersprechen Erfahrungen unserem Wissen, so wird dieses fragwürdig, revisionsbedürftig, vielleicht gänzlich wertlos: "Die Erfahrung gilt - und zwar sowohl in den Wissenschaften als auch in der Welt unseres alltäglichen Handelns und Lebens (...) als die zugleich unersetzbare und unhintergehbar Grundlage aller verlässlichen Urteilsbildung" (Schwemmer 1987, 135).

An dieser wohl allgemein konsensfähigen Konzeptualisierung des Verhältnisses von Erfahrung und Wissen können wir auch für die folgenden Darstellungs- und Argumentationszwecke festhalten. Problematisch und diskussionsbedürftig wird die angesprochene Thematik, sobald man danach fragt, was denn unter dem Begriff der 'Erfahrung' genauer zu verstehen sei. Gadamers im Jahr 1960 formulierte Einschätzung, daß nämlich "der Begriff der Erfahrung (...) - so paradox es klingt - zu den unaufgeklärtesten Begriffen zu gehören (scheint), die wir besitzen" (Gadamer 1986, 352), ist

heute so aktuell wie damals.³ Gerade im Bereich der 'anthropologischen' Erfahrungswissenschaften sind die Reflexionen und Diskurse über den Begriff der Erfahrung dünn gesät, wenngleich solche Diskurse in grundlagentheoretischer, methodologischer und methodischer Hinsicht äußerst wichtig wären und zweifellos einen Beitrag zur Überwindung jener Probleme leisten könnten, mit denen sich zum Beispiel auch die empirische Psychologie seit geraumer Zeit konfrontiert sieht. Einige der kritischen Vorwürfe an diese Wissenschaft wie zum Beispiel: Die Psychologie 'verkürzt' ihren Gegenstand häufig auf ungerechtfertigte Weise (vgl. z.B. Graumann & Metraux 1977, Holzkamp 1972), psychologische Erkenntnisse hätten auf weiten Strecken ihre Lebensbedeutsamkeit, ihre Alltagsrelevanz oder gesellschaftlich-praktische Relevanz verloren (z.B. Dörner 1983, Holzkamp 1970, Kempf & Aschenbach 1981, Legewie 1989), psychologische Erkenntnisse litten an einem Beschreibungsdefizit (z.B. Dörner 1983, Jüttemann 1987), ihnen mangle es an 'ökologischer Validität', so daß man sich überhaupt fragen müße, ob diese Erfahrungswissenschaft den Prädikator 'Erfahrung' für sich zu recht in Anspruch nehme (Kempf 1987, 169) – solche Vorwürfe können meines Erachtens nicht zuletzt durch eine konstruktive Kritik jenes Erfahrungsgriffes begründet, konkretisiert und überwunden werden, der der Psychologie üblicherweise zugrundegelegt wird, seit sie als Erfahrungswissenschaft institutionalisiert ist.⁴

Meine Kritik gründet in einer Unterscheidung, die im wesentlichen einen Rekurs auf das aristotelische Verständnis von 'Erfahrung'

³ Dies gilt trotz neuerer Arbeiten zum Thema: Zum Konzept der 'Erfahrung' vgl. z.B. Bonß (1985), Kambartel (1968, 1972), Mittelstraß (1974), Schneider (1987, 1988), Schwemmer (1987, 135ff.).

⁴ Diese Einsicht ist natürlich nicht neu – wenngleich ich glaube, daß sie bislang nur unzulänglich ausformuliert und in ihren vielfältigen methodologisch-methodischen und forschungspraktischen Implikationen bedacht ist. Diese kritische Einschränkung gilt, wie ich in der Einleitung zum vorliegenden Buch angemerkt habe, auch für Thomae biographischen Ansatz, der m.E. zwangslös auch als ein Versuch der Rehabilitierung eines verdrängten Erfahrungskonzeptes gelesen werden kann. Forderungen nach einer 'Rückkehr zu den Quellen', nach einer Beschreibung oder 'Erfassung' der zeitlich konstituierten, konkreten und alltäglichen Handlungssirklichkeit, kurz: nach einer 'Wiedereinführung des Menschen' (Thomae 1968, VII) können durchaus als Plädoyer im angesprochenen Sinn verstanden werden.

erforderlich macht. Gleich am Anfang der 'Metaphysik' bestimmt Aristoteles den Begriff der Erfahrung (empeiria):

"Es entsteht aber den Menschen aus der Erinnerung die Erfahrung; denn viele Erinnerungen an ein und denselben Sachverhalt bewirken das Vermögen einer Erfahrung. Und es erscheint die Erfahrung nahezu etwas Ähnliches wie Wissenschaft (episteme) und Kunst (techne) zu sein. Wissenschaft und Kunst aber ergeben sich für die Menschen durch Erfahrung" (Aristoteles, Metaphysik 980b, 981a, 17).

Erfahrung ist nach Aristoteles 'lediglich' ein Wissen, daß etwas so und so ist; erst in der Kunst (techne) und Wissenschaft (episteme) ist ein Wissen formuliert, das auch erklärt, warum es sich mit einer Sache so und so verhält. Im vorliegenden Argumentationszusammenhang interessiert allerdings nicht so sehr die von Aristoteles im angeführten Zitat getroffene und in seinen weiteren Darlegungen näher explizierte Unterscheidung zwischen verschiedenen Wissensformen (empeiria, techne, episteme) und deren wechselseitige Beziehungen (vgl. dazu Kambartel 1968, 50ff.). Auch ein weiterer, von Aristoteles hervorgehobener Aspekt, den ich wegen seiner Bedeutsamkeit für das aristotelische Konzept wenigstens kurz thematisieren möchte, ist für meine weitere Argumentation zumindest nicht unmittelbar relevant. Bei Aristoteles ist die Reflexion des Erfahrungsbegriffs eng verknüpft mit einer Charakterisierung der spezifischen Form des Wissens und der Fertigkeiten des in bestimmten Tätigkeitsbereichen Erfahrenen oder Kundigen. Der Erfahrene ist bei Aristoteles eben charakterisiert durch die

"einmal erworbene und fortan geübte Fähigkeit sicherer Orientierungen, das Vertrautsein mit 'alltäglichen' Handlungs- und Sachzusammenhängen ohne Rekurs auf ein dazu unabhängig erworbenes theoretisches bzw. wissenschaftliches Wissen. Der Mensch, von dem man sagt, daß er über Erfahrungen 'verfügt', ist ein sich in vielen und unterschiedlichen Situationen auskennender Mensch, sein Wissen ist das Wissen vieler 'Fälle' und der Art und Weise, dieses Wissen auf jeweils 'neue' Fälle und Situationen anzuwenden. Eben deswegen wurde von Aristoteles auch unter Bevorzugung von Beispielen aus der medizinischen Praxis Erfahrung als ein in einer vortheoretischen Praxis wurzelndes 'Wissen des Besonderen' bezeichnet, als ein Vertrautsein mit und ein Beherrschen von Unterscheidungen und Orientierungen, die unmittelbar aus der Praxis des Unterscheidens und der selbst als eine unterscheidende Handlung aufgefaßten Orientierungsleistung hervorgehen" (Mittelstraß 1974, 69).

Die alltagsweltlichen Erfahrungen, von denen ich im folgenden sprechen werde, sind auch ohne den Aspekt der Übung und des expertenhaften Vertrautseins mit bestimmten Tätigkeiten vorstellbar. Was ich zunächst hervorheben möchte, ist die Tatsache, daß Aristoteles die alltagsweltliche Erfahrung explizit als Fundament und Begründungsrahmen jeder Form der Wissensbildung betrachtet und daß er, ganz im Gegensatz zur neuzeitlichen 'Verachtung der Doxa' (Waldenfels 1985b),

"diese Erfahrung in einer anderen Weise sieht und zuläßt, als dies die neuzeitlichen Wissenschaften noch anerkennen. Für die praktischen Wissenschaften - das sind die Wissenschaften, die sich wie die Ethik, die Ökonomie (im Sinne einer Hauswirtschaftslehre) und die Politik (oder die Psychologie, J.S.) der Lösung unserer praktischen, im tatsächlichen Leben entstandenen Probleme widmen - ist es ohnehin die alltägliche Erfahrung, die unser Wissen begründet: das, was wir erleben, wenn wir das zu erreichen oder zu tun versuchen, was wir uns vorgenommen haben. Aber auch in den theoretischen Wissenschaften (...) stützt sich unsere Wissensbildung auf Erfahrungen, die im Prinzip jedermann zugänglich und in diesem Sinne durchaus alltäglich sind. Erfahrungen sind die Verbindung unserer Erinnerungen an Erlebnisse, die wir gehabt haben, wenn wir uns um die Lösung bestimmter praktischer Probleme oder die Beantwortung bestimmter theoretischer Fragen bemüht haben. Erfahrungen, so kann man sagen, haben sich ergeben oder ergeben sich eben, wenn wir Probleme lösen oder Fragen beantworten sollen" (Schwemmer 1987, 136f.).

Lebensgeschichtlich relevante Erfahrungen, so können wir ergänzen, ergeben sich im persönlichen, praktischen Umgang mit kritischen Lebensereignissen. Diesen praktischen Umgang mitsamt seinen Implikationen und Konsequenzen für die Genese des Selbst thematisiert die Biographieforschung in ihren Analysen autobiographischer Erzähltexte. Auch die psychologische Erkenntnis ist damit in elementaren, "konkreten Unterscheidungen innerhalb der Mannigfaltigkeit alltäglicher Erfahrungsbezüge" konstituiert (Mittelstraß 1974, 64). Die psychologische Biographieforschung schließt im Prozeß ihrer Wissensbildung unmittelbar an die alltagsweltliche Praxis und die in dieser Praxis getroffenen Unterscheidungen an. Wenn die wissenschaftliche Psychologie Erkenntnisse formulieren will, die sich auf die alltagsweltliche Praxis des Menschen beziehen, dann muß sie an die alltagsweltlichen Unterscheidungen, die diese Praxis zur Sprache bringen, anknüpfen, sie muß von jenen ihren Ausgang nehmen, wenn sie ihren Gegenstand nicht verfehlen will. Das Allerwenigste, was aus der

Aristotelischen Erörterung des Begriffs der Erfahrung zu lernen ist, ist die klar formulierte, im zwanzigsten Jahrhundert insbesondere von Husserl (1936) und der von ihm begründeten Phänomenologie erneuerte Einsicht in das unhintergehbarer alltagsweltliche Fundament wissenschaftlicher Begriffs- und Erkenntnisbildung.⁵

Die Einsicht in das alltagsweltliche Fundament wissenschaftlichen Handelns ist mit einer gewissen Art von Respekt vor der alltäglichen Erfahrung verbunden. Gerade dies sollte sich maßgeblich ändern, als der Aristotelische Erfahrungs begriff im Zuge der Entstehung der neuzeitlichen Wissenschaften kritisiert, korrigiert oder besser: ersetzt wurde. Mit der Etablierung des, wie wir sagen können, Galileischen Begriffs der Erfahrung war die Annahme, der "Erfahrungs begriff einer vortheoretischen Lebenspraxis bilde nicht nur die Basis, sondern auch den Begründungsrahmen einer empirischen Wissenschaft" (Mittelstraß 1974, 65), obsolet geworden. Die Galileische Wende (vgl. Thiel 1972) brachte eine radikale Entwertung und Geringschätzung der alltäglichen Erfahrung mit sich, die, im Gegensatz zu ihrem bisherigen Stellenwert als unhintergehbaren und unersetzbaren Fundament aller verlässlichen Urteils- und Erkenntnisbildung, fortan keine Rolle in den entscheidenden Stadien wissenschaftlicher Erkenntnisbildung mehr spielen sollte. Damit wurde der von Aristoteles noch hervorgehobene genetische und analytische Zusammenhang zwischen alltagsweltlicher und wissenschaftlicher Erfahrungs- und Wissensbildung zerbrochen.

Dies bedeutet unter anderem, daß der wissenschaftliche Erkenntnisprozeß fortan nur noch in der Perspektive einer idealisierten und normierten 'Logik' einer Forschung thematisiert wird, in der es ausschließlich um die methodisch normierte Geltungsbegründung theoretischer Hypothesen geht. Dadurch wird der psychosoziale Kontext, in den ja auch wissenschaftliches Handeln eingebettet ist, ignoriert und als für den Prozeß der Erkenntnisgewinnung irrelevant abgetan. Über die Frage der Gültigkeit von Wissen, so

⁵ Husserl spricht vom 'lebensweltlichen' Fundament der Wissenschaften. Ich vermeide im vorliegenden Zusammenhang den Gebrauch dieses Begriffs weitgehend und spreche in einem terminologisch weniger problematischen Sinn von 'Alltagswelt' und dergleichen. Zum 'Lebenswelt'-Konzept vgl. z.B. Welter (1986); zur Diskussion von Habermas' (1981b, 171ff.) normativ gehaltvollem Begriff der 'Lebenswelt' vgl. z.B. Schwemmer (1987, 228ff.) und Waldenfels (1985c).

lautet die einschlägige These, entscheiden weder soziale noch psychische Faktoren. Zusammengefaßt: Alltägliche Erfahrung gilt von nun an als Angelegenheit, von der die in wissenschaftlicher Absicht zu produzierende Erfahrung strikt zu trennen war:

"Der vor-theoretische Erfahrungs begriff einer elementaren Unterscheidungs- und Orientierungspraxis wird in seiner ursprünglichen Funktion von den Anfängen einer empirischen Theorie gelöst. Er gilt nunmehr als 'unwissenschaftliches' Pendant zur wissenschaftlichen, d.h. auf eine Theorie des Messens gegründeten Empirie, während innerhalb des inner-theoretischen Begründungszusammenhangs einer empirischen Theorie der instrumentale Erfahrungs begriff die Rolle einer empirischen Kontrolle theoretischer Sätze übernimmt. 'Empirisch' im Aristotelischen Sinne und 'empirisch' im Galileischen Sinne werden zweierlei Dinge, die nichts mehr miteinander zu tun zu haben scheinen" (Mittelstraß 1974, 67).⁶

⁶Mittelstraß bezieht seine Ausführungen auf die Physik. Gleichwohl gelten diese Überlegungen auch für die Psychologie. - Interessant ist, daß die beschriebene Entwertung des alltagsweltlichen Erfahrungswissens durch die zunehmende Dominanz der neuzeitlichen Wissenschaften auch praktische Folgen in der alltäglichen Handlungs- und Lebenswirklichkeit nach sich zog, von denen heute jede(r) betroffen ist. Schneider (1987, 1988, vgl. auch Böhme 1985) spricht zurecht von einer Enteignung des Menschen durch die Wissenschaften. So führt zum Beispiel die rein medizinisch-naturwissenschaftliche Betrachtungs- und Behandlungsweise dazu, daß Menschen die bewußte und leiblich-sinnliche Erfahrung des Gebärens oder ebenso die Erfahrung des mit Einwilligung geschehenden Sterbens beziehungsweise die begleitende Teilnahme an solchen Ereignissen genommen wird: "Die wissenschaftliche Betrachtung des Gebärens und des Sterbens gilt (...) als die richtige und angemessene, die die Enteignung der betroffenen Person legitimiert" (Schneider 1987, 46f.). Bekanntmaßen protestieren gegen diese Enteignung mittlerweile jene Menschen, die aufgrund ihrer alltagssweltlichen Erfahrung wissen, das der wissenschaftliche Tatsachenblick selektiv ist und keineswegs das 'Ganze' der erfahrbaren Wirklichkeit artikuliert. - Die angesprochenen Aspekte werden auch von Habermas (1981b, insb. 171ff.) thematisiert, der von einer 'Kolonialisierung der Lebenswelt' durch wissenschaftliche und systemische Imperative spricht. Kolonialisierungsprozesse sind auch Enteignungsprozesse. - Daß die Sozialwissenschaften bei fortgeschrittenener Kolonialisierung der Alltagswelt eine durch ihre theoretischen Konstrukte mitbestimmte und damit eine von ihnen produzierte, sprachlich vermittelte Wirklichkeit erforschen (vgl. Tenbruck 1984), ist dabei eine besonders delikate Angelegenheit, die mit spezifischen, kaum bedachten erkenntnistheoretischen Problemen behaftet ist (vgl. Brandtstädt 1984).

Empirie im Galileischen Sinne ergibt sich nicht mehr im Laufe der Zeit, wie noch die alltagsweltliche Erfahrung. Zwar hat auch die alltagsweltliche Erfahrung "eine aktive, handlungsbezogene Komponente ('er-fahren' entspricht 'er-wandern'), diese Aktivität ist aber keine Kontrolle oder Beherrschung eines Objektes, sondern die Lebenstätigkeit selbst" (Schneider 1987, 50). Dagegen ist die wissenschaftlich brauchbare Erfahrung nach Galileischem Wissenschaftsverständnis eine hergestellte Erfahrung. Die hergestellte Erfahrung oder 'wissenschaftliche Empirie' ist keine zufällige Erscheinung in der Mannigfaltigkeit alltäglicher Lebensprozesse mehr, sondern ein kalkuliertes Artefakt herstellenden Handelns.

Wissenschaftliche Empirie im angesprochenen Sinn ist die in theoretischer Perspektive geplante, methodisch kontrollierte, nach technischen Verfahren und vielfach noch unter Verwendung apparativer Instrumente erzeugte, möglichst in quantifizierender Einstellung beobachtete und registrierte Erfahrung. Als solche ist sie beliebig oft reproduzierbar und eindeutig repräzidierbar. Im Idealfall betreibt man Empirie unter den standardisierten und kontrollierten Bedingungen des Experimentes. Empirie wird nach der Galileischen Revolution mehr und mehr als "apparativ aufwendige Technik der Datensammlung in einer theoretisch konstruierten Welt" betrieben (Schwemmer 1987, 152). Auch wenn dieses Empirieverständnis genuin in den Naturwissenschaften angesiedelt ist, ist seine gegenwärtige Dominanz in - mehr oder weniger - allen Erfahrungswissenschaften wohl unbestritten, wenngleich insbesondere der apparative Aufwand bei der Datenerhebung in diesem oder jenem Fall auf ein Minimum reduziert oder gleich null ist. (Das ist jedoch, wie deutlich geworden sein dürfte, für meine Argumentationszwecke nicht entscheidend.)

Auch in den Sozialwissenschaften hat sich die skizzierte Form empirischer Forschung durchgesetzt. Bonß (1982) hat in einer historisch und systematisch angelegten Arbeit über die - primär soziologische - Sozialforschung dargestellt, daß sich die mit objektivistischen Wissenschaftskonzeptionen verbundene ontologische Wirklichkeitsauffassung auch in der soeben skizzierten Form der Empirieproduktion niedergeschlagen hat, die er als 'Tatsachenempirie' bezeichnet. Durch die seit der Galileischen Wende im Gange befindliche Einübung und allmähliche Etablierung des 'Tatsachenblicks' gelten als empirisch eben nur noch jene

Strategien, "mit deren Hilfe soziale Erfahrungsgehalte als subjekt- und situationsunabhängige Tatsachen dargestellt werden können" (Bonß 1982, 7). Diesem Modell der Tatsachenempirie

"entspricht die empirisch-analytische Position, deren Verständnis von empirischer Erfahrung und theoretischer Rekonstruktion auf einer spezifischen Trennung zwischen wissenschaftlicher und vorwissenschaftlicher Erfahrungsverarbeitung aufbaut. Von den vorwissenschaftlichen Wahrnehmungen unterscheidet sich hiernach die wissenschaftliche dadurch, daß sie menschliches Verhalten 'erklären' und 'prognostizieren' will, um es so einer rational-kontrollierbaren Handhabung zugänglich zu machen. Dem Interesse an der kontrollier- bzw. kalkulierbaren Handhabung entspricht zugleich ein spezifisches Konzept von empirischer Erklärung, das eine ebenso selektive wie zieladäquate Gestalt aufweist. Empirische Erklärungen im positivistischen Sinne liegen nämlich nur dann vor, wenn es gelingt, soziale Erfahrungsgehalte als subjekt- und situationsunabhängige 'Tatsachen' darzustellen, die ihrerseits auf ein 'nomologisch-deduktives' Aussagesystem bezogen werden können. Erfahrungen, die sich nicht in dieser Form ausdrücken lassen, gelten hingegen als metaphysisch bzw. 'unempirisch', und diese Verengung des Empiriebegriffs ist eine entscheidende Voraussetzung dafür, daß umgekehrt die Welt der instrumentell reproduzier- und steuerbaren Tatsachen als zentrale Überprüfungsinstanz für nomologisch-deduktive Theorien angesehen werden kann" (Bonß 1982, 13).

Die auf diese Form der empirischen Forschung gegründeten Fortschritte der modernen Naturwissenschaften sind bekannt und auch anerkannt - zumindest, was ihren Stellenwert für innerwissenschaftlich-theoretische und technische Entwicklungen sowie die damit unmittelbar verbundenen gesellschaftlich-praktischen Veränderungen betrifft. Die skizzierte Form der Empirie ist die unerlässliche Voraussetzung für die Bildung von nomologischem Wissen und die auf ein derartiges Gesetzeswissen sich stützende Konstruktion von Technologien und Techniken, die schließlich der instrumentellen Kontrolle, Manipulation und Beherrschung der Natur und des Menschen dienen können. Auch in den Sozialwissenschaften hat diese Empiriekonzeption ohne Zweifel zu einem Erkenntniszuwachs und zu praktisch-sozialen Veränderungen beigetragen - wie immer man diese Veränderungen unter analytisch-dagnostischen und unter normativen Gesichtspunkten einschätzen mag. Allerdings ist der erwähnte Siegeszug des Galileischen Empiriebegriffs bereits im Hinblick auf den Wissenszuwachs in diesen 'Wissenschaften vom Menschen' keineswegs eindeutig und

unproblematisch.⁷

Der neuzeitliche Tatsachenblick führte – gerade in den Sozialwissenschaften – keineswegs zu einem eindeutigen und allumfassenden Erkenntnisfortschritt, sondern implizierte auch eine systematische Reduktion von Erkenntnismöglichkeiten. Mit dem Aufkommen des neuzeitlichen Empiriebegriffes wurde nämlich nicht nur ein 'bloßer Begriff' verdrängt. Mit jener Korrektur, die als Transformation des Aristotelischen Erfahrungsbegriffs in das neuzeitliche Konzept der Empirie gekennzeichnet wurde, wurden bestimmte Erfahrungen aus der Wissenschaft ausgeschlossen: Erfahrungen, die sich nicht in dem beschriebenen methodisch-instrumentellen Sinne herstellen lassen, können auch nicht wissenschaftlich erforscht werden, solange man wissenschaftliches Handeln dogmatisch an die Applikation bestimmter Methoden und Techniken der Empirieproduktion koppelt. Die theoretische Präformierung und die methodisch-technische Zurichtung der wissenschaftlichen Empirie bringt die Welt der Alltagserfahrungen gleichsam zum Verschwinden, zumindest werden diese Erfahrungen in den Bereich des bloß Subjektiven verwiesen. Für die praktisch-hermeneutischen Wissenschaften vom Menschen markiert dieser Wandel (auch) einen "restringierende(n) Strukturwandel innerhalb der Erfahrungsorganisation (...)" (Bonß 1982, 38f.), denn: "Die künstlich erzeugte Welt des Experimentes, aber auch die Überschaubarkeit des kontrolliert Beobachtbaren sind nicht mehr die Welt, in der sich unsere Erfahrungen ergeben" (Schwemmer 1987, 137). Die empirische Welt der neuzeitlichen Wissenschaften ist eine Welt, die frei ist von Bedeutung, von Wünschen, Hoffnungen, Befürchtungen, von Schönem und Häßlichem, von Wertvollem und Wertlosen.

⁷ Ich werde im folgenden nicht auf die normativ-moralische Problematik empirischer Forschungsstrategien eingehen, die den Menschen nicht mehr als 'Zweck an sich' (Kant) betrachten, sondern als bloßes Mittel für die wissenschaftliche Erkenntnisbildung (und die damit verbundenen persönlichen Zwecke des Wissenschaftlers) instrumentalisieren (vgl. dazu z.B. Mertens 1975, Schuler 1980). Mir geht es im vorliegenden Zusammenhang allein um den mit einem bestimmten ontologischen Wirklichkeitsverständnis und einer spezifischen Variante der 'Logik' sozialwissenschaftlicher Forschung verbundenen Begriff der Erfahrung. Mich interessieren also im Moment ausschließlich die zu einem bestimmten Empirieverständnis gehörige Struktur der Erkenntnisbildung und die damit verbundenen Erkenntnisperspektiven und Erkenntnismöglichkeiten.

Was Menschen erlebt haben, als sie sich zum ersten mal verliebten, wie es ihnen erging, als sie von ihrem Lebenspartner verlassen wurden, was sie erlebten, als sie arbeitslos wurden oder einer schwerwiegenden Krankheit zum Opfer fielen, was sie in Kriegszeiten erleiden mußten und dergleichen mehr, was Menschen also in den genannten Beispielfällen und in anderen für die alltägliche Praxis bedeutsamen Situationen erlebten, können sie zwar erinnern und einem gewillten Zuhörer als ihre Erfahrungen sprachlich vermitteln. Jedoch lassen sich solche Erlebnisse und auch die Erinnerungen an solche Erlebnisse bekanntlich nicht im Sinne der Tatsachenempirie herstellen oder 'hervorrufen'.⁸ Die Konsequenz dieser trivialen Einsicht liegt auf der Hand: Wenn wir den exemplarisch veranschaulichten Typ von alltagsweltlichen Erfahrungen nicht aus dem Gegenstandsbereich der psychologischen Erkenntnisbildung eliminieren wollen, müssen wir sie so, wie sie in alltagsweltlichen Zusammenhängen gebildet und artikuliert werden, als Basis unserer Erkenntnisbildung zulassen.

Diesen Aspekt betont Bonß, wenn er darauf aufmerksam macht, daß die Vertreter der Kritischen Theorie von Horkheimer und Adorno bis Habermas gegen das reduktionistische Empirie- und Theoriekonzept szientistischer Wissenschaftstraditionen die 'vorgängige Erfahrung der Gesellschaft als Totalität' ins Feld führen:

"Derartige 'Totalitätserfahrungen' machen sich nach Adorno/Habermas genau an jenen Elementen fest, die vom Positivismus als vor bzw. außerwissenschaftlich ausgegrenzt werden. So markieren 'moralische Gefühle, Entbehrungen, Frustrationen, Lebensgeschichtliche Krisen, Einstellungsänderungen im Zuge einer Reflexion' (Habermas 1964, 238) entscheidende Erlebnisse des gesellschaftlichen Insgesamt, die gleichsam Knotenpunkte der sozialen Erfahrungsbildung und -veränderung darstellen. Zwar gehen derartige Totalitätserfahrungen im szientistischen Kalkül nicht auf, aber als prägende Momente für das Wirklichkeitsverständnis der handelnden Subjekte müssen sie einer Verwissenschaftlichung

⁸ Dies ist bekanntermaßen ein entscheidendes, prinzipielles Argument gegen die Ansicht, psychologisches Wissen müsse unbedingt die Struktur eines nomologischen Gesetzeswissens besitzen. Wenn die Erfahrungen, auf die sich psychologische Erkenntnisse beziehen sollen, nicht als objektivierbar und nicht als in standardisierten Situationen reproduzierbar, kontrollierbar sowie reprädizierbar gelten können, steht es sehr in Frage, ob bestimmte Teilebereiche der Psychologie vernünftigerweise noch als nomologische Wissenschaft begriffen werden sollen (vgl. z.B. Aschenbach et al. 1983, Werbik 1986a, 1986b, 1987).

zugänglich gemacht werden. Diese ist freilich nur jenseits der positivistischen Forschung denkbar, denn die zu analysierenden Sachverhalte treten nicht als Gegenstände instrumenteller Erfahrung in den Blick, sondern als solche einer lebensweltlich fundierten und in diesem Sinne 'erlebten' Totalitätserfahrung von Gesellschaft. Gegenüber dem empirisch-analytischen Modell muß somit von einer anderen Form der Gegenstandskonstitution ausgegangen werden, die auf eine alternative Methodologie und Forschungspraxis verweist und nur dann gelingen kann, wenn die 'gängige und akademisch attraktive Unterscheidung des Wissenschaftlichen vom Vorwissenschaftlichen' (Adorno 1969, 26f.) weniger rigide gehandhabt wird" (Bonß 1982, 13f.).⁹

Ich möchte noch auf einen weiteren charakteristischen Aspekt der Tatsachenempirie eingehen, der ebenfalls mit spezifischen Beschränkungen der Erkenntnismöglichkeiten empirischer Forschung einhergeht. Tatsachenempirie, so läßt sich formulieren, ist theoretisch präformierte Empirieproduktion, die sich durch eine genuin reproduktive Funktion kennzeichnen läßt. Der Typus der Tatsachenempirie setzt die Existenz theoretischer Hypothesen voraus. Tatsachenempirie ist hypothesentestende Empirie, sie dient der Bestätigung oder Falsifizierung theoretischer Aussagen.

⁹ Bei aller Berechtigung ihrer kritischen Argumente haben es die Vertreter der Kritischen Theorie nach der Auffassung von Bonß allerdings versäumt, einen eigenständigen und hinreichend klaren Empiriebegriff zu formulieren und forschungspraktisch fruchtbar zu machen, wenngleich entsprechende Ansätze insbesondere in den frühen empirischen Studien wie etwa der Autoritarismusforschung vorliegen. Die konstruktive und kreative Seite der Argumentation der Repräsentanten der Kritischen Theorie bleibt unterbestimmt, solange dem szientistischen Empiriokonzept nichts Anderes entgegengehalten werden kann als ein nur vage bestimmtes Konzept der 'Totalitätsempirie'. Auch die aktuelle Habermas'sche Theorie des kommunikativen Handelns reproduziert und verschärft den beklagten Mangel, indem sie letztlich einen Empiriebegriff impliziert, durch den "das positivistische Empiriemonopol (...) unterschwellig wieder anerkannt (wird)" (Bonß 1982, 15). Habermas lokalisiert "die Gegenstände der kritisch sinn- bzw. 'sprachverstehenden Soziologie', nämlich die 'symbolischen Darstellungen', (...) jenseits der Tatsachen und damit 'empirieenthoben' (...), sodaß die Frage nach einer nichtpositivistischen Empirie per definitio- nem entfällt und undiskutiert bleibt" (Bonß 1982, 15). Habermas' Modell der sozialwissenschaftlichen Erkenntnisbildung 'in distanziert-objektivierender Einstellung' ist ohnehin von der szientistischen Grenzziehung zwischen alltagsweltlicher und wissenschaftlicher Erfahrungsbildung nicht so weit entfernt, als es bisweilen scheinen mag (vgl. dazu Bonß 1982, 224f.).

Die möglichen Antworten auf solche in Hypothesenform gestellten Fragen sind damit von vorneherein festgelegt; im Extremfall sind die Antwortmöglichkeiten auf eine schlichte Ja-oder-Nein-Alternative reduziert. Die empirischen Forschungsergebnisse entscheiden lediglich darüber, welche der als Alternativen formulierten Antworten sich als gültig erwiesen hat. Die hypothetisch formulierten Fragen, die der Wissenschaftler vor der empirischen Forschung stellt, und ebenso die Antwortmöglichkeiten liegen a priori fest und entstammen dem Vorverständnis oder Vorwissen des Wissenschaftlers. Auch wenn die empirischen Tests die Erwartungen des Forschers nicht bestätigen, so hat er diese Falsifikation seines Vorverständnisses gleichsam einkalkuliert. Die Tatsache, daß die Erwartungen enttäuscht wurden, mag zwar überraschend sein: die Erkenntnisse, die sich aus einem derartig kontraintuitiven Forschungsresultat ergeben, sind gleichwohl nicht in dem Sinne neu, daß man nun etwas sehen könnte, was man nicht vor jeder Empirie in der Form einer hypothetischen Annahme hätte formulieren können. In diesem Sinne ist die Funktion der Tatsachenempirie reproduktiv (vgl. Schwemmer 1987, 147ff.).

Die Hypothesenbildung als der eigentlich kreative Akt im wissenschaftlichen Prozeß wird im Galileischen Modell nicht zur empirischen Phase gerechnet. Empirie wird nach diesem Verständnis nur dann betrieben, wenn es um die empirisch fundierte Begründung der Geltung von Hypothesen geht, nicht aber um eine Hypothesenkonstruktion und Erkenntnisbildung, die in der schöpferischen Phantasie und in der Vertrautheit des Wissenschaftlers mit der zu erforschenden Erfahrungswirklichkeit begründet ist. Gerade die explizite Anerkennung dieser kreativen Seite der wissenschaftlichen Erfahrungs- und Wissensbildung zeichnet ein alternatives, nicht-Galileisches Modell der wissenschaftlichen Empirie aus, für das ich hier plädiere. Der in der empirischen Forschungspraxis kundige und geübte Wissenschaftler kennt sich nach diesem Verständnis nicht nur darin aus, wie man nach fixierten methodischen Standards theoretisch begründete Hypothesen einem empirischen Test zu unterziehen hat. Der erfahrene Wissenschaftler ist vielmehr auch geübt und dementsprechend versiert in der für die wissenschaftliche Erkenntnisbildung so bedeutsamen Formulierung von Vermutungen, Annahmen und Hypothesen, die nicht schematisch aus einer bestehenden Theorie deduziert werden können und dann nur noch empirisch überprüft werden müssen. Diese Vermutungen, Ideen und Hypothesen sind Resultate jener gedanklichen und -

unter Umständen auch - aktiven Durchdringung des zu erforschenden Sprachspiels und der diesem Sprachspiel zugehörigen Lebensform, die der interessierte und zugleich Distanz bewahrende Forscher eben vollbracht hat - in seiner alltäglichen Lebenspraxis oder aber in einem als empirische Phase konzipierten wissenschaftlichen Handlungszusammenhang.

Mit den voranstehenden Überlegungen sind die Ansatzpunkte eines alternativen, nicht-Galileischen Empirie-Konzeptes skizziert, das den Anliegen einer psychologischen Biographieforschung angemessen erscheint. Um den gröbsten Mißverständnissen vorzubeugen, weise ich darauf hin, daß es mir nicht darum geht, auf der Suche nach einer nicht-Galileischen Variante der wissenschaftlichen Empirie eine 'richtige' Form der Forschung von einer 'falschen' abzugrenzen. Die vorgenommene differenzierende Kontrastierung zweier Forschungsansätze soll allerdings auf eine nicht vorschnell zu vereinheitlichende Differenz von Wissenschaftstypen aufmerksam machen, "die in ihren Vorstellungen von der Struktur empirischer Erfahrungen ebenso divergieren wie in ihren Begriffen von theoretischer Erklärung und empirischer Überprüfung" (Bonß 1982, 12). Dies bedeutet allerdings nicht, daß die divergierenden Typen wissenschaftlicher Empirie bei allen Unterschieden im Detail nicht auch einige Gemeinsamkeiten besitzen, die für die wissenschaftliche Praxis konstitutiv sind.¹⁰

In diesem Zusammenhang wäre zunächst daran zu denken, daß Empirie, in welchem Grade und in welcher Form auch immer, an methodische Überlegungen und Praktiken gebunden bleibt. Empirie - in dem hier verstandenen Sinn - ist der methodisch kontrollierte kommunikative Prozeß, in dem die beteiligten Subjekte den Forschungsgegenstand konstruieren. Sie tun dies, indem sie sich über die thematisch relevanten Erfahrungen verständigen. Der Forscher sucht diese Erfahrungen auf, er schafft Situationen, in denen Erfahrungen artikuliert werden können. (Oder er partizipiert als Beobachter unmittelbar an einer alltagsweltlichen Praxis; im Falle der teilnehmenden Beobachtung ist die Rolle des Beobachters gekoppelt an die eines aktiv Mit-Handelnden. Diese und ähnliche Varianten sollen hier nicht eigens thematisiert werden.)

¹⁰Wissenschaftliche Erfahrungsbildung nenne ich weiterhin Empirie, wenngleich mit diesem Begriff nun nicht mehr allein an das skizzierte Konzept der Tatsachenempirie gedacht werden muß.

Die methodische Kontrollierbarkeit und intersubjektive Nachvollziehbarkeit der Erfahrungs- und Erkenntnisbildung bleibt auch in einer nicht nach dem Galileischen Modell strukturierten Erfahrungsorganisation ein zentrales Kriterium wissenschaftlichen Handelns. Dies bedeutet freilich nicht, daß sich jeder Schritt wissenschaftlich-kreativer Erkenntnisbildung methodisch regeln ließe. Außerdem ist zu berücksichtigen: Wenn ich von Methoden und methodischen Prinzipien oder Postulaten spreche, denke ich nicht (vorrangig) an streng festgelegte Verhaltensmuster, die in ihrer Struktur und in ihrem Ablauf exakt und schematisch bestimmt sind. Eine methodisch geregelte, wissenschaftliche Praxis ist ein zeitlich strukturierter Handlungszusammenhang, in dem zumindest einige Schritte in der Weise von vorneherein durchdacht und vorbereitet sind, daß man sich während ihrer Realisierung an bestimmten regulativen Ideen und Empfehlungen orientieren kann. Einer Methode folgen heißt hier also nicht so sehr: einen fixierten Kanon von starren Anweisungen praktisch aktualisieren. Einer Methode zu folgen bedeutet vielmehr, sich unter Berücksichtigung der konkreten Handlungssituation an regulativen Ideen orientieren und diese Ideen in einer Weise in seinem Handeln praktisch wirksam zu machen, daß man seinen Handlungszielen einen Schritt näher kommt - insofern die Methode den angestrebten Zielen auch tatsächlich angemessen ist.

Ein weiterer Aspekt, der für wissenschaftliches Handeln in einem sehr allgemeinen Sinne charakteristisch ist, soll im folgenden unter dem Titel der 'Handlungsentlastetheit und Distanz' wissenschaftlicher Erfahrungs- und Erkenntnisbildung thematisiert und in seinem Verhältnis zur Notwendigkeit der 'Partizipation' des Wissenschaftlers an der alltäglichen Praxis diskutiert werden.

4.1.2. HANDLUNGSENTLASTETHEIT UND DISTANZ, PARTIZIPATION UND STELLUNGNAHME IM EMPIRISCHEN PROZEß

Auch in der alltäglichen Praxis geht es um 'Erkenntnisbildung' oder, wie Matthes und Schütze formulieren, um die Ausbildung "eines Bestandes von Denkvoraussetzungen für die Erfahrung der gesellschaftlichen Wirklichkeit, (der) im gewöhnlichen tagtäglichen Lebenslauf der Gesellschaftsmitglieder geschöpft, angewendet und dadurch natürlich auch fortlaufend verändert (wird)" (Matthes & Schütze 1981, 11). Unser alltagsweltliches Handeln ist gleichsam 'fundiert' in Wissensbeständen, die in der tagtäglichen Interaktionspraxis beständig stabilisiert oder eben erneuert werden, insofern sie sich als Wissensgrundlage für die Bewältigung von Handlungsproblemen nicht mehr als adäquat und funktional erweisen. Die Deutungs- und Verstehensleistungen sowie die damit verbundene Wissensbildung ist im Alltag üblicherweise unmittelbar an praktische Ziele und Erfordernisse gebunden. Es bedarf in aller Regel keiner aus der alltagsweltlichen Praxis ausgelagerten Subsysteme für die Reflexion der auftauchenden Handlungsprobleme.

Der Wissenschaftler gelangt dagegen in einer gleichsam von praktischen Erfordernissen entlasteten Situation zu seinen Erkenntnissen. Wissenschaftliche Empirie und Erkenntnisbildung ist

"in eigenen institutionalisierten Handlungsbereichen (angesiedelt, J.S.), wobei sie sich dadurch auszeichnen, daß sie zwar auf alltagsweltliche Handlungsprobleme bezogen sind, aber diese gleichsam 'nichtalltäglich', also ohne unmittelbaren Handlungsbezug rekonstruieren. (...) (Wissenschaftliches Wissen wird) in gewisser Hinsicht autonomisiert, nämlich abgekoppelt vom alltagsweltlichen Handlungswissen und in diesem Sinne 'handlungsentlastet' produziert. (...) Die Deutungsmuster dieser Gruppen (der Wissenschaftler, J.S.) entstehen zwar keineswegs kontemplativ, aber aufgrund der nichtalltäglichen Bedingungen der Wissensproduktion wird es möglich, ein spezifisches Verhältnis von sozialer 'Um-' und 'Mitwelt' zu begründen, für das die alltagsweltlichen Handlungszwänge nicht unmittelbar strukturtragend sind, sodaß die Referenzpunkte der Erfahrungsverarbeitung ebenso verschoben werden wie die 'Logik' der Rekonstruktion. (...) Nach Habermas bedeutet Handlungsentlastetheit eine 'Virtualisierung von Geltungsansprüchen' mit der Folge, 'daß wir gegenüber Gegenständen der Erfahrung ... einen Existenzvorbehalt anmelden und Tatsachen wie Normen unter dem Gesichtspunkt möglicher Existenz bzw. Legitimität betrachten können' (Habermas 1973, 214; vgl. auch Habermas 1971, 117). (...) Bezieht man die skizzierten Argumentationen auf die uns interes-

sierenden Fragen, so läßt sich die 'Virtualisierung der Geltungsansprüche' auch als das entscheidende Kriterium für die Möglichkeit einer spezifisch wissenschaftlichen Fassung des Empirischen begreifen. (...) Aufgrund des gegenüber dem Alltag veränderten Verständnis von 'Um-' und 'Mitwelt' ist hier die lebensweltlich enge Verknüpfung von Reflexions- und Handlungsperspektiven durchbrochen (...), sodaß nunmehr explizit und verbindlich festgelegt werden muß, was als 'wirklich' - bzw. auf der Ebene der Sätze: als wahr - angesehen werden soll und was nicht" (Bonß 1982, 26ff.).

Die Ziele, die den empirischen Prozeß leiten, sind zunächst rein kognitiver Natur. (Was nicht heißt, daß wissenschaftliche Erkenntnisbildung nicht von Beginn an auf alltagsweltliche Schwierigkeiten und Erfordernisse bezogen sein könne.) Die Handlungsentlastetheit des wissenschaftlichen Prozesses ermöglicht eine Verlangsamung des 'Blicks', ein gezieltes und wiederholtes Aufsuchen der interessierenden Aspekte der alltagsweltlichen Erfahrungswirklichkeit, ein aufmerksames Verweilen bei Details und (scheinbaren) Nebensächlichkeiten. Ohne direkt in praktische Angelegenheiten involviert zu sein, werden in den Sozialwissenschaften im Anschluß an praktisch relevante, alltagsweltliche Unterscheidungen Erkenntnisse geschaffen, die die alltagsweltlichen Wissensbestände in der Perspektive eines verzögerten Blicks rekonstruieren und kritisch analysieren.

Handlungsentlastung ermöglicht Distanz gegenüber praktischen Belangen, sie fördert aber auch Distanzierungsmöglichkeiten gegenüber der Unmittelbarkeit des emotionalen Erlebens und gegenüber den Identifikationsangeboten der Interaktionspartner. Diese Distanz ist eine praktische Möglichkeitsbedingung wissenschaftlich-psychologischer Erkenntnisbildung und ein wichtiges methodisches Prinzip empirischer Forschung. Wer unmittelbar in Ereignisse und Erlebnisse verwickelt ist, besitzt bisweilen nicht den für jedes Erkennen konstitutiven Abstand - nicht zuletzt gegenüber dem eigenen Erleben, gegenüber den 'Gegenübertragungen', von denen auch der Wissenschaftler keineswegs frei ist.¹¹

¹¹ Vgl. hierzu das eindrucksvolle Konzept einer psychoanalytischen Sozialforschung. Leithäuser und Volmberg (1988, z.B. 209ff.) diskutieren die angeprochene Thematik der Distanzwahrung in psychoanalytischer Perspektive, was bedeutet, daß Distanzierung als erkenntnisfördernde Selbstkontrolle und Selbstreflexion nur auf der Basis kommunikativer Partizipation am Interaktionsgeschehen möglich ist.

Distanz als wichtige Bedingung des Erkenntnisprozesses gibt es allerdings nicht nur gegenüber praktischen Belangen, gegenüber der Unmittelbarkeit des Erlebens und gegenüber identifikatorischen Übertragungs- und Gegenübertragungsprozessen im Interaktionsgeschehen der empirischen Praxis. Ein weiterer, grundlegender Aspekt der Distanzwahrnehmung, die eine adäquate Annäherung an den Erkenntnisgegenstand ermöglichen oder fördern soll, kann in dem sogenannten methodischen Postulat der Fremdheit gesehen werden.

Empirische Forschung, wie ich sie hier im Rekurs auf das Fremheitspostulat verstehen möchte, basiert auf einer bewußten, d.h. in methodischer Einstellung betriebenen Suspendierung der auf den zu erforschenden Gegenstand bezogenen Vorverständnisse und Vorurteile des Wissenschaftlers. Die Orientierung am methodischen Postulat der Fremdheit ist bereits für die Phase der Datenerhebung von ausschlaggebender Bedeutung. Der Gegenstand der Forschung ist dem Forscher, der den empirischen Prozeß der Datenkonstitution nicht durch sein Vorverständnis zu bestimmen, zu präformieren und zu reglementieren versucht, (quasi) fremd. Die jeweils interessierenden Aspekte der zu erforschenden alltagsweltlichen Praxis gelten dem Wissenschaftler als unbekannt oder zumindest als nicht selbstverständlich: als ginge er, wenngleich er sich doch in einer ihm (relativ) vertrauten Kultur und Gesellschaft bewegt, gleichsam in die Fremde (vgl. König 1984, Matthes 1984, 1985b, Stagl 1981). Die erfahrungswissenschaftlichen Erkenntnisse sollen als Ergebnis des empirischen Forschungsprozesses ausweisbar und rekonstruierbar sein und nicht als bloße Bestätigung der bereits vor dem empirischen Prozeß vorhandenen Vorverständnisse und Vorurteile des Wissenschaftlers.¹²

¹²Nicht zufällig wird das Postulat der Fremdheit insbesondere innerhalb jener Sozialwissenschaften diskutiert, in denen es ganz augenscheinlich um die Thematisierung des Fremden geht. Mit einer solchen Reise ins Unbekannte rechnet etwa der Ethnologe und der kulturvergleichende Sozialwissenschaftler. Die Fruchtbarkeit seiner Erkenntnisse hängt unter anderem maßgeblich davon ab, inwieweit er nicht vergißt, daß er sich als Fremder in einer ihm nicht vertrauten Kultur aufhält, einer Kultur, die er 'von innen her' erschließen muß, wenn er sie angemessen artikulieren und nicht aus einer ego- oder ethnozentrischen Perspektive mißverstehen will. Die allgemeine Relevanz des Fremheitspostulats für die sozialwissenschaftliche Forschung ist nun in der

Als fremd gelten dem Wissenschaftler Lebens- und Subjektivitätsformen, auch wenn sie auf den ersten Blick den Anschein des Bekannten und Vertrauten erwecken mögen und von den 'Repräsentanten' dieser Lebens- und Subjektivitätsformen in aller Regel ohnehin in einer ungebrochenen Weise als selbstverständlich erlebt und artikuliert werden. Als fremd gilt dem Wissenschaftler - pointiert formuliert - idealiter jede Äußerung oder Objektivation des menschlichen Lebens. Die unhinterfragten Selbstverständlichkeiten der alltäglichen Lebenspraxis werden durch die Einnahme der skizzierten methodischen Haltung fragwürdig und dadurch erst erkennbar. Die scheinbare Naivität des Wissenschaftlers, der sich vom Standpunkt des Fremden seinem Forschungsgegenstand nähert, ist in Wahrheit die forschungspraktisch-methodische Konsequenz einer praktischen und grundlagentheoretischen Reflexion:

"Sich als 'Fremder' in einem entsprechenden Feld zu bewegen, heißt demnach auch, die eigenen Typisierungsleistungen zurückzunehmen, die den Menschen als Träger von Merkmalen erscheinen lassen, die es nur noch per Instrument abzufragen, zu erfassen gilt. Es setzt voraus, Neugier zu bewahren, eine Art institutionalisierte Naivität bei gleichzeitiger Zurücknahme jeglicher Naivi-

These begründet, "daß selbst in seiner eigenen Welt ihm (dem Wissenschaftler, J.S.) alles fremd sein könnte" (König 1984, 25). Vgl. hierzu wiederum Leithäuser und Volmerg, die das Fremdheitspostulat als Aspekt der angstfreien Authentizität und Individualität des Forschers betrachten. In ihrer Reflexion des dialektischen Verhältnisses von Beteiligung und Distanz formulieren sie: "Es geht also gerade nicht darum, eine Tarnkappe überzuziehen, wenn man als Forscherin oder Forscher die Distanz zugunsten eines größtmöglichen Beteiligungsseins im Untersuchungsfeld gering halten möchte. Es geht nicht darum, in eine Rolle zu schlüpfen, die einen von den Menschen im Untersuchungsfeld ununterscheidbar macht. Es geht nicht um Selbstverleugnung, sondern ganz im Gegenteil um eine Demonstration, wer man ist und wer man nicht ist. Look, I am a foreigner. Erst so wächst die Chance, daß man zu dem kommt, was man sich wünscht und will: (...) seien es Informationen, Mitteilungen von Erfahrungen und Erlebnissen, Einsichten und Beurteilungen für die Forschung. Diejenigen, die so erscheinen wollen, wie es diejenigen sind, von denen sie etwas für ihre Forschung erfahren möchten, werden das wenigste erfahren. (...) Beteiligung an der Situation oder den Lebensverhältnissen der zu Erforschenden heißt also nicht, so sein zu wollen, wie sie sind, sondern so zu sein, wie man selbst ist; d.h. zunächst einmal, in der Forschungssituation ein Fremder und Unerfahrener sein, der etwas erfahren und wissen will" (Leithäuser & Volmerg 1988, 212).

tät: nämlich Selbstverständlichkeiten, auch die eigenen, zu hinterfragen" (Gildemeister 1987, 126).

"'Fremd' zu sein bedeutet u.a., daß der Fremde von der beruhigenden Selbstverständlichkeit, die die Welt ihren normalen Bewohnern bereitstellt, ausgesperrt ist, daß er die Bedeutung und den Sinngehalt sprachlicher Äußerungen nicht voll erschließen kann, aufgrund des fehlenden gemeinsamen kulturellen und/oder Erfahrungshintergrundes nicht zu einer korrekten Interpretation in der Lage ist (vgl. Schütz 1972, 53ff.). In der Annäherung an eine 'fremde' Wirklichkeit verhält sich jedoch der Forscher anders als der 'normale' Fremde, der 'heute kommt und morgen bleibt' (Simmel 1908, 509). Auch er bemüht sich zwar um Anpassung, bemüht sich darum, nicht störend aufzufallen oder gar zur 'non-person' zu werden (vgl. Matthes 1985a). Zugleich nützt er die Fremdheit jedoch als methodisches Prinzip, übt sich in der Darstellung des 'Nichtwissenden' und fordert dadurch das Wissen der anderen heraus (...) Der Forscher als Fremder verläßt das Feld wieder und wendet sich dem Material zu" (Gildemeister 1987, 127).

Die Biographieforschung interessiert sich für die Lebensgeschichten von Anderen, und diese Anderen sind Fremde im skizzierten Sinne: sie machen den Wissenschaftler, der Fremdes darstellen, verstehen und erklären will, selber zum Fremden.

Das methodische Postulat der Fremdheit, das jede nicht nach dem Galileischen Modell der Empirieproduktion konzipierte Form der sozialwissenschaftlichen Erfahrungsbildung leiten soll, gewährt der erforschten Erfahrungswirklichkeit ein möglichst großes 'Mitspracherecht' bei der kommunikativ strukturierten Konstitution des Gegenstandes der sozialwissenschaftlichen Forschung und der darin verwurzelten Genese empirisch fundierter Erkenntnisse. Da die interessierende Erfahrungswirklichkeit im Falle der psychologischen Forschung durch Subjekte präsentiert und vermittelt wird, ist dieses Mitspracherecht - ganz im wörtlichen Sinn - ein Rederecht der Forschungspartner.

Das methodische Postulat der Fremdheit impliziert das von Hoffmann-Riem (1980) so genannte methodische 'Prinzip der Offenheit'. Wenn in der empirischen Phase der Datenerhebung angestrebt wird, daß die sinnhaft strukturierte Lebenswirklichkeit von Subjekten artikuliert wird, muß man das Gespräch mit den Forschungspartnern in der rechten Weise in Gang setzen und gestalten. Diese rechte Weise impliziert nicht nur, daß man das 'Prinzip der Kommunikation' (Hoffmann-Riem 1980, 347) befolgt und demgemäß eine Situa-

tion schafft, in der die auch in der Alltagswelt des Forschungspartners geltenden Regeln der Kommunikation in Kraft bleiben. Darüberhinaus sollte die Forschungssituation offen sein für die persönlichen Darstellungsinteressen und Relevanzsetzungen des Forschungspartners. Dieses Prinzip der Offenheit soll gewährleisten, "daß die theoretische Strukturierung des Forschungsgegenstandes zurückgestellt wird, bis sich die Strukturierung des Forschungsgegenstandes durch die Forschungssubjekte herausgebildet hat" (Hoffmann-Riem 1980, 343). Mit dem damit verfolgten Ziel einer 'Analyse von innen' ist auch jener Verzicht auf eine 'Hypothesenbildung ex ante' verbunden, wie er bereits als Charakteristikum einer rekonstruktiven Empirie diskutiert wurde. Dies bedeutet: Empirische Forschung ist grundsätzlich auch ein Prozeß der Bildung und allmäßlichen Spezifizierung von Hypothesen. Die Hypothesenformulierung kann, da sie bereits unmittelbar an die wissenschaftliche, an methodischen Prinzipien orientierte Erfahrungsbildung gebunden ist, als ein wichtiger Schritt der empirisch fundierten Wissensbildung aufgefaßt werden.

Um Mißverständnisse zu vermeiden, sei abschließend noch darauf hingewiesen, daß die Ausführungen über die vorgestellten methodischen Postulate selbstverständlich von einem idealisierenden Duktus geleitet waren. Natürlich ist man als Mensch in der Welt von Menschen selten vollkommen fremd, und schon gar nicht kann und sollte man Fremdheit als methodisches Prinzip in einer gleichsam absoluten Weise praktisch wirksam werden lassen. Auch im Prozeß der Datenerhebung äußert sich der Wissenschaftler als ein Mensch, der von seinem Gesprächspartner einen bestimmten Eindruck bekommen und ein erstes Verständnis gewonnen hat, er antwortet oder reagiert auf die Äußerungen seines Gesprächspartners, die er ja 'irgendwie verstanden' haben muß, um überhaupt die Kommunikation beginnen und aufrechterhalten zu können. Die Vorverständnisse des Wissenschaftlers können im empirischen Prozeß eben nicht gänzlich unterdrückt und verschwiegen werden, wenngleich die beschriebene, durch methodisches Bewußtsein begründete Zurückhaltung des Forschers möglich und sinnvoll ist.

Die in der Haltung des Fremden begründete Distanz ermöglicht und fördert die psychologische Erkenntnisbildung. Andererseits aber würde die vollständige Fremdheit des Forschers jede Erfahrung und Einsicht verunmöglichen. Wir müssen als Wissenschaftler nicht nur im empirischen Prozeß ein gewisses Maß an Vertrautheit mit der zu

erforschenden psychosozialen Welt der Forschungspartner (Informanten) besitzen, um mit diesen in ein Gespräch eintreten zu können, in dem wir einander so weit verstehen, daß wir die Fragen, die uns zusammengebracht haben, zu klären versuchen können, und daß wir das Unverständnis und die Mißverständnisse, die im Gespräch spürbar werden, bearbeiten können. Eine gewisse Vertrautheit mit einer Lebensform und einer Sprache ist die conditio sine qua non einer psychologischen Biographieforschung, in der der Wissenschaftler auf dem Boden von praktisch-intersubjektiven Gemeinsamkeiten und Verbindlichkeiten ausfindig zu machen versucht, welche Unterschiede die Forschungspartner von ihm selbst und voneinander trennen. Erst auf der Basis einer partiellen Verwandtschaft der Sprachen und der Lebensformen, an denen Wissenschaftler und Erforschte partizipieren, erscheint es möglich, daß, wie Schneider formuliert,

"der Feldforscher in der fremden Gesellschaft (die auch die eigene sein kann, J.S.) versucht, die wirklichkeitskonstituierenden sprachlichen und nicht-sprachlichen Handlungen seiner Gastgeber nachzuvollziehen und zu erlernen, zugleich aber bemüht ist, sie mit seinen eigenen entsprechenden Handlungs- und Deutungsweisen zu konfrontieren. Sein Ziel dabei ist es, sowohl für sich selbst neue Erfahrungsbereiche, differenziertere Schweisen, einleuchtendere Problemlösungen zu erschließen, als auch, wo dies angebracht ist, den Versuch zu machen, dem anderen seine Sicht, wo er sie für angemessener hält, nahezubringen" (Schneider 1988, 10).

Distanz und Zurückhaltung sind nur auf der Basis von intersubjektiven Gemeinsamkeiten und Verbindlichkeiten möglich. Die Überwindung von Fremdheit setzt voraus, daß Fremdheit nicht total ist.

Gelingt die thematisierte Zurückhaltung des Wissenschaftlers, so daß der Forschungsgegenstand in der Tat nicht durch das Sprechen und Handeln des Wissenschaftlers maßgeblich präformiert und strukturiert wird, kann man übrigens mit gutem Grund von einem Primat der Empirie vor der Erkenntnis- und Theoriebildung sprechen. Diese Formulierung darf allerdings nicht als naiv-empiristisch mißverstanden werden, als ob in einer vollkommen theoriefreien Sphäre Daten erhoben und analysiert werden könnten, so daß die schließlich vorliegenden Forschungsergebnisse gleichsam 'aus dem empirischen Material selbst' entstanden wären. Solche empiristischen Mystifikationen des sozialwissenschaftlichen Prozesses der Erfahrungs- und Erkenntnisbildung müssen nicht in Kauf

genommen werden, wenn man dafür plädiert, sich während der Hypothesen- und Erkenntnisbildung einen sensitiven Blick auf das empirische Material zu bewahren.

Eine Wissens- und Theoriebildung, die in der intensiven gedanklichen Durchdringung des empirischen Materials fundiert ist, basiert nicht nur auf den - in aller Regel schon - vor jeder wissenschaftlichen Analyse bestehenden Artikulationen alltagsweltlicher Erfahrungen. Eine Wissens- und Theoriebildung, die dem Primat der Empirie Rechnung trägt, bleibt auch grundsätzlich auf diese alltagsweltliche Basis bezogen - wie abstrakt die wissenschaftlich-theoretischen Konstruktionen auch immer ausfallen mögen, wie sehr sie alltagsweltliche Wissensbestände letztlich auch transzendieren und einer Kritik in wissenschaftlicher Einstellung unterziehen mögen.

4.1.3. ERFAHRUNGSBILDUNG ALS DATENERHEBUNG: DAS NARRATIVE INTERVIEW ALS METHODE DER WAHL

Das narrative Interview, wie es im Kontext der interpretativen Sozialforschung insbesondere von Schütze (vgl. Kallmeyer & Schütze 1977, Schütze 1976, 1977a, 1977b, 1983, 1987) entwickelt wurde, kann als eine mittlerweile 'institutionalisierte' Interaktionsform begriffen werden, in der Menschen ihr Selbst in seiner temporalen Tiefendimension ausdrücklich machen, es "zum Gegenstand von Darstellung und Kommunikation" erheben (Hahn 1987, 10). Das narrative Interview als Medium der Artikulation der gesamten Vita gehört damit zu jenen sozialwissenschaftlich-empirischen Praktiken, die die Selbstthematisierung, die Selbstreflexion und die gedanklich vermittelte Selbstkontrolle von Subjekten in institutionelle Bahnen lenken und zum Bestandteil des 'normalen' gesellschaftlichen Lebens machen.¹³

¹³ Hahn nennt solche sozialen Institutionen, die dem Ich eine autobiografische "Rückbesinnung auf das eigene Dasein gestatten", 'Biographiegeneratoren' (Hahn 1987, 12). Neben den von den Sozialwissenschaften eingesetzten biographischen Interviewtechniken fungieren beispielsweise "die Beichte oder die Psychoanalyse, das Tagebuch oder die Memoiren, aber auch bestimmte Formen der medizinischen Anamnese oder das Geständnis vor Gericht" (Hahn 1987, 12) als Biographiegeneratoren. Historisch gesehen steht die Ausbildung und soziale Verbreitung solcher Institutionen mit der Etablierung und Verfeinerung von

Die 'Technik' des narrativen Interviews ist eine für sozialwissenschaftliche Zwecke konzipierte methodische Anleitung zur Anregung und Aufrechterhaltung der autobiographischen Selbstthematisierung. Als Verfahren der Datenerhebung hat sich das narrative Interview, trotz der möglichen und berechtigten Kritik an dieser Methode und der theoretischen Begründung, in der empirischen Forschung der Soziologie, der Psychologie etc. längst bewährt (vgl. z.B. Hermanns 1982, Meier & Straub 1987, Riemann 1987, Straub 1989). Auf die Kritik an Schützes Arbeiten bin ich an verschiedenen Stellen der vorliegenden Arbeit zu sprechen gekommen.¹⁴ Ich werde die formulierten Einwände hier nicht mehr wiederholen. Auch auf eine Darstellung und Diskussion der pragmatischen Gesichtspunkte der Technik des narrativen Interviews kann ich an dieser Stelle verzichten.¹⁵

Festhalten möchte ich: Bei aller möglichen Kritik im Detail kann das narrative Interview, sobald die ausführlich angestellten

Selbstbeobachtungs- und Selbstkontrolltechniken in Zusammenhang, wie sie etwa von Elias (1969) thematisiert werden. Bekanntlich stellt Foucault (vgl. z.B. 1969, 1971, 1973) die Verbreitung solcher 'humanwissenschaftlich inspirierten' Techniken der Selbst- und Fremdbeobachtung in den Zusammenhang einer Transformation gesellschaftlicher Machtstrukturen und -mechanismen. Seine Analysen stellen – implizit – auch das narrative Interview in einen Kontext, in dem es, ganz im Gegensatz zum Selbstverständnis vieler Wissenschaftler, nicht zwangsläufig um 'kritische Forschung' (vgl. Baacke 1985) geht, sondern vielmehr (auch) um eine Forschung, die an der Verfeinerung von 'Machttechniken' maßgeblich beteiligt ist, die – im Zeichen einer angeblich humanistischen Schöpfung (= Befreiung) des Menschen als individuiertes Subjekt – längst in die letzten Winkel der Subjektivität Einzug gehalten und diese dadurch vollständig 'erledigt' haben. Zur Analyse und m.E. konstruktiven Kritik von Foucaults Position vgl. z.B. Honneth (1985, 121ff.), Taylor (1988).

¹⁴ Man denke dabei z.B. an den latenten Objektivismus in Schützes erkenntnistheoretischer Position, an die universalistische Anthropologisierung, die Fundamentalisierung und Autonomisierung des Erzählers, an Schützes Behandlung des 'Problems' der Selektivität und möglichen Fiktionalität von (autobiographischen) Erzählungen, an die tendenzielle Instrumentalisierung des narrativen Interviews als Überlistungs- und Täuschungstechnik.

¹⁵ Einschlägige Publikationen zu diesem Aspekt liegen genügend vor. Ich nenne hier nur noch einmal die übersichtliche und (auch) praxisbezogene Darstellung von Hermanns (1982, 23ff.).

Überlegungen zur intersubjektivitäts- und Kommunikationstheoretischen, zur zeit- und erzähltheoretischen Begründung und Konzeptualisierung der psychologischen Biographieforschung sowie die voranstehenden Ausführungen zur empirischen Forschungspraxis Berücksichtigung finden, als Methode der Wahl betrachtet werden. Diese Wahl ist in den angestellten gegenstands- und aufgabenkonstituierenden Reflexionen über die historisch-psychologische Biographieforschung begründet. Das bedeutet, daß sich das narrative Interview in der psychologischen Biographieforschung zwar im Detail modifizieren und durch andere Erhebungsverfahren ergänzen läßt. An einen vollständigen Verzicht auf narrative Verfahren und deren Ersetzung durch ein - was immer das sein mag - 'sozialwissenschaftlich aufgeklärtes Alltagsgespräch' (Bude 1987, 191) ist m.E. aus den angeführten Gründen allerdings nicht zu denken.

Bude (1985) hat m.E. recht, wenn er dagegen polemisiert, daß durch Schützes Anleitungen zur Durchführung narrativer Interviews bisweilen der Eindruck entsteht, als degeneriere die sozialwissenschaftliche Empirie zu einer etwas artifiziellen Veranstaltung, in der ein raffiniert taktierender 'Narrationsanimateur' die Fäden in der Hand zu halten versucht - wobei zudem noch in Frage steht, ob wir, sobald wir strikt den Schütze'schen Theorien und seinen praxisbezogenen Empfehlungen folgen, in der Tat alle wichtigen Fäden in der Hand halten und in der richtigen Weise zu 'manipulieren' versuchen.

Und dennoch: Das narrative Interview bleibt, wie auch immer wir die theoretischen Begründungen Schützes kritisieren, modifizieren und erweitern, wie auch immer wir die einschlägigen Empfehlungen zur Durchführung (und Auswertung) narrativer Interviews aus theoretisch-methodologischen Gründen oder aus situationsspezifisch-pragmatischen Erwägungen modifizieren, die via regia der subjektorientierten psychologischen Biographieforschung, die im empirischen Prozeß Situationen aufsuchen und schaffen muß, in der Menschen ihre lebensgeschichtlichen Erfahrungen in ihrer temporalen Tiefendimension thematisieren und aus ihrer subjektiven Perspektive darstellen, verständlich machen, erklären und möglicherweise (selbst-) kritisch reflektieren.

4.2. ERKENNTNISBILDUNG ALS INTERPRETATIVER PROZEß: REKONSTRUKTION SUBJEKTIVER KONSTRUKTE, KOMPARATIVE ANALYSE UND TYPENBILDUNG

4.2.1. SUBJEKTORIENTIERTER ANSATZ UND DAS KONZEPT DER TYPISIERUNG

Die psychologische Biographieforschung, die sich auf wortgetreue Transkriptionen autobiographischer Erzähltexte stützt, ist, um eine meiner Grundthesen zu wiederholen, eine Textwissenschaft. Der Text fungiert, wie Ricoeur (1972) formuliert, als ein Modell für das Objekt hermeneutischer Sozialwissenschaften, das es in seinen Sinngehalten und seinen sinnhaft strukturierten Verweisungszusammenhängen zu analysieren, d.i. in erster Linie: in psychologischer Perspektive zu interpretieren gilt. Wie dieser für die Erkenntnisbildung in der historisch-psychologischen Biographieforschung zentrale Vorgang der Interpretation theoretisch und methodologisch näher zu begreifen ist, werde ich im folgenden diskutieren. Dabei geht es um eine psychologische Wissensbildung, die in subjektorientierter Perspektive am 'einzelnen Fall' ansetzt, um schließlich zu fallübergreifenden, transindividuell gültigen Erkenntnissen zu gelangen. Für dieses Ziel der Begründung und Formulierung fallübergreifend-allgemeiner Erkenntnisse ist, wie ich zeigen werde, das Konzept und die Methodik der komparativen Analyse (Glaser & Strauss 1965, 1967) von ausschlaggebender Bedeutung. Um potentiell verallgemeinerbare Erkenntnisse über biographische Prozesse bzw. über temporal komplexe, lebensgeschichtlich relevante Phänomene formulieren zu können, muß der wissenschaftliche Interpret komparative Analysen durchführen. Ich werde diese Behauptung an späterer Stelle plausibilisieren und dabei auch eine methodologische Rekonstruktion des Konzeptes der komparativen Analyse vorstellen, die zugleich als eine Anleitung für die methodisch kontrollierte Interpretation von (autobiographischen) Texten gelesen werden kann. Bevor ich dazu komme, im Rekurs auf das Konzept und die Methodik der komparativen Analyse und die damit verbundenen Konzepte der 'formulierenden' und der 'reflektierenden' Interpretation die Entstehung sozialwissenschaftlichen Wissens in methodologischer und in forschungspragmatischer Perspektive zu rekonstruieren, steht eine Klärung des Begriffs des 'psychologischen Wissens' an. Erst auf der Basis eines näher bestimmten Begriffs psychologischer Erkenntnisse kann m.E. hinreichend verständlich gemacht werden, daß und inwiefern komparative Analysen in der psychologischen Biographieforschung einen zentralen Stellenwert besitzen.

Nach meinen bisherigen Überlegungen ist evident: Der Gegenstand der Sozialwissenschaften ist selber schon sinnhaft strukturiert. Sozialwissenschaftliche Erkenntnisbildung basiert auf der sprachlichen Rekonstruktion und kritischen Interpretation von alltagsweltlich bereits vorhandenen sprachlichen Konstrukten, sie basiert auf der Interpretation von Deutungen. Psychologische Erkenntnisbildung in dem hier verstandenen Sinne besteht in der Produktion von Texten, in denen die von den Forschungspartnern produzierten Texte 'aufgehoben' und verarbeitet sind. Psychologisch-hermeneutisches Verstehen ist damit zunächst ein Verstehen des Einzelnen. Wissenschaftliche Erkenntnisse basieren auf den psychologisch-hermeneutischen Rekonstruktionen und Analysen der Objektivationen des sprachlichen Handelns einzelner Akteure.

Diese Auffassung findet sich auch in den Arbeiten von Alfred Schütz, von dem einer der wichtigsten Beiträge zur Klärung der Struktur des alltagsweltlichen und des darauf aufbauenden sozialwissenschaftlichen Wissens stammt. Um die nicht-kontingente, genetische und analytische Relation zwischen sozialwissenschaftlichen Erkenntnissen und alltagsweltlichen Wissensbeständen sowie die strukturelle Ähnlichkeit dieser Wissensformen begrifflich zu artikulieren, spricht Schütz von der sozialwissenschaftlichen Erkenntnis- und Theoriebildung als einer Entwicklung von 'Konstrukten zweiten Grades', die auf den immer schon vorhandenen alltagsweltlichen 'Konstrukten ersten Grades' aufbauen:

"Durch eine Reihe von Alltagskonstrukten haben die Menschen diese Welt, die sie als Realität ihres täglichen Lebens erleben, vorgängig ausgewählt und ausgelegt. Diese Denkgegenstände sind es, die das Verhalten der Menschen bestimmen, indem sie es motivieren. Die Denkgegenstände, die der Sozialwissenschaftler konstruiert, um diese soziale Realität zu begreifen, müssen auf jenen Denkgegenständen gegründet sein, die vom Alltagsdenken des Menschen konstruiert werden, der sein tägliches Leben in seiner Sozialwelt lebt. Die Konstrukte der Sozialwissenschaften sind also sozusagen Konstrukte zweiten Grades, d.h. Konstrukte jener Konstrukte, die die Akteure auf der sozialen Bühne hergestellt haben, deren Verhalten der Sozialwissenschaftler im Einklang mit der Verfahrensregel seiner Wissenschaft zu beobachten und zu erklären hat" (Schütz 1953/1971, 68).

Im Prozeß wissenschaftlicher Erkenntnisbildung 'bedient' man sich prinzipiell derselben Methoden wie in alltagsweltlichen Kontexten, nur daß diese Methoden in der Wissenschaft (möglichst

weitgehend) expliziert werden und in einer gleichsam 'hochstilisierten', transparenten und damit intersubjektiv kontrollierbaren Weise Anwendung finden. Das schließlich erworbene Wissen besitzt - als alltagsweltliches wie als wissenschaftliches Wissen - eine im wesentlichen identische Struktur, wenngleich die Pragmatik, die Organisationsform und die Zielsetzungen dieser Wissenstypen sich selbstverständlich in verschiedener Hinsicht voneinander unterscheiden (vgl. z.B. Matthes & Schütze 1981, 49ff.). Zur Charakterisierung der strukturellen Aspekte des Alltagswissens und der sozialwissenschaftlichen Erkenntnis ist der Begriff der Typisierung von zentraler Bedeutung. Psychologische Wissenssysteme können, analog zur Struktur und Charakteristik des Alltagswissens, als typologische Systeme von Typisierungen oder themenspezifischen Typiken aufgefaßt werden (vgl. Bohnsack 1987, Straub 1989). Analog zur Weiterentwicklung alltagsweltlicher Wissensbestände führt auch jeder sozialwissenschaftlich-empirische Erkenntnisfortschritt zur Modifizierung und zur Neuentwicklung von kognitiven Typisierungen oder Typen.¹⁶

¹⁶Eine ausführlichere strukturelle Klärung der Wissens- und Theorieformen in den interpretativen Sozialwissenschaften steht nach wie vor noch aus. M.E. müßte sich ein solches Bemühen nicht zuletzt auf den Begriff des Typus stützen. Vgl. hierzu den auf Max Webers Begriff des Idealtypus aufbauenden Ansatz von Gerhardt (1986, 1987). Meine eigenen Ausführungen stützen sich insbesondere auf Arbeiten von Schütz (z.B. 1932, 1953a, 1953b), der den Begriff der Typisierung von Husserl (1936) übernahm, wenngleich sich bei Schütz natürlich auch Auseinandersetzungen mit Weber finden, der "das Problem des Idealtypus als Zentralproblem aller Sozialwissenschaften" begreift (Schütz 1932, 320). Wenn ich mich im folgenden auf Schütz'sche Überlegungen zum Begriff der Typisierung beziehe, heißt dies nicht, daß ich die weiterreichende erkenntnistheoretische Grundposition der phänomenologisch orientierten (Proto-) Soziologie des Alltags teile oder diese Position gar mit dem Ansatz Meads kurzerhand zusammenschalten möchte. Wenngleich ich also eine vorschnelle Integration dieser partiell heterogenen Ansätze nicht für angebracht halte, bin ich der Auffassung, daß Schütz (unter anderem) wertvolle Beiträge zur Klärung der Struktur von alltagsweltlichem und sozialwissenschaftlichem Wissen geleistet hat, die man in Meads Theorie weitgehend vermißt. Eine beschränkte, insbesondere auf die 'Typus-Problematik' bezogene Anleihe bei Schütz halte ich für möglich, ohne dadurch inkompatible grundlagentheoretische Positionen vorschnell in einem 'interpretativen Ansatz' zu nivellieren. Im Hinblick auf die Differenzen zwischen den Theorien von Schütz und Mead müßte man insbesondere an jene - m.E. inakzeptablen - Vorschläge von Schütz denken, die sich auf die

Was ist unter den Begriffen 'Typus' und 'Typisierung' genauer zu verstehen? Typisierungsprozesse sind kognitive Akte, durch die Unterscheidungen zwischen bestimmten (individuellen) Phänomenen getroffen werden, sei es, daß solche Unterscheidungen neu eingeführt werden, sei es, daß im betreffenden Typisierungsprozeß bereits bekannte Unterscheidungen Anwendung finden. Solche Unterscheidungen zwischen individuellen Phänomenen treffen zu können, impliziert, diese Phänomene qualitativ identifizieren zu können. Von 'individuellen' Phänomenen spreche ich entsprechend nur, insofern eine qualitative Bestimmung, und nicht nur eine numerisch-raumzeitliche Identifikation dieser Phänomene vorliegt oder möglich ist. Eine qualitative Bestimmung würde z.B. einen Menschen als 'besonders humorvoll und witzig' charakterisieren und dadurch von vielen anderen Menschen unterscheiden. (Es sei ausdrücklich darauf hingewiesen, daß ich mich nicht allein auf einzelne Menschen (konkrete Personen) beziehe, wenn ich von 'Individuellem' spreche, sondern ebensogut auf einzelne und konkrete Orientierungen, Handlungen, Handlungsobjektivationen und dergleichen mehr.)

Psychologisch relevante Typisierungsprozesse und Typenbildungen dienen der kognitiven Strukturierung und 'Ordnung' ausgewählter Aspekte der psychosozialen Wirklichkeit. In dieser Funktion dienen Typisierungen zugleich auch der Orientierung unseres Handelns in

grundlagentheoretisch fundierte Gestaltung des empirischen Forschungsprozesses beziehen. Diesbezüglich macht sich nicht nur die Husserlsche, von Schütz in seinen späteren Arbeiten selbst kritisierte und überwundene erkenntnistheoretische 'Egologie' bemerkbar, sondern auch Husserls Konzeption einer 'kontemplativen Phänomenologie'. Auch für Schütz befindet sich der Sozialwissenschaftler in der Rolle eines von praktischen Lebenszusammenhängen vollkommen distanzierten Beobachters, dem 'notwendigerweise keine Umwelt vorgegeben' ist, der also zum Zweck seiner wissenschaftlichen Erfahrungs- und Erkenntnisbildung nicht in direkte kommunikative Beziehungen mit jenen Menschen tritt, deren psychosoziale Welt er erforscht. Der Sozialwissenschaftler begibt sich in die quasi-kontemplative Haltung eines in Reinform theoretisierenden Selbst, das nicht nur von pragmatischen Interessen aller Art, sondern sogar von jeder direkten Kommunikation mit 'wirklichen Handlungssubjekten' abgeschnitten ist. Die phänomenologische Reduktion manifestiert sich bei Schütz als Elimination unmittelbar kommunikativer Beziehungen mit den Handlungssubjekten der zu erforschenden sozialen Welt.

der alltäglichen Praxis. Ein simples Beispiel: Wenn ich einen Menschen als 'Taschendieb' bezeichne und dadurch von den aufrichtigen und ehrlichen Mitmenschen unterscheide, bildet diese Typisierung wohl auch die Grundlage dafür, daß ich im sozialen Umgang mit dieser Person gewisse Vorsichtsmaßnahmen treffe, die gegenüber Taschendieben generell angebracht sind.

Das Beispiel zeigt bereits: Ein weiteres zentrales Charakteristikum von Typisierungsleistungen ist, daß durch diese kognitiven oder sprachlichen Akte einzelne oder individuelle Phänomene in ein Verhältnis zu allgemeineren Phänomenen gesetzt werden. Ein individuelles Phänomen zu typisieren impliziert, dieses Phänomen einem Typus zuzuordnen und dadurch als Repräsentant von etwas Allgemeinerem zu verstehen. Das 'Taschendieb' genannte Individuum zeichnet sich eben durch spezifische Handlungsweisen aus, die allen Taschendieben gemeinsam sind - im Unterschied zu all jenen Menschen, denen ich gewöhnlich keine kleptomanischen Absichten und Praktiken zuschreibe. Oder, mit den Worten von Schütz, der den soeben skizzierten Gedanken ebenfalls mit einem Beispiel erläutert:

"Woraus besteht aber der Typisierungsprozeß? Wenn wir ein Tier 'Hund' nennen, haben wir bereits eine Art Typisierung geleistet. Jeder Hund ist ein einmaliges Individuum und somit von allen anderen Hunden unterschieden, obwohl es mit ihnen einen Komplex charakteristischer Merkmale und Eigenschaften gemeinsam hat. Wenn ich in Rover einen Hund erkenne und ihn so nenne, habe ich vernachlässigt, was Rover zum einzigartigen und individuellen Hund macht, der er für mich ist. Typisieren heißt, das zu übergehen, was das Individuum einmalig und unersetzbarmacht. Insofern ist Rover nur ein Hund, man erwartet, daß er allen anderen Hunden gleich ist: Man erwartet von ihm hundemäßiges Verhalten, eine besondere Art zu fressen und zu laufen usw." (Schütz 1955/1972, 212).

Ein Typus kann als eine Darstellungs-, Interpretations- und Erklärungsform verstanden werden, die einerseits nicht an den Einzelfall, an die Artikulation des Einzelnen oder Individuellen gebunden bleibt, andererseits aber auch nicht unbedingt auf die Formulierung allgemeiner Gesetze und eines nomologischen Wissenssystems abzielt. Eine Typisierung ist ein kognitiver Akt, mit dem von den einmaligen und unersetzbaren Aspekten der Individualität abstrahiert wird. Dabei können sich Typisierungen und Typenbildungen auf die verschiedensten Phänomene beziehen: so werden zum

Beispiel materielle Gegenstände, Personen und Situationen ebenso typisiert wie einzelne Handlungen und Verhaltensweisen, komplexe Orientierungs- und Handlungsmuster, spezielle Lebensformen, Ereignis- und Handlungsabläufe oder auch biographische Entwicklungen und schließlich Handlungsmotive oder komplexere Motivkonstellationen. Dabei kann ein und dasselbe Phänomen, je nach den Interessen und Relevanzsetzungen des Typisierenden, selbstverständlich in sehr verschiedenartiger und vielfältiger Weise typisiert werden.

Durch Typisierungen beziehungsweise durch die Subsumption eines bestimmten Phänomens unter einen Typus wird dieses Phänomen, wie bereits angedeutet, in spezifischer Weise als bedeutsam verstanden. Das typisierende Bedeutungsverstehen kann als ein "generalisierendes Verstehen von etwas Besonderem als Exemplar eines etablierten Allgemeinen oder als etwas diesem Allgemeinen Ähnliches bezeichnet werden" (Böhler 1985, 135). Insofern tendieren Typisierungen grundsätzlich zur Elimination der emphatischen Bedeutungsgehalte des Wortes 'Individuum': das irreduzibel Einzigartige und Idiosynkratische verliert sich in der Abstraktion typisierender Formulierungen; es erscheint, wie wir in Anlehnung an Adornos 'negativ-dialektische' Kritik des 'Identitätsdenkens' sagen könnten, schließlich nur noch als das in der Sprache der Wissenschaften Unaussprechliche, als das Marginale oder Nicht-identische, "das bei jedem Versuch, ein Einzelnes als es selbst zu identifizieren und von allen anderen Einzelnen zu unterscheiden, auf der Strecke bleibt" (Habermas 1988, 196; vgl. Adorno 1973).

Typisierungen sind allerdings nicht allein die Voraussetzungen für Prozesse des generalisierenden Verstehens im soeben skizzierten Sinn. Typisiertes Wissen kann darüberhinaus als eine Bedingung der Möglichkeit jeder sprachlich vermittelten Erfahrungs- und Erkenntnisbildung aufgefaßt werden. Menschen nehmen beispielsweise die Objekte ihrer Wahrnehmung in aller Regel als etwas wahr. Bereits Wahrnehmungsprozesse, die wir als wichtigen Aspekt der sinnlichen Basis unserer Erfahrungs- und Erkenntnisbildung auffassen können, sind an die 'Verfügbarkeit' von Typisierungen und Typen gebunden. Selbst jene Wahrnehmungen oder Erlebnisse, die uns an die Grenzen unserer 'verfügbareren' Typisierungen führen, die also nicht ohne weiteres in bestehende Wissensstrukturen eingeordnet und dadurch begriffen werden kön-

nen, sind nur als Besonderheiten oder 'Nichtidentisches' (Adorno) erlebbar und artikulierbar, weil wir bestimmte Dinge und Vorgänge auf der Basis spezifischer Typisierungsleistungen immer schon verstanden haben. Typisierungen als eine Form des identifizierenden Denkens sind die (logische) Voraussetzung für das Erkennen des Nichtidentischen, des Widersprüchlichen und nicht (ohne weiteres) Typisierbaren.

Aber: Auch noch diesem Erkennen des Nichtidentischen, auch diesem Denken der 'Nicht-Identität von Besonderem und Begriff' (Adorno 1973, 149) wohnt, wie jedem Denken, der 'Schein von Identität' inne: "Denken heißt identifizieren" (a.a.O., 17), "nicht aber kann ohne Identifikation gedacht werden, jede Bestimmung ist Identifikation" (a.a.O., 152). Innerhalb dieser generellen Bestimmung des Denkens unterscheidet Adorno jedoch sogleich wieder zwischen den Identifikationen des 'traditionellen' und des 'kritisch-dialektischen' Denkens: "Durch ihre Kritik verschwindet Identität nicht, sie verändert sich qualitativ" (a.a.O., 152). Und selbstredend ist es diese Veränderung, um die es Adorno geht, da sie das Individuelle als Individuelles zu bewahren ermögliche. Ich werde diese Differenzierung hier nicht weiter verfolgen. Unmittelbar interessant für den vorliegenden Argumentationszusammenhang ist eine weitere Redewendung, mit der Adorno noch einmal die wechselseitige Verschränktheit des Identischen und des Nichtidentischen plausibilisiert. Er betont nämlich ganz ausdrücklich, daß jede Art des identifizierenden Denkens "insgeheim (dem) Telos der Nichtidentität" verpflichtet sei. Gleichwohl: "Der Fehler des traditionellen Denkens (ist), daß es die Identität für sein Ziel hält" (a.a.O., 152).

Nach dem bisher Gesagten ist einerseits offenkundig: Das auf Typisierungen bezogene Unterscheiden individueller Phänomene fällt zwar unter die Rubrik des von Adorno kritisierten Identitätsdenkens, das das Einzelne als Exemplar oder Repräsentant eines Allgemeinen zu begreifen sucht. Andererseits ist festzuhalten, daß die von mir skizzierte typologische Perspektive wissenschaftlicher Erkenntnisbildung (zumindest) nicht allein im Blick auf das Telos der Subsumption des Individuellen unter das Allgemeine adäquat begriffen werden kann. Das Ziel der psychologischen Typenbildung impliziert - und dies sollte beständig bewußt bleiben - das Ziel der Kritik und Differenzierung der jeweils verfügbaren Typisierungen und Typen. Darin besteht letzt-

lich die Grundlage einer prinzipiell unabschließbaren wissenschaftlichen Erkenntnisbildung, die sich des Nichtidentischen in ihren identifizierenden Typisierungen bewußt bleibt.

Typisierungen ermöglichen ein Verständnis der allgemeinen und immer wiederkehrenden Aspekte menschlicher Erfahrungen und dadurch auch das Erkennen des Besonderen, das durch vorhandene Typisierungen eben nicht direkt erfaßt und deshalb als Besonderes wahrgenommen, erlebt und zur Sprache gebracht werden kann. Auf dieses Besondere, Nichtidentische oder 'Fremde', das nicht unter bereits ausgebildete Typen subsumiert werden kann, müssen eigene Verstehensanstrengungen verwandt werden - falls dieses Besondere eben von praktischem oder wissenschaftlichem Interesse ist. Diese Verstehensleistungen können aber, wie angedeutet, nur unter der Voraussetzung der Allgemeinheit und intersubjektiven Verbindlichkeit einer regelmäßigen, in typisierenden Wissensbeständen repräsentierten Handlungs- und Sprechpraxis zustande kommen. Denn nur unter dieser Voraussetzung "kann das Besondere einer konkreten Handlung (oder auch anderer Phänomene, J.S.) überhaupt gedacht, und nur mittels der Kenntnis jenes Allgemeinen kann es als Besonderes identifiziert werden" (Böhler 1985, 139).

Wie kommen nun Typisierungen und Typenbildungen zustande? Die alltagsweltliche und die wissenschaftliche Konstruktion von Typen basiert auf der Erfahrung, Thematisierung und Analyse des Einzelnen (eines 'individuellen Phänomens') - wenngleich umgekehrt, wie gesagt, die Existenz von Typisierungen vorausgesetzt werden muß, damit dieses Einzelseine oder Individuelle überhaupt als solches in Erscheinung treten und entweder als Repräsentant eines Allgemeinen oder aber in seiner spezifischen Besonderheit verstanden werden kann. Die Möglichkeit des unter bestimmten Relevanzgesichtspunkten vorgenommenen Vergleichs individueller Phänomene und die in solchen Vergleichsprozessen potentiell erkennbare Ähnlichkeit zwischen mehreren Phänomenen gewährleistet es, von den idiosynkratischen und unverwechselbaren Aspekten dieser Phänomene absehen und abstrahieren zu können. In einem solchen gedanklichen Abstraktionsprozeß werden Typen konstruierbar, die jeweils spezielle Ähnlichkeiten einzelner Phänomene artikulieren. Typisierungen und Typenbildungen sind synthetisierende Interpretationsleistungen, durch die bestimmte individuelle Phänomene in eine Relation zueinander gesetzt werden (Relation der Ähnlichkeit). Bestimmte materielle Gegenstände, bestimmte Personen oder

Situationen, bestimmte Handlungs- und Verhaltensweisen, bestimmte Denkweisen und Gefühle, bestimmte Orientierungsmuster und Handlungsmuster, Motive und Motivkonstellationen, bestimmte Erfahrungen und Entwicklungsverläufe und dergleichen mehr können aufgrund ihrer 'Familienähnlichkeit', d.h. aufgrund einer durch ein gemeinsames Merkmal, durch einen gemeinsamen Aspekt konstituierten Ähnlichkeit einen Typus bilden. Ein Typus ist eine sprachliche Konstruktion, die in einer spezifischen Perspektive und auf der Basis bestimmter Relevanzsetzungen integriert, was vorher vereinzelt und unverbunden war. Der Bezugspunkt, der die Subsumption von individuellen Phänomenen unter einen Typus rechtfertigt, ist häufig eine Art 'Musterphänomen'. Dies hat Wittgenstein (1952/1984, §65-§67) im Auge, wenn er von der 'Familienähnlichkeit' bestimmter Phänomene redet; was eben nichts anderes heißt, als daß man Phänomene, die durch spezielle Merkmale miteinander verwandt sind, zu einer 'Familie' gruppieren kann. 'Familie' ist hier freilich nichts weiter als ein anderes Wort für 'Typus'. Wittgensteins Begriff der Familienähnlichkeit setzt voraus, daß bestimmte Phänomene deshalb unter einen Typus subsumiert werden können, weil sie mit einem Musterphänomen spezielle Ähnlichkeiten aufweisen und deshalb in bestimmter Hinsicht zueinander gehören. In einigen Fällen ist es sogar nur dieser Vergleich mit einem solchen Musterphänomen oder Musterfall und nicht der direkte Vergleich zwischen den untersuchten Phänomeren, wodurch diese Phänomene als 'verwandt' oder einander ähnlich identifiziert werden können. Bisweilen mag die Ähnlichkeit zwischen den einzelnen Phänomenen - wie etwa zwischen Geschwistern - gar nicht so groß, vielleicht sogar verschwindend gering sein. Und dennoch sind diese Phänomene - wie die Geschwister - miteinander verwandt, weil sie einen Aspekt gemeinsam haben - wie etwa Geschwister von denselben Eltern abstammen.

Die wissenschaftlich-psychologische Typenbildung basiert auf der Rekonstruktion alltagsweltlicher Konstrukte. Diese Konstrukte haben entweder bereits selbst die Struktur von Typisierungen oder sie sind - im emphatischen Sinne des Wortes - individualisierende Artikulationen von Erlebnissen und Phänomenen, die das jeweilige Subjekt als Besonderheiten begreift, als Erlebnisse und Phänomene, die aus dem Rahmen des Gewöhnlichen und Bekannten fallen. Wenn ich davon spreche, daß sozialwissenschaftliche Erkenntnisbildung strukturell als Typenkonstruktion zu begreifen ist, bedeutet dies, wie gesagt, daß in der psychologisch-interpretati-

ven Textanalyse letztlich von den im emphatischen Sinne 'individuellen' ('idiosynkratischen') Momenten eines Phänomens abstrahiert wird. Das Allgemeine, das in wissenschaftlichen Erkenntnissen zur Sprache kommen kann und soll, ist in solchen Abstraktions- und Typisierungsleistungen begründet, durch die das Unverwechselbare und Einzigartige eines individuellen Lebens gleichsam aus der Sprache ausgeschlossen wird. Für die wissenschaftliche Erkenntnisbildung ist das unverwechselbar Individuelle und Einmalige nur insoweit interessant, als es in einen Bezug zum Allgemeinen gesetzt werden kann. In vielen Fällen heißt dies, daß das Einzelne typisiert und dadurch als Repräsentant eines Allgemeinen verstanden werden kann. Das Einzelne kann auch zum Ausgangspunkt für Typisierungsprozesse werden, indem es mit anderen Phänomenen verglichen wird und auf eine näher zu spezifizierende Ähnlichkeit mit diesen Vergleichsfällen hin beurteilt wird, wodurch schließlich eine innovative Typisierung begründet werden kann. Ähnlichkeiten zwischen einzelnen Phänomenen ermöglichen die Konstruktion von Typen, die diese Phänomene integrieren. Das Erkennen von Differenzen zwischen einzelnen Phänomenen ist häufig nichts anderes als der Anfang einer Unterscheidung von Typen.

Auch die Differenzierung individueller Phänomene muß nicht dabei enden, daß man Individuelles (im Sinne des Einzigartigen) als Individuelles bewahrt. Ein wichtiges Ziel der psychologischen Erkenntnisbildung sehe ich in der Transzendierung individueller und partikularer Erfahrungs- und Sichtweisen. Wissenschaftliche Erfahrungs- und Erkenntnisbildung ist ein Vorgang, der darauf abzielt, die transindividuellen und verallgemeinerbaren Aspekte an individuellen Phänomenen zu identifizieren und in einer typisierenden Sprache zu artikulieren. Daß dieses Ziel nicht der definitive Schlußpunkt wissenschaftlicher Arbeit sein kann, wenn wissenschaftliche Tätigkeit nicht der "Urform aller Ideologie" (Adorno 1966, 151) verhaftet sein will, wurde erwähnt: Auch das identifizierende Typisieren von Phänomenen bleibt als Erkenntnis nur dort lebendig und Entwicklungsfähig, wo es die eigenen Grenzen antizipiert und den Widerspruch gegen sich selbst anzuerkennen vermag. Das Nichtidentische oder die Ausnahme, die in den typisierenden Begriffen an den Rand gedrängt wird, ist die Grundlage für die Selbstkritik der erkennenden Subjekte und damit die Basis für jede Erkenntniserweiterung.

Zurück auf die pragmatischere Ebene! Der Ausgangspunkt für die Konstruktion einer wissenschaftlich-psychologischen Typik und Typologie ist das Studium des 'Einzelfalles', d.h.: die Analyse von Texten oder Text-Analoga, in denen (in aller Regel) individuelle Subjekte einzelne Erfahrungen, Deutungs- und Orientierungsmuster artikulieren.¹⁷ Die durch die idiographische Detaillierung gewonnenen Explikate der alltagsweltlichen Erfahrungen (Deutungs- und Orientierungsmuster etc.) einzelner Menschen bilden den Ausgangspunkt für alle weiteren Schritte im Prozeß der psychologischen Erkenntnisbildung (vgl. Aschenbach & Billmann-Mahecha 1985, 14f.). Diese weiteren Schritte bestehen, wie gesagt, in einer zunehmenden Abstraktion von den unverwechselbar individuellen Aspekten subjektiver Erfahrungs- oder Sinngehalte. Entscheidend für meine Argumentation ist nun, daß diese Abstraktions- und Typisierungsleistungen eng an interindividuelle Vergleichsmöglichkeiten gebunden sind. Psychologische Typenbildung – Glaser und Strauss (1965, 1967) würden hier von einer 'Theoriegenerierung' sprechen, die auf innovative Erkenntniserweiterung abzielt – ist in der komparativen Analyse individueller Fälle verankert.

Die Zusammenstellung und komparative Kontrastierung der Einzelfälle ist in den empirischen Forschungsverlauf eingebunden und

¹⁷ Diese Formulierung ließe sich auch aufrechterhalten, wenn wir keine im engeren Sinne 'subjektorientierte' Forschung betreiben würden. Dies ist etwa dann der Fall, wenn wir – in sozialpsychologischer Perspektive – Gruppendiskussions-Texte analysieren, ohne daß es uns interessiert, welchen einzelnen Individuen welche Äußerungen zuzusprechen sind. Das Interesse könnte demgegenüber sein, durch eine interpretative Analyse dieser Transkripte Erfahrungen, Deutungs- und Orientierungsmuster oder auch unbewußte Motivkonstellationen zu rekonstruieren, die – durch sozusagen vorgängige theoretisch-methodische Beschlüsse – ausschließlich in ihrer sozial-kommunikativen Genese und in ihrer sozialen und damit transindividuellen Relevanz betrachtet werden. Vgl. hierzu z.B. den Ansatz einer psychoanalytischen Sozialpsychologie (Leithäuser und Volmerg 1988). Auch im Rahmen eines solchen Ansatzes würden einzelne Gruppendiskussionen oder bestimmte Passagen der vorliegenden Transkriptionen gleichsam als 'Einzelfälle' ('individuelle Phänomene') fungieren. – Ich selbst rede im folgenden jedoch über eine psychologisch-empirische (Biographie-) Forschung, die das individuelle Subjekt beziehungsweise den Text eines Individuums (oder Ausschnitte aus einem solchen Text) als 'Einzelfall' begreift und zum Ausgangspunkt der Erkenntnisbildung macht.

besitzt selbst einen prozessualen Charakter. Das 'theoretical sampling' (Glaser & Strauss 1967) ist an den im Forschungsprozeß kontinuierlich sich verändernden Erfordernissen der Typenbildung orientiert. Erfahrungsbildung (Empirie) und Erkenntnisbildung (Typenkonstruktion in systematischer Absicht) sind eng aufeinander bezogen und in ihrem zeitlichen Ablauf ineinander verflochten. Der Einfluß der ersten analytischen Arbeitsschritte auf die folgende Empirie besteht im wesentlichen jeweils darin, daß nun gezielt ('minimale' und 'maximale') Ergänzungs- und Kontrastfälle zu dem bereits vorhandenen Material 'gesucht' werden können.

Dem skizzierten methodischen Prinzip, im Verlauf der wissenschaftlichen Erfahrungs- und Erkenntnisbildung mit (maximalen und minimalen) Kontrasten zu arbeiten, sind selbstverständlich Grenzen gesetzt. Diese Grenzen sind zum einen forschungs- und arbeitsökonomischer Natur; man kann eben aus Zeit- und Kapazitätsgründen nicht immer all jene Fälle zu finden versuchen, die möglicherweise als Kontrastfälle zum bisher Bekannten fungieren und dadurch die Erkenntnis weiterbringen könnten. Zum anderen ergibt sich bisweilen auch die Schwierigkeit, daß man als Forscher gar nicht weiß, wo man denn die maximalen und minimalen Kontrastfälle zu suchen hätte, oder welche Kontrastierungskriterien dem theoretical sampling zugrundegelegt werden sollten, um die Erkenntnisbildung auch wirklich zu fördern. Diese Unsicherheit ist insbesondere ein Problem in frühen Phasen des Forschungsprozesses, in dem häufig noch nicht hinreichend geklärt ist, in welche Richtung der Forschungsprozeß läuft, welche Einsichten in den untersuchten Gegenstandsbereich also am Ende des Forschungsprozeß stehen könnten.

Was zu zeigen war: Unterscheidungen begründen Erkenntnisse; Erkenntniserweiterung läßt sich als sprachlicher Differenzierungsprozeß begreifen. In dieser Einsicht ist auch die Methodik der komparativen Analyse begründet, die die Interpretation in der empirischen Psychologie in bestimmter Hinsicht zu systematisieren vermag. Im folgenden werde ich eine methodologische Rekonstruktion dieses methodischen Forschungskonzeptes skizzieren. Zu diesem Zweck stelle ich ein forschungspraktisches, interpretatives Verfahren der Textanalyse vor, das in der terminologischen Unterscheidung zwischen 'formulierender' und 'reflektierender' Interpretation fundiert ist (vgl. dazu Bohnsack 1987, Straub

1989).¹⁸ Diese beiden, im folgenden zu erläuternden Interpretationsschritte sind systematisch aufeinander bezogen. Sie stellen, in methodologischer und in forschungspraktischer Hinsicht, zentrale Elemente der psychologischen Wissensbildung dar. Dementsprechend greifen in den nachstehenden Ausführungen Hinweise zur Systematisierung des praktischen Forschungsprozesses sowie methodologische Rekonstruktionen und Argumentationen ineinander. Dabei soll insbesondere die Explikation des Terminus der 'reflektierenden Interpretation' eine Begründung und Verdeutlichung des Konzeptes der 'komparativen Analyse' liefern.

4.3. ZUR REKONSTRUKTION DES INTERPRETATIVEN FORSCHUNGSPROZESSES

4.3.1. SEQUENZIELLE GLIEDERUNG DER INTERVIEWTRANSKRIPTE: STICHWORTREGISTER UND FORMULIERENDE INTERPRETATION

Im folgenden setze ich in einer Phase des Forschungsprozesses an, in der die Datenerhebung (elektroakustisch aufgezeichnete Gespräche, hier: vorwiegend narrative Interviews) bereits realisiert ist. Das (durchaus erweiterbare) Datenmaterial liegt in der Form von Texten (wortgetreuen Transkriptionen autobiographischer Erzählungen) vor.

Die Aufbereitung und interpretative Auswertung des empirischen Materials beginnt mit der Arbeit am einzelnen Interviewtext. In einer ersten Lektüre wird der Text in einzelne, voneinander unterscheidbare Segmente untergliedert. Als Anhaltspunkte für die Durchgliederung können formale Auffälligkeiten dienen (Sprecherwechsel; Variation der Textsorte; sogenannte Rahmenschaltelelemente, die anzeigen, daß nun ein neuer Erzählauschnitt beginnt: 'nun gut, und dann habe ich ...'; Wechsel des Hauptakteurs; Perspektivenwechsel; Wechsel von abstrakten Darstellungsformen auf die indexikalische Ebene vice versa usw.); in erster Linie werden aber inhaltliche Aspekte des Textes für die Identifikation von Textsegmenten ausschlaggebend sein (Themenwechsel; in der erzählten Geschichte treten neue Personen auf; neue Ereignisse werden eingeführt; Ortswechsel etc.).

¹⁸ Die genannte terminologische Unterscheidung übernehme ich von Bohnsack (1987, 405ff.), wenngleich diese Begriffe und die darauf bezogenen forschungspraktischen Empfehlungen in meinen Ausführungen einen teilweise veränderten Gehalt annehmen.

Um eine sequenzielle Gliederung des Textes vornehmen zu können, müssen natürlich erste Verstehensleistungen erbracht werden. Diese ersten verständnisbildenden Akte möchte ich im Anschluß an Bohnsack (1987, 405ff.) als formulierende Interpretation bezeichnen. Am Ende der formulierenden Interpretation steht eine segmentweise Untergliederung des Textes, wobei die in den einzelnen Textsegmenten artikulierten Erfahrungs- und Sinngehalte vom Interpreten expliziert wurden. Diese Explikationen können in zweierlei Weise Gestalt annehmen. Zunächst einmal können die Inhalte der einzelnen Segmente vom Interpreten in einer zusammenfassenden und verdichtenden Weise reformuliert werden. Der Interpret gibt in Stichworten, kurzen Titeln, Oberbegriffen und knappen Sätzen an, wovon in den einzelnen Segmenten die Rede ist. Das Ergebnis dieser formulierend-interpretativen Lektüre besteht in einer segmentweise gegliederten Textübersicht, die ich als Stichwortregister bezeichne. Ein Stichwortregister ermöglicht eine schnelle Identifikation des Interviewverlaufs und erlaubt einen Überblick über die behandelten Themen. Zudem macht sich der Interpret während der Formulierung eines solchen Stichwortregisters in einem ersten Anlauf mit dem Text vertraut; er hat nach der Formulierung des Stichwortregisters in Grundzügen geklärt, was der Interviewpartner über sich und 'seine Welt' zur Sprache gebracht hat. Entsprechendes gilt auch für die protokollierten Äußerungen des Interviewers, so daß auch den pragmatisch-interaktiven Aspekten der Textproduktion Rechnung getragen werden kann. Die formulierende Erstinterpretation ermöglicht es dem Wissenschaftler, schrittweise und in der Perspektive eines verzögerten Blicks ein 'immanentes' Text- und Handlungsverständnis zu entwickeln.¹⁹

Die formulierende Interpretation erschöpft sich allerdings nicht

¹⁹Vgl. hierzu auch das induktive Verfahren der Kernsatzfindung (Leithäuser & Volmerg 1988, 244). Sieht man von einigen psychoanalytischen Besonderheiten des Ansatzes von Leithäuser und Volmerg ab, werden durchaus Verwandtschaften zu den hier angestellten Überlegungen zur Forschungspraxis einer interpretativen Psychologie (Biographieforschung) erkennbar. Die von Leithäuser und Volmerg getroffene Unterscheidung zwischen einer 'horizontalen' und einer 'vertikalen Hermeneutik' bzw. zwischen der Methode der Kernsatzfindung und der detaillierten sequenzanalytischen Textinterpretation ist mit der Unterscheidung zwischen formulierender und reflektierender Interpretation teilweise (!) vergleichbar.

allein in dem erwähnten Stichwortregister. Die erste Lektüre der Interviewtexte ist auch ein Selektionsprozeß. In diesem Auswahlprozeß wird darüber entschieden, welche Textsegmente lediglich in einer zusammenfassend-stichwortartigen Weise reformuliert werden und welche Segmente einer detaillierteren formulierenden Interpretation unterzogen werden sollen. Die detailliertere formulierende Interpretation führt zu einer relativ genauen Paraphrase des Textes.

Das Kriterium für die erwähnte Differenzierung ist die thematische Relevanz der jeweiligen Textpassage. Ob dieses Kriterium erfüllt ist, entscheidet der mit einem spezifisch-subjektiven Urteilsvermögen begabte Interpret. Eine Kontrolle und Kritik dieser subjektiven - oder bestenfalls mit Kointerpreten abgesprochenen (vgl. hierzu Werbik 1987) - Entscheidung ist nur jenem Rezipienten möglich, der die Interviewtexte selbst zur Kenntnis nimmt. Die Selektion der Textpassagen, die einer detaillierteren formulierenden Interpretation unterzogen werden, konstituiert die Basis für alle weiteren Auswertungsschritte. Es sind gerade die ausführlicher (re-) formulierten Textpassagen, die später einer reflektierenden Interpretation unterzogen werden und damit in die komparativen Analysen und in die Typisierungen und Typenbildungen eingehen. In der angesprochenen Interpretationsphase werden also die Weichen für den weiteren Fortgang der Ergebniskonstruktion gestellt. Allerdings muß in diesem Zusammenhang erwähnt werden, daß gerade die Selektion jener Passagen eines Interviewtextes, die für eine ausführlichere Interpretation in Betracht kommen, üblicherweise nicht nach der ersten Lektüre abgeschlossen ist. Erst die abwechselnde Lektüre verschiedener und gegebenenfalls immer wieder neuer Interviewtranskripte ermöglicht es dem Interpret, in ein und demselben Interviewtext immer wieder 'neue' Passagen zu entdecken, die er detaillierter analysieren möchte als bisher geschehen. Was an einem Fall wichtig ist, ist bisweilen erst erkennbar, nachdem andere Fälle zur Kenntnis genommen wurden.

Die Teilergebnisse der formulierenden Interpretation sind also: segmentweise Gliederung des Transkriptes, Stichwortregister und detaillierte Formulierungen. Das zentrale Merkmal der formulierenden Interpretation ist, daß der Interpret möglichst unmittelbar an die Worte des Interviewpartners (oder auch des Interviewers) anschließt und sich innerhalb des Deutungs-, Orientierungs-

oder Erwartungssystems des Autors (Informant, Interviewer) bewegt. Die formulierende Interpretation ist eine immanente Rekonstruktion des Selbst- und Weltverständnisses des Textproduzenten, sie erschließt biographisch relevante Erfahrungen und Entwicklungsprozesse aus der Perspektive des 'Betroffenen'. Die formulierende Interpretation ist

"eine Art der Interpretation, die sich innerhalb des Rahmens oder (...) des Erwartungssystems derjenigen bewegt, deren Handeln und deren Texte Gegenstand der Interpretation sind. Deren Erwartungssystem (...) wird nicht transzendiert oder als solches thematisiert. Die Interpretation bleibt innerhalb dieses Rahmens und vollzieht sich dadurch, daß wir Formulierungen im Sinne von Oberbegriffen, Überschriften, Themen finden und auf diese Weise eine Übersicht über den Text gewinnen. Womit selbstverständlich bereits eine Übersetzung geleistet wird zwischen der Sprache des Interpreten und der Sprache des Probanden" (Bohnsack 1987, 406).

4.3.2. REFLEKTIERENDE INTERPRETATION, KOMPARATIVE ANALYSE UND DIE TRANSINDIVIDUELLE GÜLTIGKEIT PSYCHOLOGISCHER ERKENNTNISSE

Im nächsten Interpretationsschritt werden nun die bereits hervorgehobenen, in aller Regel detaillierter reformulierten Segmente einer weitergehenden Interpretation unterzogen. Häufig sind es nicht einzelne Segmente, die für die weiterführenden Interpretationen herangezogen werden, sondern mehrere Segmente, die bestimmte Orientierungsmuster, bestimmte Handlungs- und Ereignisentwicklungen (und dergleichen) erkennen lassen. Den nun folgenden Interpretationsschritt nenne ich - wiederum in Anlehnung an Bohnsack (1987, 407ff.) - reflektierende Interpretation. Die reflektierende Interpretation baut auf der formulierenden Interpretation auf, erweitert und vertieft diese jedoch erheblich; die formulierende Interpretation geht gleichsam in die reflektierende ein. Die angesprochene Erweiterung und Vertiefung des Interpretationsprozesses wird im wesentlichen dadurch erreicht, daß in reflektierenden Interpretationsakten komparative Perspektiven eine zentrale Funktion erhalten.

Natürlich können auch formulierende Interpretationen nur durchgeführt werden, wenn dem Interpreten prinzipiell mehr bekannt ist, als in dem jeweils bearbeiteten Text(segment) steht. Auch die in formulierenden Interpretationen erbrachten Verständnisleistungen

beruhen teilweise auf 'impliziten Vergleichen' mit Texten (bzw. Text-Analogia), die im Moment nicht unmittelbar zum Gegenstand der Analyse gehören. In der formulierenden Interpretation werden diese Vergleiche aber nicht ausdrücklich thematisiert und ausgearbeitet. Wie gesagt ist die formulierende Interpretation an eine möglichst phänomennahe Sprache gebunden; dies bedeutet auch, daß der Interpret das subjektive Deutungs- und Orientierungssystem des Forschungspartners nicht als solches thematisiert, in Frage stellt oder transzendiert. In der reflektierenden Interpretation dagegen wird dieses Orientierungs- und Deutungssystem des Interviewpartners thematisiert und einem vertieften Verständnis zugeführt, indem es explizit und ausführlich mit anderen Deutungs- und Orientierungssystemen kontrastiert und verglichen wird.

Gerade durch die wechselseitige Relation der Differenz werden verschiedene Orientierungs- und Deutungssysteme in ihrer individuellen Eigenart deutlicher erkennbar. Die Erfahrungen, Aspekte des Selbst- und des Weltverständnisses eines Menschen werden gerade dadurch (genauer) verstehbar, darstellbar und erklärbar, daß sie mit den Erfahrungen, mit Aspekten der Selbst- und Weltverständnisse anderer Menschen verglichen werden. Dies gilt in gleicher Weise für die lebensgeschichtlich konstituierten Wandlungen und Differenzierungen im Selbst- und Weltverständnis ein und deselben Subjektes. Die spezifische Qualität des Selbst (G.H. Mead) eines Menschen, die charakteristische Beschaffenheit und Struktur der Lebensform, an der ein Individuum partizipiert, werden für den betreffenden Menschen (und die Mitmenschen) häufig nur dann en detail erkennbar, wenn dieser bereits ein anderer geworden ist. Die komparative Kontrastierung von 'damals' und 'heute' besitzt eine verständnis- und erkenntnisproduzierende Funktion, wenn es um die Thematisierung der biographischen Wandlung des individuellen Selbst gehen soll: Wer ich heute bin, wird nicht zuletzt dadurch verständlich, daß ich mir vergegenwärtige, wer ich einst war; was ich heute tue, erhält seinen spezifischen Sinn nicht zuletzt dadurch, daß ich mich früher anders verhielt; und umgekehrt verstehe ich die vergangenen Erlebnisse und eigenen Aktivitäten bisweilen gerade dadurch in ihrem speziellen Sinn, daß sie sich irgendwann nicht mehr wiederholten und heute vielleicht sogar 'undenkbar' erscheinen. Vergangenheit und Gegenwart werden verstehbar, indem sie - unter Berücksichtigung ihrer wechselseitigen Abhängigkeit und Verwei-

sungsstruktur (Mead) - in ein Verhältnis der Differenz zueinander gebracht werden. Die zuletzt angestellten Überlegungen gelten selbstverständlich sowohl für das Selbst-Verstehen eines Menschen als auch für das methodisch kontrollierte Fremdverstehen des Wissenschaftlers.

Wieder allgemeiner formuliert heißt dies: Im Vergleich zweier Phänomene werden nicht nur deren Unterschiede sichtbar. Die im Vergleich begründeten Unterscheidungen beschreiben die jeweils unterschiedenen Phänomene immer auch in ihrer spezifisch-individuellen Charakteristik. Die reflektierende Interpretation stützt sich in hohem Maße auf die bereits diskutierte Einsicht (vgl. Kapitel 4.2.), nach der jede Erkenntnis auf einer begrifflichen Differenzierung basiert. Das in der reflektierenden Interpretation angestrebte Verständnis gründet in der komparativen Analyse mehrerer individueller Phänomene, es gründet im bewußt angestrebten und expliziten Vergleichen und Unterscheiden von Phänomenen.

Die vertiefte, ein neues Verständnis schaffende Interpretation der sinnhaften Äußerungen eines Forschungspartners wird also dadurch erreicht, daß man diese Äußerungen durch die Konfrontation und den Vergleich mit relevanten Gegenhorizonten genauer reflektiert (vgl. Bohnsack 1987, 407ff.). Das Verständnis, das durch die reflektierende Interpretation erlangt werden kann, ist in hohem Maße von den kontrastiven Gegenhorizonten abhängig, die in den Interpretationsprozeß einbezogen werden. Die Gegenhorizonte werden im reflektierenden Interpretationsprozeß bewußt und in einer methodisch kontrollierten Weise thematisiert. Um in der subjektorientierten, empirisch-psychologischen Biographieforschung zu solchen Kontrastierungs- und Vergleichsmöglichkeiten zu gelangen, muß man - wie dargestellt - nicht unbedingt auf Texte verschiedener Menschen zurückgreifen. Die narrativ vermittelte Rekonstruktion der biographischen Entwicklung eines Individuums basiert notwendigerweise auf dem kontrastiven (und kontinuitätsstiftenden) Vergleich lebensgeschichtlich verschiedener 'Entwicklungsstadien', 'Zustände' oder 'Verfassungen' dieses Menschen. Schließlich muß erwähnt werden, daß die Gegenhorizonte des Interpreten nicht ausnahmslos empirisch fundiert sein müssen:

"Die Vorstellungen oder Entwürfe des Interpreten, die den Gegenhorizont bilden, können nun entweder gedankenexperimentell sein, können auf hypothetischen Vorstellungen beruhen, die dann abhängig sind von der jeweiligen

Erfahrungsbasis, dem jeweiligen Erfahrungshintergrund des Interpreten, in den Alltagserfahrungen und theoretische (...) Erfahrungen gleichermaßen eingehen können. Die Gegenhorizonte können aber auch empirisch gewonnen sein. Methodisch kontrolliert ist die reflektierende Interpretation nur dann, wenn nicht nur der Gegenstand der Interpretation, sondern auch der Gegenhorizont empirisch fundiert und als solcher intersubjektiv nachvollziehbar ist. Sodaß hier sogleich deutlich wird, daß Interpretationen im Sinne empirisch-methodisch kontrollierter reflektierender Interpretation immer als Relation zwischen mindestens zwei empirisch fundierten Gegenhorizonten zu verstehen ist. Und hier findet sich eine Begründung der für die rekonstruktiven Verfahren zentralen Vergleichsgruppenbildung oder komparativen Analyse. - Die Erhöhung der Validität einer Fallanalyse ist also nicht nur an die zunehmende empirische Fundierung des jeweiligen Falles selbst, sondern auch an die zunehmende empirische Fundierung der Vergleichshorizonte gebunden, indem an die Stelle gedankenexperimenteller Vergleichshorizonte empirische, also empirische Fallanalysen treten" (Bohnsack 1987, 408f.).

Selbstverständlich ist die methodisch kontrollierte Interpretation, die sich auf die Konstruktion einer Relation zwischen mindestens zwei empirisch fundierten Gegenhorizonten stützt, ein Ideal empirischer Forschung. Ebenso selbstverständlich ist es jedoch, daß dieses Ideal in der interpretativen Forschungspraxis immer nur approximativ eingelöst werden kann. Die psychologisch-hermeneutische Verständnisbildung basiert - realistisch betrachtet - demzufolge nicht ausschließlich auf dem Vergleich von empirisch fundierten Gegenhorizonten. Insbesondere ist es auch kaum möglich, daß die für die eigenen Interpretationen relevanten Gegenhorizonte allesamt der jeweils eigenen empirischen Forschungsarbeit entstammen. Der Interpret ist im Prozeß der reflektierenden Interpretation wohl grundsätzlich auf Wissensbestände angewiesen, die nicht als Resultat der eigenen empirischen Forschung betrachtet werden können. Er wird auf solche Wissensbestände aber dennoch nicht einfach verzichten, wenn sich dieses Wissen für die eigenen Interpretationsvorhaben als produktiv und funktional erweist.

Wie deutlich geworden sein dürfte, ist die Konsensfähigkeit der Ergebnisse reflektierender Interpretationen davon abhängig, ob die der reflektierenden Interpretation inhärenten Gegenhorizonte als adäquat und 'vertretbar' angesehen werden. Werden zum Beispiel gedankenexperimentell konstruierte Gegenhorizonte als müßige und nicht plausible Spekulationen kritisiert und verwor-

fen, gerät damit auch die Basis der auf diesen Gegenhorizonten aufgebauten reflektierenden Interpretationen ins Wanken. Homologes gilt für jene Gegenhorizonte, die in der persönlichen Erfahrung des Interpreten begründet oder in theoretischen Systemen und Wissensbeständen verwurzelt sind, die üblicherweise ebenfalls nicht von jedem potentiellen Beurteiler akzeptiert werden.²⁰

²⁰Besondere Brisanz erhält die angesprochene Thematik, sobald man berücksichtigt, daß jeder komparativen Analyse im Bereich der Sozialwissenschaften das Moment der Kritik immanent ist. Und diese Kritik ist von einer normativen Dimension und der damit verbundenen Vorstellung eines 'gelingenden' oder vernunftorientierten Lebens in aller Regel schwerlich abzutrennen. Auch psychologische Interpretationen werden in performativer Einstellung vorgenommen, sie besitzen eine rationale Binnenstruktur (Habermas). Mit dem sinnverstehenden Zugang zur psychosozialen Wirklichkeit stellt sich, wie Habermas (1981, 157) formuliert, "die Rationalitätsproblematik unausweichlich". Auch Taylor verabschiedet den Mythos von der 'wertfreien' Wissenschaft und verdeutlicht, daß sozialwissenschaftliche Analysen - wie auch immer - auf die ihrem 'empirischen Material' immanenten Geltungsansprüche reagieren müssen, sei es affirmativ, sei es kritisch: "Das Studium der Wissenschaft vom Menschen ist von der Überprüfung dieser Optionen, zwischen denen Menschen wählen müssen, nicht zu trennen" (Taylor 1975/1985, 220). Auch wenn damit ein heikles und schwieriges Feld betreten wird, das ich an dieser Stelle nicht 'begehen' kann: Ich betrachte es als eines der Grundprobleme sozialwissenschaftlicher Erkenntnisbildung, wie in der empirischen Forschung an alltagsweltliche Wissensbestände angeknüpft werden kann, ohne damit das wissenschaftliche Ziel preiszugeben, die Blindheiten und Partikularitäten alltagsweltlicher Sichtweisen und Praktiken in vernunftorientierter Einstellung zu kritisieren und zu überwinden. Ohne den zuletzt genannten Aspekt liefern sozialwissenschaftliche Erkenntnisse Gefahr, zur bloßen, naiv-empiristischen Reproduktion alltagsweltlicher Wissensbestände und Praktiken zu degenerieren. Demgegenüber ist m.E. an einer Position festzuhalten, die Wissenschaft auch als eine Instanz der Kritik des Alltagslebens begreift, auch wenn damit die vindizierte Überlegenheit wissenschaftlicher Erkenntnisse unabweisbar wird. Dieser Überlegenheitsanspruch ist freilich nicht ohne weiteres zu akzeptieren. (Derart problematische Auswege wie etwa Husserls absolutistischer Rekurs auf das einzig wahrheitsverbürgende Programm der transzendentalen Phänomenologie helfen hier kaum weiter; vgl. Waldenfels 1985b, 41ff.). Im Gegenteil: Dieser Überlegenheitsanspruch muß von Fall zu Fall begründet werden und schließlich intersubjektiv anerkannt werden. (Als Beispiel sei auf die Psychoanalyse verwiesen, die wir - trotz aller denkbaren Einwände - m.E. als eine psychologische Theorie begreifen

Reflektierende Interpretationen beruhen häufig auch auf fragwürdigen Voraussetzungen. Dies läßt sich kaum ändern. Was jedoch angestrebt werden kann und sollte, ist eine möglichst große Transparenz reflektierender Interpretationen, indem die relevanten Gegenhorizonte expliziert werden. Dazu gehört nach Möglichkeit auch, daß die Herkunft dieser Gegenhorizonte geklärt und der Rekurs auf diese Gegenhorizonte begründet wird. Hierbei macht es keinen Unterschied, ob dieses Wissen den Status einer abstrakteren, sozialwissenschaftlichen Theorie besitzt, die für die Entwicklung der Interpretationen heuristisch fruchtbar erscheint, oder ob dieses (z.B. historische, soziologische, sozialpsychologische etc.) Wissen 'unmittelbar' bestimmte Aspekte einer konkre-

können, die die Grenzen unseres alltagsweltlichen Selbstverständnisses in aufklärerischer oder emanzipatorischer Perspektive zu thematisieren und zu überschreiten gestattet; vgl. z.B. Castoriadis 1983, 27ff., Habermas 1968, 262ff., Rorty 1988, 38ff.). Zudem ist die vindizierte Überlegenheit wissenschaftlicher Erkenntnisse nicht total. (Diese Auffassung steht wiederum im Widerspruch zu Husserls 'versteckten' Absolutheitsansprüchen.) Dementsprechend kann umgekehrt auch das Alltagsleben als kritische Instanz gegen wissenschaftliche Erkenntnisse und wissenschaftlich fundierte Praktiken fungieren. Daß der 'gesunde Menschenverstand' nicht nur seine problematischen Seiten hat, sondern bisweilen den wissenschaftlich zugerichteten Verstand zu beschämen vermag, wissen Psychologen wohl nur zu gut. Daß zudem das Alltagsleben, oder, wie wir im Anschluß an Habermas' normativ gehaltvolles 'Lebenswelt'-Konzept formulieren könnten - daß die lebensweltliche Praxis als kritische Instanz gegen wissenschaftliche und systemische Imperative fungieren kann (und sollte), ist heute ebenfalls ein Gemeinplatz - wenngleich vor einer 'Verklärung der Lebenswelt' (Apel) durchaus zu warnen ist (vgl. Habermas 1981b, 171ff.; zum Terminus 'Lebenswelt' vgl. z.B. Welter 1986; zur Kritik an Habermas' Konzept vgl. z.B. Schwemmer 1987, 228ff. und Waldenfels 1985c). Waldenfels Erkundungen in den 'Netzen der Lebenswelt' sind im Übrigen generell dazu geeignet, den Sinn für die soeben postulierte 'egalitäre Dialektik' zwischen alltäglicher und wissenschaftlicher (und philosophischer) Erfahrungs- und Erkenntnisbildung zu schärfen: "Alltägliche Erfahrung, wissenschaftliche Forschung und philosophische Explikation treten in ein Spannungsfeld, das einseitige Über- und Unterordnungen ausschließt" (Waldenfels 1985a, 16).

ten Lebenspraxis artikuliert.²¹

Unabhängig von der Herkunft der in die reflektierende Interpretation und damit in die komparativen Analyse eingehenden Gegenhorizonte kann zusammenfassend und abschließend festgehalten werden: Vergleiche zu entwickeln ist der Kern reflektierender Interpretationen und damit der Kern psychologisch-interpretativer Kreativität. Reflektierende Interpretationen sind, methodologisch betrachtet, der wesentliche Bestandteil komparativer Analysen. Und komparative Analysen sind der wesentliche Bestandteil der Metho-

²¹ Wie gesagt können im Prozeß der komparativen Analyse (auch) sozialwissenschaftliche Theorien zu Zwecken der erkenntniserweiternden Generierung von relevanten Interpretationen herangezogen werden. Wissenschaftliche Erkenntnisse und Theorien sind dementsprechend nicht allein das Ziel psychologischer Forschung, sie stellen auch wichtige Bedingungen der Gegenstandskonstitution und der Erkenntnisbildung in der interpretativen Forschung dar. Diese Einsicht muß gegen die bisweilen naiv-empiristischen Vorstellungen verteidigt werden, die m.E. in der interpretativen Forschung durchaus verbreitet sind. Nicht selten schlägt das 'Prinzip Offenheit' (Hoffmann-Riem 1980), sobald es verabsolutiert wird, in ein 'Prinzip Naivität' gegenüber den eigenen theoretischen Voraussetzungen um, die doch in beträchtlichem Maße mitbestimmen, wie/welche empirischen Materialien erhoben und wie/welche Erkenntnisse schließlich entwickelt werden können. M.E. sollte in der empirischen Forschung gerade die Spannung aufrechterhalten werden zwischen einer wohlbegründeten Offenheit gegenüber alltagsweltlichen Erfahrungs- und Wissensbeständen einerseits, und theoretisch begründeten Vorgehensweisen und Analyseperspektiven andererseits. Dies bedeutet unter anderem, daß es in der Phase der Textanalyse darum gehen kann, in theoretisch begründeten Perspektiven Interpretationen zu entwickeln, die uns zu einem gegenüber dem Alltagswissen vertieften Verständnis der alltagssweltlichen Praxis führen, das nicht zuletzt in modifizierten oder neuen Theorien Ausdruck finden kann (vgl. dazu Taylors (1981) Konzept einer 'Sprache des durchsichtigen Kontrastes'). Die skizzierte Methodologie der komparativen Analyse gestattet es dabei, prinzipiell jede vorhandene Theorie heranzuziehen, sobald es um die theoretisch fundierte Formulierung von psychologisch relevanten Interpretationen geht. Dies heißt freilich nicht, daß die Auswahl entsprechender Theorien vollkommen eklektizistisch oder willkürlich verlaufen könnte. Selbstverständlich sollten Gründe für den Rekurs auf eine bestimmte Theorie angeführt werden, die primär auf den argumentativen Nachweis abzielen, daß die entsprechende Theorie im Hinblick auf den Gegenstand und die bereichsspezifische Themenstellung der empirischen Untersuchung angemessen erscheint.

dik einer interpretativen Psychologie, deren Ziel letztlich in der Konstruktion von bereichsspezifischen Typiken und Typologien besteht. Die auf reflektierenden Interpretationen beruhende Analyse des 'einzelnen Falls' wurde dabei als unumgänglicher methodischer Zwischenschritt einer psychologisch-typisierenden Erkenntnisbildung verstanden, die schließlich von den idiosynkratischen Momenten eines individuellen Lebens abstrahiert. Zunächst aber, das möchte ich noch einmal betonen, ist die reflektierende Interpretation subjektorientiert, d.h.: In aller Regel wird man in der psychologischen Biographieforschung subjektbezogene (exemplarische) Einzelfallstudien anstellen, bevor man zur Konstruktion bereichs- oder themaspezifischen Typiken forschreitet. Solche Einzelfallstudien liefern ein 'individuelles Portrait', durch das die Lebensgeschichte eines Menschen als eine in ihren temporalen und sinnhaften Verweisungsstrukturen dargestellte und plausibilisierte Gesamtgestalt präsentiert wird.²²

Erst im Anschluß an die subjektbezogenen Einzelfalldarstellungen wird der biographische Lebenszusammenhang von Individuen 'zergliedert' und selektiv thematisiert: je nach den thematischen Relevanzsetzungen und den Erfordernissen, die sich im Hinblick auf die Konstruktion einer bereichsspezifischen Typik stellen. Wenn wir beispielsweise in psychologisch-typisierender Perspektive darstellen, verstehen und erklären wollen, wie Menschen auf eine Kündigung ihres Arbeitsplatzes reagieren (können), werden

²²Vgl. hierzu Bohnsack (1987, 407ff., 425ff.), der in einem außerordentlich aufwendigen Verfahren die Konstruktion von reflektierenden Interpretationen und Einzelfalldarstellungen – die sich bei ihm auf Gruppenprozesse/-diskussionen beziehen – in zwei getrennten Arbeitsschritten realisiert. Ich schlage aus arbeitsökonomischen Gründen vor, die Ausarbeitung reflektierender Interpretationen unmittelbar an die Darstellung eines einzelnen Falls zu koppeln (und in einer späteren Phase an die Konstruktion einer Typik). Am Rande sei angemerkt, daß auch bei Bohnsack die Entwicklung reflektierender Interpretationen und die Einzelfalldarstellung eng miteinander verwoben sind, so daß die von ihm getroffene Unterscheidung in der Auswertungspraxis sicherlich keine völlig voneinander unabhängigen Prozeduren trennt. Vielmehr ist ja gerade für die reflektierende Interpretation "die Besonderheit oder Gesamtgestalt des Falles oberster Bezugspunkt von Analyse und Darstellung" (a.a.O., 409). Zu ergänzen ist, daß die Darstellung der Besonderheit des Einzelfalles wiederum die Grundlage für die Konstruktion von Typiken und Typologien abgibt, die in aller Regel das 'letzte' Ziel psychologischer Erkenntnisbildung ist.

wir nur diejenigen Textpassagen aus den einzelnen autobiografischen Interviewtexten analysieren, die für diese spezifische Fragestellung interessant erscheinen und dementsprechend in die komparativen Analysen eingehen sollen.

Die in der Einzelfalldarstellung unverwechselbar 'persönliche Note' der thematisierten Erfahrungen, Entwicklungen, Deutungs- und Orientierungsmuster wird in der Konstruktion einer Typik unterdrückt und eliminiert. Zwar baut die Konstruktion einer Typik auf der Rekonstruktion der lebensgeschichtlichen Erfahrungszusammenhänge bestimmter Subjekte auf. Diese Subjekte erscheinen jedoch in den typisierenden Abstraktionen nicht mehr als identifizierbare Individuen im emphatischen Sinne des Wortes; die Lebensgeschichte dieser Subjekte ist in einer Typik nicht mehr in ihrer Ganzheit und Einmaligkeit von Interesse, sondern nur noch unter den Gesichtspunkten, die für die komparative Analyse und die Konstruktion einer Typik relevant sind. Die Typik zielt auf die Explikation von thematisch spezifizierten Aspekten ab. Um die sinnhaften, die reflexiven und funktionalen Zusammenhänge zwischen bestimmten Erfahrungen, bestimmten psychischen Verarbeitungsprozessen, bestimmten Deutungs-, Orientierungs- und Handlungsmustern in einer potentiell generalisierbaren Weise explizieren und in einer Typik darstellen zu können, sieht der Wissenschaftler bewußt von der 'Wirklichkeit unverwechselbarer Individualitäten' ab. Eine Typik zu konstruieren impliziert, das Leben eines konkreten und einmaligen Menschen nur soweit in Betracht zu ziehen, wie es die Sache erfordert. Und diese 'Sache' besitzt, wie deutlich geworden sein sollte, einen transindividuellen Bedeutungsgehalt.

Meine Ausführungen sollten nicht zuletzt zeigen: Die Charakteristik psychologischen Wissens kann jenseits der bisweilen irreführenden Alternative zwischen der 'Idiographie der klassischen Einzelfallanalyse' und dem 'Universalismus' nomologischer Wissenschaftskonzeptionen beschrieben werden. Die subjektorientierte Analyse einzelner Phänomene und die Formulierung potentiell generalisierbarer Erkenntnisse sind nicht mehr voneinander zu trennen, wenn einerseits die psychologische Interpretation an die Methodik der komparativen Analyse gebunden ist und andererseits offenkundig ist, daß der Begriff der 'Interpretation' und ebenso der Begriff des 'psychologischen Wissens' nur im Rekurs auf das sozialanthropologisch fundierte Konzept der 'Typisierung' zu

klären sind.

Wenn das Subjekt - mit Mead - als sozial konstituiert begriffen wird, 'transportieren' die im autobiographischen Text eines Menschen artikulierten Erfahrungen immer auch Aspekte eines mit anderen Menschen geteilten Lebens. Erfahrungen konstituieren nicht nur eine unverwechselbar persönliche Geschichte und ein individuelles Selbst, sondern auch soziale Gemeinsamkeiten und gruppenbezogene Selbst- und Weltverständnisse oder 'Identitäten'.

Wir alle partizipieren - mit unseren Gedanken, Gefühlen und unseren stellungnehmenden Handlungen - tagtäglich an den kommunikativ vermittelten Erfahrungen von Anderen. Und nicht selten hören wir im Reden dieser Anderen unsere eigene Stimme und werden damit Zeuge einer menschlichen Grunderfahrung: der Erfahrung nämlich, daß individuelle Erlebnisse, individuelle Selbst- und Weltverständnisse nicht nur Differenzen zwischen Individuen markieren können, sondern auch den intersubjektiven Charakter aller Welt- und Selbsterfahrung.

Wenn Orientierungen und Erfahrungen im skizzierten Sinn als mitteilbar und als teilbar aufgefaßt werden können, dann braucht die Gültigkeit der in wissenschaftlich-psychologischer Absicht gebildeten Typisierungen nicht auf den Einzelfall beschränkt bleiben. Nach diesem Verständnis tritt "an die Stelle künstlicher Reproduzierbarkeit als Kriterium für eine universalisierende Theoriebildung (wie sie im Rahmen einer 'objektivistischen', nomothetischen Psychologie angestrebt wird, J.S.) die Identifizierbarkeit von typischen lebensweltlichen Phänomenen in gewissen typischen Situationen für eine typologische Theoriebildung" (Aschenbach & Billmann 1985, 15). Das Kriterium für die Verallgemeinerbarkeit psychologischer Aussagen kann demnach als Frage danach formuliert werden, ob und wieviele Menschen ihre Erfahrungen und Orientierungen in solchen psychologischen Aussagen wiedererkennen können oder - wie man angesichts der Möglichkeit menschlicher Selbsttäuschungen ergänzen muß - unter den idealen Umständen eines nicht 'verzerrten' Bewußtseins wiedererkennen könnten. Insofern sich mehrere Menschen in den sozialwissenschaftlichen Typisierungen wiedererkennen oder unter - vom Wissenschaftler kontrafaktisch unterstellten - veränderten sozialen und subjektiven Voraussetzungen wiedererkennen könnten, kann mit gutem Grund der Anspruch auf transindividuelle Gültigkeit dieser

psychologischen Analyseergebnisse erhoben werden. Transindividuelle Gültigkeit kommt jenen Erkenntnissen einer rekonstruktiv-hermeneutischen Psychologie zu, in denen "Eines für ein Anderes steht, wenige für viele, ein Einzelnes für ein Gesamtes, n für N" (Wahl, Honig & Gravenhorst 1982, 204). Transindividuell gültig sind jene Erkenntnisse der Psychologie, die, obzwar ihre Konstruktion beim individuellen Phänomen und der subjektivitätsorientierten Detaillierung von Erfahrungen, Orientierungen, Entwicklungen etc. ansetzte, gleichwohl über das Singuläre und Einzigartige eines individuellen Lebens hinausweisen. Transindividuelle Erkenntnisse artikulieren Gemeinsamkeiten zwischen differenten Subjekten, sie eröffnen die Möglichkeit, Individuelles zu transzendieren, insofern es durch den Nachweis einer charakteristischen Ähnlichkeit mit einem anderen individuellen Phänomen verbunden werden kann.

Abstrahierende und typisierende Darstellungs-, Interpretations- und Erklärungsformen sind prinzipiell auf Generalisierbarkeit hin angelegt. Das Singuläre und Individuelle fungiert in der abstrakten und typisierenden Sprache der Sozialwissenschaften als Repräsentant für ein allgemeineres, sozial verbreitetes Moment soziokultureller und psychischer Wirklichkeiten. Über die quantitative Verbreitung der explizierten und analysierten Orientierungs- und Erfahrungsmuster läßt sich freilich allein mit quantitativen Studien etwas aussagen. Stichprobentheoretisch abgesicherte Repräsentativitätsansprüche können, solange man allein im Medium der Interpretation zu sozialwissenschaftlichen Erkenntnissen gelangt, selbstverständlich nicht gestellt werden. Daß die historisch-psychologische Biographieforschung auch ohne die Erfüllung derartiger Ansprüche in aller Regel nicht über die Einmaligkeiten des Individuums und seiner Welt spricht, sondern über das in jedem individuellen Leben zum Ausdruck kommende Allgemeine der subjektivitätskonstituierenden sozialen Strukturen und Prozesse, habe ich dargelegt und ausführlich begründet.

Natürlich kann diese Einsicht nicht zuletzt auf meine eigene Arbeit bezogen werden, in der ich, um mit den Worten des Autors zu schließen, der bereits das Motto lieferte, nichts Individuelles sehe, sonst hätte ich nichts Derartiges geschrieben.

5. LITERATUR

- Abel, T. (1953): The Operation Called 'Verstehen'. In: H. Feigl & M. Brodbeck (Hrsg.): *Readings in the Philosophy of Science*. New York.
- Adorno, Th. W. (1969): Einleitung. In: Th. W. Adorno et al.: *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*. Darmstadt, Neuwied.
- Adorno, Th. W. (1973): *Negative Dialektik*. Ges. Schriften, Bd. 6. Frankfurt/M.
- Alheit, P. (1985): Alltag und Biographie. Erzählte Lebensgeschichten als Ansatz einer empirischen Alltagsforschung. In: P. Alheit: *Alltag und Biographie. Studien zur gesellschaftlichen Konstruktion biographischer Perspektiven*. Bremen.
- Alheit, P. & B. Dausien (1983): Zur thematischen Relevanz der Arbeit in proletarischen Lebensgeschichten. Eine exemplarische Untersuchung im Rahmen der 'biographischen Methode'. Bremen.
- Allport, G.W. (1942): *The use of personal documents in psychological science*. New York.
- Angehrn, E. (1985): *Geschichte und Identität*. Berlin, New York.
- Apel, K.-O. (1984): Geschichtliche Phasen der Herausforderung der praktischen Vernunft. Die konventionelle Moral der Institutionen und die Entwicklungsformen des moralischen Bewußtseins. In: K.-O. Apel, D. Böhler & G. Kadelbach (Hrsg.): *Praktische Philosophie/Ethik: Dialoge 1*. Frankfurt/M.
- Apel, K.-O., J. Manninen & R. Tuomela (Hrsg.): *Neue Versuche über Erklären und Verstehen*. Frankfurt/M.
- Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (1976): *Kommunikative Sozialforschung*. München.
- Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (1981) (Hrsg.): *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit*. Opladen.
- Aristoteles (1983): *Metaphysik*. Stuttgart.
- Aschenbach, G. (1984): *Erklären und Verstehen in der Psychologie. Zur methodischen Grundlegung einer humanistischen Psychologie*. Bad Honnef.
- Aschenbach, G. & E. Billmann-Mahecha (1985): Zur Notwendigkeit einer methodischen Wende in der Handlungspsychologie. Erlangen: Memorandum Nr. 8 des Instituts für Psychologie der Universität Erlangen-Nürnberg.
- Aschenbach, G., E. Billmann-Mahecha, J. Straub & H. Werbik (1983): Das Problem der Konsensbildung und die Krise der nomothetischen Psychologie. In: G. Jüttemann (Hrsg.): *Psychologie in der Veränderung. Perspektiven für eine gegenstandsangemessene Forschungspraxis*. Weinheim.
- Aschenbach, G., E. Billmann-Mahecha & W. Zitterbarth (1985): Kulturwissenschaftliche Aspekte qualitativer psychologischer Forschung. In: G. Jüttemann (Hrsg.): *Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder*. Weinheim.
- Baacke, D. & T. Schulze (Hrsg.) (1985): *Pädagogische Biographieforschung*.

- Orientierungen, Probleme, Beispiele. Weinheim, Basel.
- Bahrdt, H. P. (1975): Erzählte Lebensgeschichten von Arbeitern. In: M. Osterland (Hrsg.): Arbeitssituation, Lebenslage und Konfliktpotential. Festschrift für Max E. Graf zu Solms-Roedelheim. Frankfurt.
- Barthes, R. (1988): Einführung in die strukturelle Analyse von Erzählungen. In: R. Barthes: Das Semiotische Abenteuer. Frankfurt/M.
- Baumgartner, H.M. (1972a): Kontinuität als Paradigma historischer Konstruktion. Phil. Jahrbuch 79, 254-268.
- Baumgartner, H.M. (1972b): Kontinuität und Geschichte. Zur Kritik und Metakritik der historischen Vernunft. Frankfurt/M.
- Baumgartner, H.M. (1976): Thesen zur Grundlegung einer transzendentalen Historik. In: H.-M. Baumgartner & J. Rüsen (Hrsg.): Seminar: Geschichte und Theorie. Umrisse einer Historik. Frankfurt/M.
- Baumgartner, H. M. (1979): Erzählung und Theorie in der Geschichte. In: J. Kocka & T. Nipperdey (Hrsg.): Theorie und Erzählung in der Geschichte. München.
- Baumgartner, H. M. & J. Rüsen (Hrsg.) (1976): Seminar: Geschichte und Theorie. Umrisse einer Historik. Frankfurt/M.
- Beck, U. (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/M.
- Bertaux, D. (Hrsg.)(1981): Biographie and society. Beverly Hills.
- Böhler, D. (1985): Rekonstruktive Pragmatik. Frankfurt/M.
- Böhme, G. (1985): Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. Darmstädter Vorlesungen. Frankfurt/M.
- Bohnsack, R. (1987): Kollektive Lebensorientierungen in Gruppen Jugendlicher. Exemplarische Wege zur empirischen Analyse des Zusammenhangs von Adoleszenzsentwicklung, Milieu, Geschlecht und Generation. Erlangen: Habilitationsschrift.
- Bonß, W. (1982): Die Einübung des Tatsachenblicks. Zur Struktur und Veränderung empirischer Sozialforschung. Frankfurt/M.
- Brandtstädter, J. (1984): Entwicklung unter Handlungsaspekten: Aussichten für die entwicklungspsychologische Theoriebildung und Anwendung. In: H. Lenk (Hrsg.): Handlungstheorien interdisziplinär III, Zweiter Halbband. München.
- Brandtstädter, J. (1985): Personale Entwicklungskontrolle und regulatives Handeln: Überlegungen und Befunde zu einem vernachlässigtem Forschungsthemma. In: L. Montada (Hrsg.): Bericht über die 7. Tagung Entwicklungspsychologie in Trier. Trier.
- Brandtstädter, J. (1986): Personal self-regulation of development: Cross-sequential analyses of development-related control beliefs and emotions in the age range from 30 to 60 years. Berichte aus der Arbeitsgruppe 'Entwicklung und Handeln', 20. Trier.

- Brose, H.-G. & B. Hildenbrand (1988) (Hrsg.): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende. Opladen.
- Bruder, K.-J. (1982): Psychologie ohne Bewußtsein. Die Geburt der behavioristischen Sozialtechnologie. Frankfurt/M.
- Bude (1984): Rekonstruktion von Lebenskonstruktionen – eine Antwort auf die Frage, was die Biographieforschung bringt. In: M. Kohli & G. Robert (Hrsg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Stuttgart.
- Bude, H. (1985): Der Sozialforscher als Narrationsanimateur. Kritische Anmerkungen zu einer erzähltheoretischen Fundierung der interpretativen Sozialforschung. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 37, 327–336.
- Bude, H. (1987a): Deutsche Karrieren. Lebenskonstruktionen sozialer Aufsteiger aus der Flakhelfer-Generation. Frankfurt/M.
- Bude, H. (1987): Zum Problem der Selbstdetermination. In: H. G. Soeffner (Hrsg.): Sozialstruktur und soziale Typik. Frankfurt/M., New York.
- Carr, D. (1985): Time, Narrative, and History. Bloomington/Indianapolis.
- Castoriadis, C. (1983): Durchs Labyrinth. Frankfurt/M.
- Cohler, B. J. (1982): Personal Narrative and Life Course. Life-Span Development and Behavior, Vol. 4, 205–241.
- Cook, G. A. (1985): Moralität und Sozialität bei Mead. In: H. Joas (Hrsg.): Das Problem der Intersubjektivität. Neuere Beiträge zum Werk George Herbert Meads. Frankfurt/M.
- Cronk, G. (1987): The Philosophical Anthropology of George Herbert Mead. New York.
- Cuff, E. & D. Francis (1978): Some Features of 'Invited Stories' about marriage breakdown. International Journal of the Sociology of Language, 18, 111–133.
- Danto, A. C. (1980): Analytische Philosophie der Geschichte. Frankfurt/M. (Originalausgabe 1965).
- Deppe, (1982): Drei Generationen Arbeiterleben. Eine sozio-biographische Darstellung. Frankfurt.
- Dilthey, W. (1894): Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie. Gesammelte Schriften, Bd.5, 1923. Berlin.
- Dray, W. H. (1957): Laws ans Explanation in History. Oxford.
- Duerr, H. P. (1978): Traumzeit. Über die Grenzen zwischen Wildnis und Zivilisation. Frankfurt/M.
- Droysen, J.G. (1937): Historik. Vorlesungen über Enzyklopädie und Methodologie der Geschichte. Hrsg. v. R. Hübner (1977). München.
- Düsing, E. (1986): Intersubjektivität und Selbstbewußtsein. Behavioristische, phänomenologische und idealistische Begründungstheorien bei Mead, Schütz, Fichte und Hegel. Köln.
- Ehlich, K. (1980): Erzählen im Alltag. Frankfurt/M.

- Elias, N. (1969): Über den Prozeß der Zivilisation. Köln.
- Elias, N. (1984): Über die Zeit. Arbeiten zur Wissenssoziologie II. Frankfurt/M.
- Erikson, E.H. (1973): Das Problem der Ich-Identität. In: E.H. Erikson: Identität und Lebenszyklus. Frankfurt/M.
- Fellmann, F. (1973): Das Ende des Laplaceschen Dämons. In: R. Koselleck & W.-D. Stempel (Hrsg.): Geschichte - Ereignis und Erzählung. München.
- Fend, H. (1988): Sozialgeschichte des Aufwachsens. Bedingungen des Aufwachsens und Jugendgestalten im zwanzigsten Jahrhundert. Frankfurt/M.
- Feyerabend, P. (1979): Erkenntnis für freie Menschen. Frankfurt/M.
- Filipp, S.-H. (1981): Ein allgemeines Modell für die Analyse kritischer Lebensereignisse. In: S.-H. Filipp (Hrsg.): Kritische Lebensereignisse. München, Wien, Baltimore.
- Fischer, W. (1976): Legitimationsprobleme und Identitätsbildungsprozesse bei evangelischen Theologen. München.
- Fischer, W. (1987): Affirmative und transformative Erfahrungsverarbeitung. In: J. Friedrichs (Hrsg.): Technik und sozialer Wandel. Verhandlungen des 23. Deutschen Soziologentages in Hamburg 1986. Beiträge der Sektions- und Ad-hoc-Gruppen. Opladen.
- Foucault, M. (1969): Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft. Frankfurt/M.
- Foucault, M. (1971): Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. Frankfurt/M.
- Foucault, M. (1973): Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks. München.
- Foucault, M. (1983): Sexualität und Wahrheit. Bd. 1: Der Wille zum Wissen. Frankfurt/M.
- Foucault, M. (1986a): Sexualität und Wahrheit. Bd. 2: Der Gebrauch der Lüste. Frankfurt/M.
- Foucault, M. (1986b): Sexualität und Wahrheit. Bd. 3: Die Sorge um sich. Frankfurt/M.
- Foucault, M. (1987): Interviewt von Dreyfus, H. L. & P. Rabinow: Interview mit Michel Foucault. In: H. L. Dreyfus & P. Rabinow: Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik. Frankfurt/M.
- Frank, M. (1986): Die Unhintergehrbarkeit von Individualität. Reflexionen über Subjekt, Person und Individuum aus Anlaß ihrer 'postmodernen' Toterkärfung. Frankfurt/M.
- Frank, M. (1987): Zwei Jahrhunderte Rationalitäts-Kritik und ihre 'postmoderne' Überbietung. In: D. Kamper & W.v. Reijen (Hrsg.): Die unvollendete Vernunft: Moderne versus Postmoderne. Frankfurt/M.
- Frank, M., G. Raulet & W.v. Reijen (1988) (Hrsg.): Die Frage nach dem Subjekt. Frankfurt/M.

- Frankel, C. (1957): Explanation and Interpretation. *Philosophy of Science*, 24, 137-155.
- Freeman, M. (1984): History, Narrative, and Life-Span Developmental Knowledge. *Human Development*, 27, 1-19.
- Freud, S. (1921): Massenpsychologie und Ich-Analyse. In: S. Freud: *Gesammelte Werke XIII*. London: 1940.
- Freud, S. (1923): Das Ich und das Es. In: S. Freud: *Gesammelte Werke XIII*. London: 1940.
- Frey, H.-P. & K. Haußer (1987) (Hrsg): Identität. Entwicklungen psychologischer und soziologischer Forschung. Stuttgart.
- Fuchs, W. (1984): Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden. Opladen.
- Gadamer, H. G. (1986): Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. 5. Aufl. *Gesammelte Werke Bd. 1*. Tübingen. Erstausgabe 1960.
- Gallie, W.B. (1964): Philosophy and the Historical Understanding. London.
- Gergen, K. J. (1982): Toward Transformation in Social Knowledge. New York.
- Gerhardt, U. (1985): Patientenkarrieren. Eine medizinsoziologische Studie. Frankfurt/M.
- Gerhardt, U. (1986): Verstehende Strukturanalyse: Die Konstruktion von Idealtypen als Analyseschritt bei der Auswertung qualitativer Forschungsmaterialien. In: H.-G. Soeffner (Hrsg.): *Sozialstruktur und soziale Typik*. Frankfurt/M., New York.
- Gertz, C. (1973): Dichte Beschreibung. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur. Frankfurt.
- Gildemeister, R. (1987): Institutionalisierungsformen im Grenzbereich von Gesundheit und Krankheit. Eine Feldforschung im Irrgarten von psychosozialer Versorgung. Erlangen: Habilitationsschrift.
- Glaser, B. & A. Strauss (1965): Discovery of substantive theory: a basic strategy underlying qualitative research. *The American Behavioral Scientist*, Bd. 8, 5-12.
- Glaser, B. & A. Strauss (1967): The Discovery of Grounded Theory. Strategies for Qualitative Research. Chicago.
- Grathoff, R. (1987): Zur gegenwärtigen Rezeption von George Herbert Mead. *Philosophische Rundschau*, 34, 1/2, 131-145.
- Graumann, C. F. (1979): Die Scheu des Psychologen vor der Interaktion. Ein Schisma und seine Geschichte. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 10, 284-304.
- Graumann, C.F. & A. Metraux (1977): Die Phänomenologische Orientierung in der Psychologie. In: K. Schneewind (Hrsg.): *Wissenschaftstheoretische Grundlagen der Psychologie*. München/Basel.
- Groeben, N. (1986): Handeln, Tun, Verhalten als Einheiten einer verstehend erklärenden Psychologie. Tübingen.

- Gross, P. (1985): Bastmentalität: ein postmoderner Schwebzustand? In: T. Schmid (Hrsg.): Das pfeifende Schwein. Berlin.
- Haag, F., H. Krüger, W. Schwärzel & J. Wildt (Hrsg.) (1975): Aktionsforschung. Forschungsstrategien, Forschungsfelder und Forschungspläne. München.
- Habermas, J. (1964): Gegen einen positivistisch halbierten Rationalismus. In: Th. W. Adorno et al. (1969): Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie. Darmstadt, Neuwied.
- Habermas, J. (1967): Ein Literaturbericht: Zur Logik der Sozialwissenschaften. In: J. Habermas (1982): Zur Logik der Sozialwissenschaften. Frankfurt/M.
- Habermas, J. (1968): Erkenntnis und Interesse. Frankfurt/M.
- Habermas, J. (1971): Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz. In: J. Habermas & N. Luhmann: Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie. Frankfurt/M.
- Habermas, J. (1973): Wahrheitstheorien. In: H. Fahrenbach (Hrsg.): Wirklichkeit und Reflexion. Festschrift für W. Schulz. Pfullingen.
- Habermas, J. (1981a): Theorie des kommunikativen Handelns. Bd. 1: Handlungs rationalität und gesellschaftliche Rationalisierung. Frankfurt/M.
- Habermas, J. (1981b): Theorie des kommunikativen Handelns. Bd. 2: Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft. Frankfurt/M.
- Habermas, J. (1983): Rekonstruktive versus verstehende Sozialwissenschaften. In: J. Habermas: Moralbewußtsein und kommunikatives Handeln. Frankfurt/M.
- Habermas, J. (1985): Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen. Frankfurt/M.
- Habermas, J. (1986): Entgegnung. In: A. Honneth & H. Joas (Hrsg.): Kommunikatives Handeln. Beiträge zu Jürgen Habermas' 'Theorie des kommunikativen Handelns'. Frankfurt/M.
- Habermas, J. (1988): Individuierung durch Vergesellschaftung. Zu G.H. Meads Theorie der Subjektivität. In: J. Habermas: Nachmetaphysisches Denken. Philosophische Aufsätze. Frankfurt/M.
- Hahn, A. (1987): Identität und Selbstbestimmung. In: A. Hahn & V. Kapp (Hrsg.): Selbstthematisierung und Selbstzeugnis: Bekenntnis und Geständnis. Frankfurt/M.
- Hahn, A. & V. Kapp (Hrsg.) (1987): Selbstthematisierung und Selbstzeugnis: Bekenntnis und Geständnis. Frankfurt/M.
- Halbwachs, M. (1985): Das Gedächtnis und seine sozialen Beziehungen. Frankfurt/M. (Originalausgabe 1925).
- Hardtwig, W. (1979): Theorie oder Erzählung - eine falsche Alternative. In: J. Kocka & T. Nipperdey (Hrsg.): Theorie und Erzählung in der Geschichte. München.
- Heidegger, M. (1927): Sein und Zeit. Tübingen (13. Auflage, 1976).
- Heinritz, C. (1988): BIOLIT. Literaturübersicht aus der Biographieforschung

- und der Oral History 1978 - 1988. Bios, Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 1/88, 121 - 167.
- Heim, B.P. (1985): Time and Reality in American Philosophy. Amherst.
- Hempel, C. G. (1942): The function of general laws in History. The Journal of Philosophy, 39, 35 - 48.
- Hempel, C. G. (1965): Aspects of Scientific Explanation. New York, London.
- Hempel, C.G. (1972): Wissenschaftliche und historische Erklärungen. In: H. Albert (Hrsg.): Theorie und Realität. Tübingen.
- Hempel, C. G. & P. Oppenheim (1948): Studies in the Logic of Explanation. Philosophy of Science, 15, 135 - 175.
- Heinritz, Ch. (1988): BIOLIT. Literaturüberblick aus der Biographieforschung und der Oral History 1978-1988. Bios. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 1/88 & 2/88.
- Herder, G. (1778): Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele. Stuttgart.
- Hermanns, H. (1982): Berufsverlauf und soziale Handlungskompetenz von Ingenieuren. Eine biographianalytische Untersuchung auf der Basis narrativer Interviews. Kassel.
- Herrmann, T. (1979): Psychologie als Problem. Stuttgart.
- Herrmann, T. (1987): Die nomologische Psychologie und das intentionale Deutungsmuster. In: Kritische Psychologie als Subjektwissenschaft. Klaus Holzkamp zum 60. Geburtstag. Frankfurt.
- Heuss, A. (1973): Zum Problem einer geschichtlichen Anthropologie. In: H.-G. Gadamer & P. Vogler (Hrsg.): Neue Anthropologie. Stuttgart.
- Hoerning, E. M. (1980): Biographische Methode in der Sozialforschung. Das Argument, 22, 123, 677 - 687.
- Hoerning, E. M. (1987): Übergänge im Lebenslauf. Forschungsansätze. In: W. Voges (Hrsg.): Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung. Opladen.
- Hoffmann-Riem, Ch. (1980): Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie. Der Datengewinn. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 2, 339 -372.
- Holzkamp, K. (1970): Zum Problem der Relevanz psychologischer Forschung für die Praxis. Psychologische Rundschau, XXII, 1-22.
- Holzkamp, K. (1972): Verborgene anthropologische Voraussetzungen der allgemeinen Psychologie. In: K. Holzkamp: Kritische Psychologie. Vorbereitende Arbeiten. Frankfurt/M.
- Honneger, C. (1977) (Hrsg.): Schrift und Materie der Geschichte. Frankfurt/M.
- Horn, K. (Hrsg.) (1979): Aktionsforschung - Balanceakt ohne Netz. Methodologische Kommentare. Frankfurt/M.
- Husserl, E. (1936): Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendentale Phänomenologie. Hamburg: 1977.

- Inhetveen, R. (1980): Szentismus. In: J. Speck (Hrsg.) Handbuch wissenschafts-theoretischer Grundbegriffe. Bd. 3. Göttingen.
- James, W. (1890): The principles of psychology. Bd. 1. New York.
- Jaspers, K. (1948): Allgemeine Psychopathologie. 4.Aufl. Göttingen, Heidelberg.
- Joas, H. (1978): George H. Mead. In: D. Käsler (Hrsg.): Klassiker des soziologischen Denkens. Bd. II: Von Weber bis Mannheim. München.
- Joas, H. (1980): Praktische Intersubjektivität. Die Entwicklung des Werkes von G. H. Mead. Frankfurt/M.
- Joas, H. (1985): Einleitung. Neuere Beiträge zum Werk George Herbert Meads. In: H. Joas (Hrsg.): Das Problem der Intersubjektivität. Neuere Beiträge zum Werk George Herbert Meads. Frankfurt/M.
- Joas, H. (1987): Institutionalisierung als kreativer Prozeß. Manuskript, erscheint gekürzt in: American Journal of Sociology 94 (1988/89)
- Joas, H. (1988): Eine soziologische Transformation der Praxisphilosophie - Giddens Theorie der Strukturierung. Einleitung zu: A. Giddens: Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung. Frankfurt/M., New York.
- Joas, H. (1989): Die Kreativität des Handelns und die Intersubjektivität der Vernunft. Meads Pragmatismus und Gesellschaftstheorie. Vorwort zur Taschenbuchausgabe von: H. Joas: Praktische Intersubjektivität. Die Entwicklung des Werkes von G.H. Mead. Frankfurt/M.
- Johnson, G. A. (1984): Historicity, Narratives, and the Understanding of Human Life. Journal of the British Society for Phenomenology, 15, 3, 216 - 230.
- Jüngel, E. Metaphorische Wahrheit. Erwägungen zur theologischen Relevanz der Metapher als Beitrag zur Hermeneutik einer narrativen Theologie. Evangelische Theologie, Sonderheft: P. Ricoeur & E. Jüngel (Hrsg.): Zur Hermeneutik religiöser Sprache. München.
- Jüttemann, G. (1984): Klinisch-psychologische Diagnostik in neuer Sicht. In: G. Jüttemann (Hrsg.): Neue Aspekte klinisch-psychologischer Diagnostik. Göttingen.
- Jüttemann, G. (1985): Induktive Diagnostik als gegenstandsangemessene psychologische Grundlagenforschung. In: G. Jüttemann (Hrsg.): Qualitative Forschung in der Psychologie. Heidelberg.
- Jüttemann, G. (1986) (Hrsg.): Die Geschichtlichkeit des Seelischen. Der historische Zugang zum Gegenstand der Psychologie. Weinheim.
- Jüttemann, G. (1987): Das Allgemeine am Individuellen als Fragestellung der Allgemeinen Psychologie. In: G. Jüttemann & H. Thomae (Hrsg.): Biographie und Psychologie. Berlin, Heidelberg.
- Jüttemann, G. & H. Thomae (Hrsg.)(1987): Biographie und Psychologie. Berlin, Heidelberg.
- Kallmeyer, W. & F. Schütze (1977): Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung: Dargestellt am Beispiel von Erzählungen und

- Beschreibungen. In: D. Wegner (Hrsg.): Gesprächsanalyse. Hamburg.
- Kambartel, F. (1968): Erfahrung und Struktur - Bausteine zu einer Kritik des Empirismus und Formalismus. Frankfurt/M.
- Kambartel, F. (1972): Erfahrung: In: H. J. Ritter (Hrsg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 2. Darmstadt.
- Kamlah, W. (1973): Philosophische Anthropologie. Sprachkritische Grundlegung und Ethik. Mannheim.
- Kamlah, W. & P. Lorenzen (1973): Logische Propädeutik. Vorschule des vernünftigen Redens. Mannheim.
- Kamper, D. & W.v. Reijen (Hrsg.) (1987): Die unvollendete Vernunft: Moderne versus Postmoderne. Frankfurt.
- Kempf, W. (1987): Psychologische Forschung als Begegnung. In: J. Brandstädter (Hrsg.): Struktur und Erfahrung in der psychologischen Forschung. Berlin, New York.
- Kemp, W. & G. Aschenbach (1981): Zu Aufgaben und Gegenstand der Psychologie. In: W. Kempf & G. Aschenbach (Hrsg.): Konflikt und Konfliktbewältigung. Handlungstheoretische Aspekte einer praxisorientierten psychologischen Forschung. Bern.
- Keupp, H. (1988): Auf der Suche nach der verlorenen Identität? In: H. Keupp: Riskante Chancen. Das Subjekt zwischen Psychokultur und Selbstorganisation. Sozialpsychologische Studien. Heidelberg.
- Kleining, G. (1982): Umriß zu einer Methodologie qualitativer Sozialforschung. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 34, 224 - 253.
- Kleist, H. v. (1977): Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden. In: H. v. Kleist: Sämtliche Werke und Briefe, hrsg. v. H. Sembdner, 2. Bd. München.
- Koch, S. (1959): Epilogue. In: S. Koch (Hrsg.): Psychology. A Study of a Science. Vol. III. New York.
- Kocka, J. & T. Nipperdey (Hrsg.) (1979): Theorie und Erzählung in der Geschichte. Beiträge zur Historik, Band 3. München.
- Kocka, J. & T. Nipperdey (1979): Einführung. In: J. Kocka & T. Nipperdey (Hrsg.): Theorie und Erzählung in der Geschichte. München.
- Kohlberg, L. (1974): Zur kognitiven Entwicklung des Kindes. Drei Aufsätze. Frankfurt/M.
- Kohlberg, L. (1974): Stufe und Sequenz. In: L. Kohlberg: Zur kognitiven Entwicklung des Kindes. Drei Aufsätze. Frankfurt/M.
- Kohlberg, L. (1976): Moral stages and moralization: the cognitive development approach. In: L. Kohlberg: Moral development and behavior. New York.
- Kohlberg, L. (1981): Essays on Moral Development. Volume One: The Philosophy of Moral Development. San Francisco.
- Kohlberg, L. (1984): Essays on Moral Development. Volume Two: Psychology of Moral Development. San Francisco.

- Kohli, M. (1978): Soziologie des Lebenslaufs. Darmstadt, Neuwied.
- Kohli, M. (1981): Wie es zur 'biographischen Methode' kam und was daraus geworden ist. Ein Kapitel aus der Geschichte der Sozialforschung. Zeitschrift für Soziologie, 10, 3, 273 - 293.
- Kohli, M. & Robert (1984): Biographie und soziale Wirklichkeit. Neuere Beiträge und Forschungsperspektiven. Stuttgart.
- König, R. (1984): Soziologie und Ethnologie. In: Ethnologie als Sozialwissenschaft. Sonderheft 26 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie.
- Koselleck, R. (1968): Der Zufall als Motivationsrest der Geschichtsschreibung. In: R. Koselleck 1985): Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten. Frankfurt/M.
- Koselleck, R. (1972): Über die Theoriebedürftigkeit der Geschichtswissenschaft. In: W. Conze (Hrsg.): Theorie der Geschichtswissenschaft und Praxis des Geschichtsunterrichts. Stuttgart.
- Koselleck, R. (1973): Darstellung, Ereignis und Struktur. In: R. Koselleck (1985): Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten. Frankfurt/M.
- Koselleck, R., H. Lutz & J. Rüsen (Hrsg.) (1976): Formen der Geschichtsschreibung. Theorie der Geschichte, Beiträge zur Historik. Bd. 4. München.
- Kraft, E., K. Nikolaus & U. Quasthoff (1977): Die Konstitution der konversationellen Erzählung. Folia Linguistica XI, 3/4, 93 - 141.
- Krappmann, L. (1985): Mead und die Sozialisationsforschung. In: H. Joas (Hrsg.): Das Problem der Intersubjektivität. Neuere Beiträge zum Werk George Herbert Meads. Frankfurt/M.
- Kruse, A. (1987): Biographische Methode und Exploration. In: G. Jüttemann & H. Thomae (Hrsg.): Biographie und Psychologie. Berlin, Heidelberg.
- Labov, W. & J. Waltzky (1973): Erzählanalyse. Mündliche Versionen persönlicher Erfahrung. In: J. Ihwe (Hrsg.): Literaturwissenschaft und Linguistik. Bd. 2. Frankfurt/M.
- Lämmert, E. (1973): Zum Wandel der Geschichtserfahrung im Reflex der Romantheorie. In: R. Koselleck & W.-D. Stempel (Hrsg.): Geschichte, Ereignis und Erzählung. Poetik und Hermeneutik. Bd.V. München.
- Legewie, H. (1987): Interpretation und Validierung biographischer Interviews. In: G. Jüttemann & H. Thomae (Hrsg.): Biographie und Psychologie. Berlin, Heidelberg.
- Legewie, H. (1989): Die Einübung des psychologischen Blicks. Erscheint in: Psychologie Heute.
- Leithäuser, T. & B. Volmerg (1988): Psychoanalyse in der Sozialforschung. Eine Einführung. Opladen.
- Leitner, H. (1980): Biographieforschung - Auf dem Weg zur Trivialisierung des Lebens. Literatur Rundschau, 4, 37 - 47.

- Liebel, M. & B. Schonig (1978): Soziographische Zugänge zur Geschichte der Arbeiterjugend. Probleme des Klassenkampfes 33, 127 - 146.
- Lübbecke, H. (1954): Kritische Studie. Das Ende des phänomenologischen Platonismus. Tijdschrift voor Philosophie 16, 639 - 666.
- Lübbecke, H. (1960/61): 'Sprachspiele' und 'Geschichten'. Neopositivismus und Phänomenologie im Spätstadium. Kant-Studien 52, 220 - 234.
- Luhmann, N. (1988): Das Erkenntnisprogramm des Konstruktivismus und die unbekannt bleibende Realität. Bielefeld: Manuskript.
- Mann, G. (1979a): Plädoyer für die historische Erzählung. In: J. Kocka & T. Nipperdey (Hrsg.): Theorie und Erzählung in der Geschichte. München.
- Mann, G. (1979b): Antwort des Fragwürdigen. In: J. Kocka & T. Nipperdey (Hrsg.): Theorie und Erzählung in der Geschichte. München.
- Marquard, O. (1987): Apologie des Zufälligen. Philosophische Überlegungen zum Menschen. In: O. Marquard: Apologie des Zufälligen. Stuttgart.
- Matthes, J. (1984): Über die Arbeit mit lebensgeschichtlichen Erzählungen in einer nicht-westlichen Kultur. In: M. Kohli & G. Robert (Hrsg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven. Stuttgart.
- Matthes, J. (1985a): Zur transkulturellen Relativität erzählanalytischer Verfahren in der empirischen Sozialforschung. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 37, 310 - 326.
- Matthes, J. (1985b): Die Soziologen und ihre Wirklichkeit. Anmerkungen zum Wirklichkeitsverständnis der Soziologie. In: W. Bonß & H. Hartmann (Hrsg.): Entzauberte Wissenschaft. Soziale Welt. Sonderband 3. Göttingen.
- Matthes, J. & F. Schütze (1981): Zur Einführung: Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Opladen.
- Matthes, J., A. Pfeifferberger & M. Stosberg (Hrsg.) (1981): Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Nürnberg.
- McCarthy, T. (1989): Philosophy and Social Practice: Avoiding the Ethnocentric Predicament. In: A. Honneth, T. McCarthy, C. Offe & A. Wellmer (1989): Zwischenbetrachtungen Im Prozeß der Aufklärung. Jürgen Habermas zum 60. Geburtstag. Frankfurt/M.
- Mead, G. H. (1897): Rezension: G. Class: Untersuchungen zur Phänomenologie und Ontologie des menschlichen Geistes. American Journal of Theology, 1, 789 - 792.
- Mead, G. H. (1903): Die Definition des Psychischen. In: G. H. Mead (1987, I): Gesammelte Aufsätze. Bd. I. Hrsg. v. H. Joas. Frankfurt/M.
- Mead, G. H. (1910): Welche sozialen Objekte muß die Psychologie voraussetzen? In: G. H. Mead (1987, I): Gesammelte Aufsätze. Bd. I. Hrsg. v. H. Joas. Frankfurt/M.

- Mead, G. H. (1912): Der Mechanismus des sozialen Bewußtseins. In: G. H: Mead (1987, I): Gesammelte Aufsätze. Bd. I. Hrsg. v. H. Joas. Frankfurt/M.
- Mead, G. H. (1913): Die soziale Identität. In: G. H: Mead (1987, I): Gesammelte Aufsätze. Bd. I. Hrsg. v. H. Joas. Frankfurt/M.
- Mead, G. H. (1923): Wissenschaftliche Methode und wissenschaftliche Behandlung moralischer Probleme. In: G. H: Mead (1987, I): Gesammelte Aufsätze. Bd. I. Hrsg. v. H. Joas. Frankfurt/M.
- Mead, G. H. (1925): Die Genesis der Identität und die soziale Kontrolle. In: G. H: Mead (1987, I): Gesammelte Aufsätze. Bd. I. Hrsg. v. H. Joas. Frankfurt/M.
- Mead, G. H. (1927): Die objektive Realität der Perspektiven. In: G. H: Mead (1987, II): Gesammelte Aufsätze. Bd. II. Hrsg. v. H. Joas. Frankfurt/M.
- Mead, G. H. (1929): Das Wesen der Vergangenheit. In: G. H: Mead (1987, II): Gesammelte Aufsätze. Bd. II. Hrsg. v. H. Joas. Frankfurt/M.
- Mead, G. H. (1936): Movements of Thought in the Nineteenth Century. Hrsg. v. M. E. Moore. Chicago.
- Mead, G. H. (1938): The Philosophy of the Act. Hrsg. v. Ch. W. Morris et al. Chicago.
- Mead, G. H. (1963/64): Metaphysics. Review of Metaphysics 17, 536 -556.
- Mead, G. H. (1968): Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus. Hrsg. v. Ch. W. Morris. Frankfurt/M. (Original 1934).
- Mead, G. H. (1969): Die Philosophie der Sozialität. In: G. H. Mead: Philosophie der Sozialität. Aufsätze zur Erkenntnisanthropologie. Hrsg. v. H. Kellner. Frankfurt. (Original 1932).
- Meier, W. & J. Straub (1987): Brustkrebs als kritisches Lebensereignis. Psychologische Rekonstruktionen und Interpretationen subjektiver Krankheitserfahrungen. Erlangen: Memorandum Nr. 43 des Instituts für Psychologie der Universität Erlangen-Nürnberg.
- Mertens, W. (1975): Sozialpsychologie des Experiments. Das Experiment als soziale Interaktion. Hamburg.
- Michel, G. (1985): Biographisches Erzählen. - Zwischen individuellem Erlebnis und kollektiver Geschichtentradition. Untersuchung typischer Erzählfiguren, ihrer sprachlichen Form und ihrer interaktiven und identitätskonstituierenden Funktion in Geschichten und Lebensgeschichten. Tübingen.
- Miller, D. L. (1973): G. H. Mead. Self, Language and the World. Austin, London.
- Mink, L. O. (1965): The Autonomy of Historical Understanding. History and Theory, vol. V., 1, 24-47.
- Mischel, T. (1981): Psychologische Erklärungen. Gesammelte Aufsätze. Frankfurt/M.
- Mittelstraß, J. (1974): Erfahrung und Begründung. In: J. Mittelstraß: Die Möglichkeit von Wissenschaft. Frankfurt/M.

- Mittelstraß, J. (1982): Technik und Vernunft. Orientierungsprobleme in der Industriegesellschaft. In: J. Mittelstraß: Wissenschaft als Lebensform. Frankfurt/M.
- Moser, H. (1975): Aktionsforschung als kritische Theorie der Sozialwissenschaften. München.
- Moser, H. (1977): Praxis der Aktionsforschung. Ein Arbeitshandbuch. München.
- Nadel, G.H. (1980): History and Theory. Studies in the Philosophy of History. Metahistory: Six Critiques. Beiheft 19. Middletown.
- Natanson, M. (1953): George H. Mead's Metaphysic of Time. Journal of Philosophy 50, 25, 770 - 782.
- Natanson, M. (1956): The Social Dynamics of G. H. Mead. Washington.
- Neue Hefte für Philosophie (1985): Kontingenz. Heft Nr. 24/25.
- Niethammer, L. (Hrsg.) (1980): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der 'Oral History'. Frankfurt/M.
- Nunner-Winkler, G. (1983): Das Identitätskonzept. Eine Analyse impliziter begrifflicher und empirischer Annahmen in der Konstruktbildung. Beiträge zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung der Bundesanstalt für Arbeit: Hochschulexpansion und Arbeitsmarkt. Nürnberg.
- Nunner-Winkler, G. (1987): Identitätskrise ohne Lösung: Wiederholungskrisen, Dauerkrise. In: H.-P. Frey & K. Haußer (Hrsg.): Identität. Entwicklungen psychologischer und soziologischer Forschung. Stuttgart.
- Osterland, M. (1978): Lebensbilanzen und Lebensperspektiven von Industriesarbeitern. In: M. Kohli (Hrsg.): Soziologie des Lebenslaufs. Darmstadt, Neuwied.
- Paul, S. (1979): Begegnungen. Zur Geschichte persönlicher Dokumente in Ethnologie, Soziologie und Psychologie. 2 Bände. München.
- Paul, S. (1987): Die Entwicklung der biographischen Methode in der Soziologie. In: G. Jütemann & H. Thomae (Hrsg.): Biographie und Psychologie. Berlin, Heidelberg.
- Popper, K. R. (1935): Logik der Forschung. Wien.
- Politzer, G. (1974): Kritik der klassischen Psychologie. Köln.
- Pothast, U. (1988): Philosophisches Buch. Schrift unter der aus der Entfernung leitenden Frage, was es heißt, auf menschliche Weise lebendig zu sein. Frankfurt/M.
- Quasthoff, U. (1980): Gemeinsames Erzählen als Form und Mittel im sozialen Konflikt oder Ein Ehepaar erzählt eine Geschichte. In: K. Ehlich (Hrsg.): Erzählen im Alltag. Frankfurt/M.
- Querkelberghe, R.v. & H. Gieseke (1989): Bibliographie zur Biographieforschung. Psychologie und Nachbardisziplinen. Landau.
- Rehberg, K.-S. (1985): Die Theorie der Intersubjektivität als eine Lehre vom Menschen. George Herbert Mead und die deutsche Tradition der 'Philosophischen Anthropologie'. In: H. Joas (Hrsg.): Das Problem der Intersub-

- jektivität. Neuere Beiträge zum Werk George Herbert Meads. Frankfurt/M.
- Ricoeur, P. (1969/1974): Hermeneutik und Psychoanalyse. Der Konflikt der Interpretationen II. München.
- Ricoeur, P. (1972): Der Text als Modell: hermeneutisches Verstehen. In: W. L. Bühl (Hrsg.): Verstehende Soziologie. Grundzüge und Entwicklungstendenzen. München.
- Ricoeur, P. (1974): Stellung und Funktion der Metapher in der biblischen Sprache. Evangelische Theologie, Sonderheft: P. Ricoeur & E. Jüngel (Hrsg.): Zur Hermeneutik religiöser Sprache. München.
- Ricoeur, P. (1986): Die lebendige Metapher. München.
- Ricoeur, P. (1988): Zeit und Erzählung. München.
- Riedel, M. (1978): Verstehen oder Erklären? Stuttgart.
- Riegel, K. F. (1981): Psychologie, mon amour: Ein Gegentext. München, Wien, Baltimore.
- Riemann, G. (1988): Biographieverläufe psychiatrischer Patienten. Eine empirische Untersuchung aus soziologischer Sicht. München.
- Riemann, G. (1989): Die Thematisierung der Biographie in neueren soziologischen Arbeiten. Soziologische Revue, 12, 248-156.
- Rorty, R. (1988): Vorwort zu: Solidarität oder Objektivität? Stuttgart.
- Rorty, R. (1989): Contingency, Irony, and Solidarity. Cambridge/New York.
- Rossi, P. (Hrsg.) (1987): Theorien der modernen Geschichtsschreibung. Frankfurt/M.
- Rossi, P. (1987): Einleitung. In: P. Rossi (Hrsg.): Theorien der modernen Geschichtsschreibung. Frankfurt/M.
- Rüsén, J. (1986): Rekonstruktion der Vergangenheit. Grundzüge einer Historik II: Die Prinzipien der historischen Forschung. Göttingen.
- Ryle, G. (1969): Der Begriff des Geistes. (Originalausgabe: 1949). Stuttgart.
- Sampson, E. E. (1985): The Decentralication of Identity. Toward a Revised Concept of Personal and Social Order. American Psychologist, 40, 1203-1211.
- Schapp, W. (1953): In Geschichten verstrickt. Zum Sein von Mensch und Ding. Hamburg.
- Schapp, W. (1959/1981): Philosophie der Geschichten. Frankfurt/M.
- Schneider, H. J. (1987): 'Erfahrung' in Wissenschaft und Alltag. Universitas, 1, 44 - 55.
- Schneider, H. J. (1988): 'Erfahrung' und 'Empirie': Zur Einführung. In: H. J. Schneider & R. Inheetveen (Hrsg.): Nichtwissenschaftliche und wissenschaftliche Erfahrung. München.
- Schütz, A. (1932): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Frankfurt.
- Schütz, A. (1953a): Begriffs- und Theoriebildung in den Sozialwissenschaften. In: A. Schütz (1971): Gesammelte Aufsätze. Bd. 1. Das Problem der sozialen Wirklichkeit. Den Haag.

- Schütz, A. (1953b): Wissenschaftliche Interpretation und Alltagsverständnis menschlichen Handelns. In: A. Schütz (1971): Gesammelte Aufsätze. Bd. 1. Das Problem der sozialen Wirklichkeit. Den Haag.
- Schütz, A. (1955): Die Gleichheit und die Sinnstruktur der sozialen Welt. In: A. Schütz (1972): Gesammelte Aufsätze. Bd. 2. Studium zur soziologischen Theorie. Den Haag.
- Schütz, A. (1971): Gesammelte Aufsätze. Bd. 1. Das Problem sozialer Wirklichkeit. Den Haag.
- Schütz, A. (1972): Gesammelte Aufsätze. Bd. 2. Studien zur soziologischen Theorie. Den Haag.
- Schütze, F. (1976): Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung - dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Kommunikative Sozialforschung. München.
- Schütze, F. (1977a): Das narrative Interview. Skizze zu einem methodologischen Projekt zur Entwicklung eines intersubjektiv kontrollier- und übertragbaren 'nichtstandardisierten' Interviewverfahren. Bielefeld: Manuscript.
- Schütze, F. (1977b): Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien - dargestellt an einem Projekt zur Erforschung kommunaler Machtstrukturen. Bielefeld: Manuscript.
- Schütze, F. (1981): Prozeßstrukturen des Lebensablaufs. In: J. Matthes, A. Pfeifenberger & M. Stosberg (Hrsg.): Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Nürnberg.
- Schütze, F. (1983): Biographieforschung und narratives Interview. Neue Praxis 3, 283 - 293.
- Schütze, F. (1984): Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählers. In: M. Kohli & G. Robert (Hrsg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Stuttgart.
- Schütze, F. (1987): Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien I. Kurseinheit 1. Hagen.
- Schütze, F., W. Meinefeld, W. Springer & A. Weymann (1981): Grundlagentheoretische Voraussetzungen methodisch kontrollierten Fremdverstehens. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Bd. 1 u. 2. Opladen.
- Schüler, H. (1980): Ethische Probleme psychologischer Forschung. Göttingen.
- Schulze, T. (1985): Lebenslauf und Lebensgeschichte. In: D. Baacke & T. Schulze (Hrsg.): Pädagogische Biographieforschung. Orientierungen, Probleme, Beispiele. Weinheim, Basel.
- Schwemmer, O. (1976): Theorie der rationalen Erklärung. Zu den methodischen Grundlagen der Kulturwissenschaften. München.

- Schwenmer, O. (1983): Empirie ohne Experiment. Plädoyer für einen methodischen 'Zwischenschritt' bei unserer wissenschaftlichen Erfahrungsbildung. In: G. Jütemann (Hrsg.): Psychologie in der Veränderung. Weinheim, Basel.
- Schwenmer, O. (1987): Handlung und Struktur. Zur Wissenschaftstheorie der Kulturwissenschaften. Frankfurt/M.
- Simmel, G. (1908): Soziologie. Berlin: 1983.
- Stagl, J. (1981): Die Beschreibung des Fremden in der Wissenschaft. In: H. P. Duerr (Hrsg.): Der Wissenschaftler und das Irrationale. Bd. 1. Frankfurt/M.
- Stegmüller, W. (1983): Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie und Analytischen Philosophie. Bd. 1. Erklärung, Begründung, Kausalität. 2. Auflage. Berlin, Heidelberg, New York.
- Stempel, W.-D. (1973): Möglichkeiten einer Darstellung der Diachronie in narrativen Texten. In: W.-D. Stempel (Hrsg.): Beiträge zur Textlinguistik. München.
- Stempel, W.-D. (1973a): Erzählung, Beschreibung und der historische Diskurs. In: R. Koselleck & W.-D. Stempel (Hrsg.): Geschichte, Ereignis und Erzählung. Poetik und Hermeneutik, Bd.V. München.
- Stempel, W.-D. (1973b): Linguistik und Narrativität. In: R. Koselleck & W.-D. Stempel (Hrsg.): Geschichte, Ereignis und Erzählung. Poetik und Hermeneutik, Bd. V. München.
- Stierle, K. (1973): Geschichte als Exemplum - Exemplum als Geschichte. Zur Pragmatik und Poetik narrativer Texte. In: R. Koselleck & W.-D. Stempel (Hrsg.): Geschichte, Ereignis und Erzählung. Poetik und Hermeneutik, Bd. V. München.
- Stierle, K. (1979): Erfahrung und narrative Form. Bemerkungen zu ihrem Zusammenhang in Fiktion und Histogramme. In: J. Kocka & T. Nipperdey (Hrsg.): Theorie und Erzählung in der Geschichte. München.
- Straub, J. (1987): 'Kritische Lebensereignisse': Die Suche der Entwicklungspsychologie nach subjektiven Erfahrungswirklichkeiten. Kritische Anmerkungen zu einem Forschungskonzept. Erlangen: Memorandum Nr. 38 des Instituts für Psychologie der Universität Erlangen-Nürnberg.
- Straub, J. (1989): Gesellschaftliches Verantwortungsbewußtsein und friedenspolitische Handeln. Historisch-psychologische Analysen auf der Basis von narrativen Interviews mit Naturwissenschaftlern. (In Vorbereitung)
- Straub, J. & R. Sichler (1988): Metaphorische Sprechweisen als Modi der interpretativen Repräsentation biographischer Erfahrungen. In: P. Alheit & E. Hoerning (Hrsg.): Zur Organisation biographischen Wissens. Empirische Befunde und theoretische Konzepte. Frankfurt.
- Strube, G. (1985): Knowing what 's going to happen in life. I: A model of biographical knowledge. Forschungsbericht des Max Planck Institut für

- psychologische Forschung. Paper 13/85. München.
- Strube, G., M. Gehringer, J. Ernst & K. Knill: Knowing what 's going to happen in life II: Biographical knowledge in development perspective. Forschungsbericht des Max-Planck-Institutes für Psychologische Forschung, Paper 14/85. München.
- Strube, G. & F. E. Weinert (1987): Autobiographisches Gedächtnis: Mentale Repräsentation der individuellen Biographie. In: G. Jüttemann & H. Thomae (Hrsg.): Biographie und Psychologie. Berlin, Heidelberg, New York.
- Szczepanski, J. (1969): Die biographische Methode. In: R. König (Hrsg.): Handbuch der empirischen Sozialforschung. Stuttgart.
- Szondi, P. (1973): Für eine nicht mehr narrative Historie. In: R. Koselleck & W.-D. Stempel: Geschichte, Ereignis und Erzählung. Poetik und Hermeneutik, Bd. V. München.
- Taylor, Ch. (1975): Interpretation und die Wissenschaft vom Menschen. In: H.-G. Gadamer & G. Boehm (Hrsg.) (1985): Seminar: Die Hermeneutik und die Wissenschaften. Frankfurt/M.
- Taylor, Ch. (1981): Understanding and Explanation in the Geisteswissenschaften. In: S. H. Holtzmann & Ch. M. Leich (Hrsg.): Wittgenstein: To Follow a Rule. London.
- Taylor, Ch. (1988): Foucault über Freiheit und Wahrheit. In: Ch. Taylor: Negative Freiheit. Zur Kritik des neuzeitlichen Individualismus. Frankfurt/M.
- Tenbruck, F.H. (1984): Die unbewältigten Sozialwissenschaften oder Die Abschaffung des Menschen. Graz.
- Tenbruck, F. H. (1985): George Herbert Mead und die Ursprünge der Soziologie in Deutschland und Amerika. Ein Kapitel über die Gültigkeit und Vergleichbarkeit soziologischer Theorien. In: H. Joas (Hrsg.): Das Problem der Intersubjektivität. Neuere Beiträge zum Werk George Herbert Meads. Frankfurt/M.
- Thiel, Ch. (1972): Grundlagenkrise und Grundlagenstreit. Studie über das normative Fundament der Wissenschaften am Beispiel von Mathematik und Sozialwissenschaft. Meisenheim am Glan.
- Thomae, H. (1944): Die Kategorien phänomenologischen Erfassens. Entnommen aus: H. Thomae: Das Wesen der menschlichen Antriebsstruktur. Leipzig. Abgedruckt in: H. Thomae (1985): Dynamik des menschlichen Handelns. Ausgewählte Schriften zur Psychologie 1944-1984. Hrsg. v. U.M. Lehr & F.E. Weinert. Bonn.
- Thomae, H. (1951): Persönlichkeit. Eine dynamische Interpretation. 2. Aufl. 1955. Bonn.
- Thomae, H. (1952): Die biographische Methode in den anthropologischen Wissenschaften. Studium Generale, 5, 163 - 177.
- Thomae, H. (1967): Das Selbstverständnis des Menschen in psychologischer

- Sicht. In: H. Thomae (1985): Dynamik des menschlichen Handelns. Ausgewählte Schriften zur Psychologie 1944-1984. Hrsg. von U.M. Lehr & F.E. Weinert. Bonn.
- Thomae, H. (1968): Das Individuum und seine Welt. Eine Persönlichkeitstheorie. Göttingen.
- Thomae, H. (1969): Die biographische Methode in der Psychologie. In: Enzyklopädie der geisteswissenschaftlichen Arbeitsmethoden, Bd. 7. Oldenburg, München, Wien.
- Thomae, H. (1983): Die Anwendung der biographischen Methode in der psychologischen Stressforschung. Vortrag gehalten am 2./3. 11. in Berlin. Manuskript.
- Thomae, H. (1985a): Zur Relation von qualitativen und quantitativen Strategien psychologischer Forschung. In: G. Jüttemann (Hrsg.): Qualitative Forschung in der Psychologie. Weinheim.
- Thomae, H. (1985b): Dynamik des menschlichen Handelns. Ausgewählte Schriften zur Psychologie 1944-1984. Hrsg. v. U.M. Lehr & F.E. Weinert. Bonn.
- Thomae, H. (1987a): Zur Geschichte der Anwendung biographischer Methoden in der Psychologie. In: G. Jüttemann & H. Thomae (Hrsg.): Biographie und Psychologie. Berlin, Heidelberg.
- Thomae, H. (1987b): Psychologische Biographik als Synthese idiographischer und nomothetischer Forschung. In: G. Jüttemann & H. Thomae (Hrsg.): Biographie und Psychologie. Berlin, Heidelberg, New York.
- Thomae, H. (1988): Das Individuum und seine Welt. 2., völlig neu bearbeitete Auflage. Göttingen.
- Thomae, H. & F. Petermann (1983): Biographische Methode und Einzelfallanalyse. In: H. Feger & J. Bredenkamp (Hrsg.): Datenerhebung. Enzyklopädie der Psychologie. Bd. 1. Göttingen,
- Todorov, T. (1985): Die Eroberung Amerikas. Das Problem des Anderen. Frankfurt/M.
- Toulmin, S. (1981): Voraussicht und Verstehen. Ein Versuch über Ziele der Wissenschaft. Frankfurt/M.
- Tugendhat, E. (1979): Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung. Sprachanalytische Interpretationen. Frankfurt/M.
- Wahl, K., M.-S. Honig & L. Gravenhorst (1982): Wissenschaftlichkeit und Interessen. Zur Herstellung subjektivitätsorientierter Sozialforschung. Frankfurt/M.
- Waldenfels, B. (1985a): Die Abgründigkeit des Sinnes. Kritik an Husserls Idee der Grundlegung. In: B. Waldenfels: In den Netzen der Lebenswelt. Frankfurt/M.
- Waldenfels, B. (1985b): Die verachtete Doxa. Husserl und die fortdauernde Krisis der abendländischen Vernunft. In: B. Waldenfels: In den Netzen der Lebenswelt. Frankfurt/M.

- Waldenfels, B. (1985c): Rationalisierung der Lebenswelt - ein Projekt. Kritische Überlegungen zu Habermas' Theorie des kommunikativen Handelns. In: B. Waldenfels: In den Netzen der Lebenswelt. Frankfurt/M.
- Wehler, U. (1979a): Anwendung von Theorien in der Geschichtswissenschaft. In: J. Kocka & T. Nipperdey (Hrsg.): Theorie und Erzählung in der Geschichte. München.
- Wehler, U. (1979b): Fragen an Fragwürdiges. Eine gedämpfte Replik auf Golo Manns 'Plädoyer'. J. Kocka & T. Nipperdey (Hrsg.): Theorie und Erzählung in der Geschichte. München.
- Weil, E. (1976): Wert und Würde der erzählenden Geschichtsschreibung. Göttingen.
- Welsch, W. (1987): Unsere postmoderne Moderne. Weinheim.
- Welter, R. (1986): Der Begriff der Lebenswelt. Theorien vortheoretischer Erfahrungswelt. München.
- Wenzel, H. (1985): Mead und Parsons. Die emergente Ordnung des sozialen Handelns. In: H. Joas (Hrsg.): Das Problem der Intersubjektivität. Neuere Beiträge zum Werk George Herbert Meads. Frankfurt/M.
- Werbik, H. (1976a): Grundlagen einer Theorie sozialen Handelns. Teil 1: Aufbau der handlungstheoretischen Terminologie. Zeitschrift für Sozialpsychologie, 7, 248-261.
- Werbik, H. (1976b): Grundlagen einer Theorie sozialen Handelns. Teil 2: Regeln für die Entwicklung empirischer Hypothesen. Zeitschrift für Sozialpsychologie, 7, 310-326.
- Werbik, H. (1978): Handlungstheorien. Stuttgart.
- Werbik, H. (1984): Über die nomologische Auslegung von Handlungstheorien. In: H. Lenk (Hrsg.): Handlungstheorien - interdisziplinär. Bd. 3. München.
- Werbik, H. (1986a): 'Psychonomie' und 'Psychologie' Zur Notwendigkeit der Unterscheidung zweier Wissenschaften. In: C. Burrichter, R. Inhetveen & R. Kötter (Hrsg.): Technische Rationalität und rationale Heuristik. München, Wien, Zürich.
- Werbik, H. (1986b): Existenzpsychologie. In: M. Amelang (Hrsg.): Bericht über den 35. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Heidelberg 1986, Bd. 2. Übersichten, Positionen, Integrative Referate. Göttingen, Toronto, Zürich.
- Werbik, H. (1987) Zur rationalen Annehmbarkeit handlungstheoretischer Aussagen. In: J. Brandstädter (Hrsg.): Struktur und Erfahrung in der psychologischen Forschung. Berlin, New York.
- Weymann, A. (1989) (Hrsg.): Handlungsspielräume. Untersuchungen zur Individualisierung und Institutionalisierung von Lebensläufen in der Moderne. Stuttgart.
- White, H. (1986): Die Last der Geschichte. In: H. White: Auch Klio dichtet

- oder die Fiktion des Faktischen. Studien zur Tropologie des historischen Diskurses. Stuttgart: Klett-Cotta.
- White, H. (1973): Metahistory. The historical imagination in nineteenth-century Europe. Baltimore, London.
- White, H. (1987): Das Problem der Erzählung in der modernen Geschichtstheorie. In: P. Rossi (Hrsg.): Theorie der modernen Geschichtsschreibung. Frankfurt/M.
- White, M. (1963): The Logic of Historical Narration. In: S. Hook (Hrsg.): Philosophy and History. A Symposium. New York.
- Wiedemann, P.: (1986): Erzählte Wirklichkeit. Zur Theorie und Auswertung narrativer Interviews. Weinheim, München.
- Wiedemann, P. (1987): Biographieforschung und Klinische Psychologie. In: G. Jüttemann & H. Thomae (Hrsg.): Biographie und Psychologie. Berlin, Heidelberg.
- Wiedemann, P. & U. Becker (1985): The use of narrative data in social research. A contribution to methodology, conduct, and analysis of qualitative interviews. Forschungsbericht.
- Wilson, Th. P. (1973): Theorien und Modelle soziologischer Erklärung. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.) (1981): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Bd. 1 u. 2. Opladen.
- Winch, P. (1987): Die Darstellung der Welt in der Geschichte. In: P. Rossi (Hrsg.): Theorie der modernen Geschichtsschreibung. Frankfurt/M.
- Wittgenstein, L. (1953): Philosophische Untersuchungen. In: L. Wittgenstein (1984): Werkausgabe. Bd. 1. Frankfurt/M.
- Wright, G. H. v. (1974): Erklären und Verstehen. Frankfurt/M.
- Zitterbarth, W. (1987): Postmaterialismus und Lebensorientierung. Systematische Argumentation und exemplarische Erfahrungsbildung für eine Psychologie in kulturwissenschaftlicher Absicht. Frankfurt/M.
- Zitterbarth, W. & H. Werbik (1987): Subjektivität als methodisches Prinzip. Argumente und Verfahrensweisen einer dialogisch-verstehenden Psychologie. In: J. Kriz, H.E. Lück & H. Heidbrink: Wissenschafts- und Erkenntnistheorie. Eine Einführung für Psychologen und Humanwissenschaftler. Opladen.